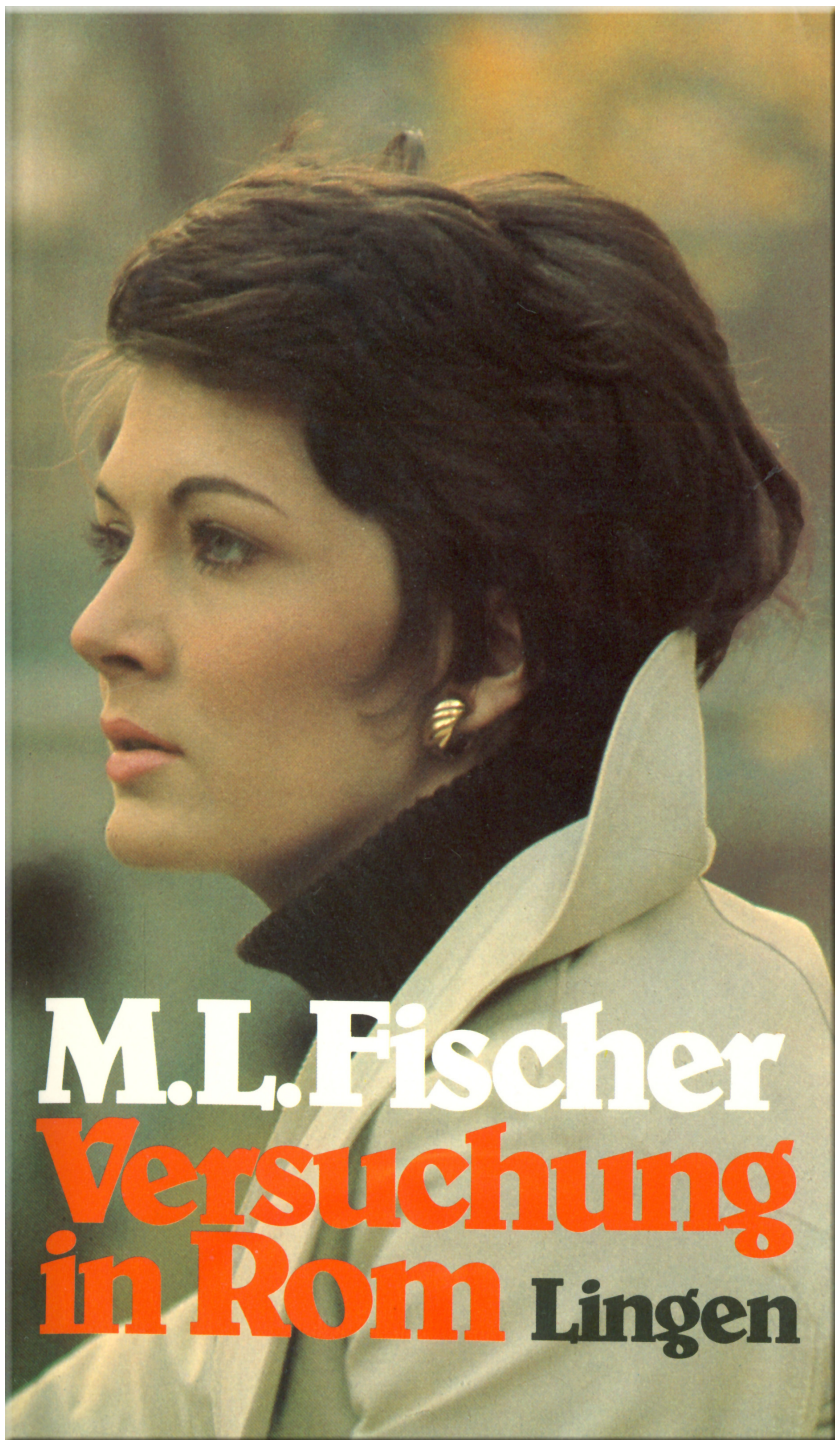




M.L.Fischer
Versuchung
in Rom **Lingen**

Marie Louise Fischer

Versuchung in Rom

Inhaltsangabe

Bei einer päpstlichen Audienz für Pilger und Diplomaten im Petersdom in Rom sind auch Konrad Hartwig, Kulturattaché der Deutschen Botschaft, und Anette, seine Braut, anwesend. Plötzlich bleiben Konrads Blicke an einer erregend schönen jungen Römerin haften, deren Erscheinung ihn zutiefst beeindruckt. Am anderen Tag verabschieden sich Konrad und seine Freunde auf dem Flughafen von Anette, die nach München zurückfliegt, um sich ihrem Studium zu widmen. Nach einem Jahr, so war es abgemacht, würden sie und Konrad heiraten. Auf der Rückfahrt vom Flughafen in die Stadt erblickt er die schöne Unbekannte wieder. Verzweifelt versucht er ihren Namen zu erfahren, ihre Bekanntschaft zu machen, bis er ihr später zufällig auf einem Wohltätigkeitsfest wieder begegnet und vorgestellt wird. Seine Liebe zu der schönen Contessa Claudia Orlini vertieft sich immer mehr. Dieser Liebe aber stehen Claudias Gatte und dessen Schwester Helena im Wege. Und außerdem ist eine Scheidung in Italien unmöglich. Für Claudia wird das Leben an der Seite ihres eifersüchtigen, zynischen, brutalen und untreuen Gatten immer unerträglicher. Bei ihrer Mutter findet sie ebenfalls kein Verständnis, war sie es doch, die Claudia zu dieser Ehe gezwungen hatte. Konrads Freunde raten ihm, an Anette, seine Braut, zu denken und die Beziehung zu Claudia abzubrechen. Auch Claudia selbst hat ihm verboten, sich weiter um sie zu bemühen. Eines Tages aber gesteht sie ihm doch ihre Liebe. Gemeinsam und mit Hilfe eines Anwalts versuchen sie bei der Sacra Romana Rota, dem höchsten Gericht der katholischen Kirche, eine Annullierung der erzwungenen, unglücklichen Ehe zu erreichen.

*Unserem lieben Don Giovanni – Rom – Eichstätt –
Porto Alegre, Brasilien – in Herzlichkeit.*

Sonderausgabe für den Lingen Verlag, Köln
mit Genehmigung der Schweizer Verlagshaus AG, Zürich
Gesamtherstellung Lingen Verlag, Köln BK
Schutzumschlag: Roberto Patelli

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

Il Papa!«

Erst war es nur ein einziger Schrei, der das Raunen durchbrach, dann schwoll er zu vielstimmigem Jubel an, der am rechten Nebenportal begann und sich wie eine Woge von Pilgergruppe zu Pilgergruppe fortsetzte, aufbrandete bis in die mächtige Kuppel des Petersdoms hinauf.

»Il Papa, il Papa! Viva il Papa!«

In die Schweizergardisten, die – sehr malerisch in ihren mittelalterlichen Landsknechtuniformen, den Helm auf dem Kopf, die lange Hellearde in der Rechten – um den Hochaltar gruppiert waren, kam Bewegung, die tausendköpfige Menge auf den Tribünen erhob sich wie ein Mann.

»Er kommt!« flüsterte Anette Sörgel und kniff ihren Verlobten aufgeregt in den Arm.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um von der Diplomatentribüne herab am Hochaltar vorbeispähen zu können, dorthin, wo in diesem Augenblick die Sänfte, getragen von vier Sänfenträgern, Sedia-ri genannt, hoch über den Köpfen der Gläubigen sich schwankend näherte. Papst Paul VI. wurde sichtbar, eine weiße schmale Gestalt, die mit großer und doch bescheidener Gebärde nach links und rechts segnend grüßte – mit ernsten Augen, ein Lächeln um den schmalen, gut geschnittenen Mund. Konrad Hartwig blieb gelassen. Er, der frischgebackene Kultur-Attaché an der Deutschen Botschaft in Rom, hatte sich fest vorgenommen, sich weder imponieren noch von der allgemeinen Begeisterung anstecken zu lassen. Die Träger verhielten den Schritt. Die Sänfte kam, nur wenige Meter von der Diplomatentribüne entfernt und fast in gleicher Höhe, zum Stillstand.

Und in diesem Augenblick geschah es, daß Papst Paul den jungen Diplomaten ansah, mit einem großen reinen Blick, der – so schien es dem jungen Mann – bis auf den Grund seiner Seele drang. Ein seltsames Gefühl, ergreifend, beschämend und erhebend zugleich, überströmte ihn, das Lächeln verging ihm, und er spürte eine Sekunde lang die starke Ausstrahlung dieses durch Schmerz, Erkenntnis und Glauben geläuterten Menschen, der das Oberhaupt der katholischen Christenheit war. Dann war es vorüber. Die Sänfte wurde abgesetzt, der Papst stieg die teppichbelegten Stufen zum Hochaltar hinauf, nahm auf dem Sessel unter dem Baldachin zwischen den riesigen gewundenen Säulen Berninis Platz.

»Ist er nicht toll?« flüsterte Anette.

Aber Konrad Hartwig antwortete nicht. Er empfand diese Bemerkung seiner Verlobten als abstoßend banal, wußte gleichzeitig, daß er ihr unrecht tat, da sie normal und ihrer Beziehung entsprechend reagierte, während tatsächlich er es war, der sein inneres Gleichgewicht verloren hatte.

Sie hatten sich wieder gesetzt. Anettes feste Hand schmiegte sich in seine. »Gefällt's dir nicht?« flüsterte sie wispernd.

Er tat, als wenn er nichts gehört hätte, war erleichtert, als sie, abgelenkt durch das, was jetzt geschah, Ruhe gab. Er sehnte sich nach frischer Luft, einer Zigarette, vielleicht auch einem Cognac, aber daran war in absehbarer Zeit natürlich nicht zu denken. Papst Paul begrüßte die einzelnen Pilgergruppen, die aus der ganzen Welt hier im Petersdom zusammengekommen waren. Jede Gruppe antwortete, sobald sie aufgerufen worden war, mit Beifall, der dem Papst den Platz anzeigte, wo sie saß, daß er ihr zuwinken konnte. Der Aufruhr in Konrad Hartwigs Herzen verebbte, er konnte wieder ruhig denken, kühl beobachten – aber er wußte, daß dieser forschende und durchdringende Blick des Papstes ein Höhepunkt in seinem Leben gewesen war, der sich niemals wiederholen und über den er wohl kaum je mit einem anderen Menschen würde sprechen können.

Er registrierte, daß die deutschen Pilgergruppen sehr ungünstig placiert waren. Sie saßen jenseits des Hochaltars, so daß sie während der

ganzen Audienz nicht einmal einen Blick auf den Papst werfen konnten. War das Zufall? Oder Absicht? Er überlegte, ob er mit dem Botschafter darüber sprechen sollte, verwarf diesen Gedanken aber sofort wieder. Es handelte sich ja um eine rein kirchliche Angelegenheit, in der ihm jede Stellungnahme versagt bleiben mußte. Die Begrüßung der Pilgergruppen war zu Ende. Papst Paul hielt eine kleine Ansprache in italienischer Sprache – in klaren, unpathetischen Worten sprach er über die Verantwortung der Kirche in der heutigen Zeit, über die großen Aufgaben, die nur dann zu lösen wären, wenn alle Christen sie gemeinsam zu bewältigen versuchten.

»Die Vergangenheit ist unser schönes und schweres Erbe, aber sie muß uns Fundament sein, nicht Ballast. Wenn wir die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft nicht meistern, haben wir auch die Vergangenheit vertan und verspielt.«

Es tat Konrad Hartwig gut, daß sein Herz von einem Mann verzaubert war, zu dem auch sein Verstand ein vorbehaltloses Ja sagen durfte.

Der Papst wiederholte seine Ansprache, um einiges kürzer, aber durchaus sinnentsprechend, in französischer, spanischer, portugiesischer, englischer und deutscher Sprache.

Die Aufmerksamkeit des jungen Attachés ließ nach. Seine Augen begannen zu wandern, tasteten die Gruppe der Auserwählten ab, die, im Angesicht des Hochaltars und schräg gegenüber der Diplomatentribüne, auf den vorderen beiden Stuhlreihen saßen und die, wie man ihn unterrichtet hatte, anschließend zur Handkuß-Audienz zugelassen sein würden.

Die Herren trugen einen Cut oder zumindest einen schwarzen Anzug, auch die Damen waren – mit Ausnahme einiger Amerikanerinnen, deren gelbe und rote Kleider leuchtend hervorstachen – dunkel gekleidet; aber alle Frauen trugen schwarze Spitzenschleier über dem Haar. Am auffallendsten war die Gruppe um einen riesigen schwarzen Bischof. Er hatte anscheinend die Familie seines Bruders mitgebracht, einen korpulenten Neger in Zivil mit einer jungen, hochgewachsenen Negerin, einer wilden dunklen Schönheit. Auf dem Arm trug sie ein

kugelrundes kleines Mädchen, dessen schokoladenbraune Haut sich gegen das weiße europäische Kinderkleidchen und die ebenfalls weißen Söckchen appetitlich abhob. Die Kleine, geschmückt mit winzigen goldenen Ohringen und einem dünnen goldenen Armband, kauerte so erstaunlich still und brav auf dem Schoß der Mutter, als wenn sie zumindest ahnte, daß dies ein feierlicher und großer Moment für ihre Eltern sei. Konrad Hartwig wollte sich schon wieder zurücklehnen, als der Bischof die Haltung änderte und dadurch den Blick auf ein junges Mädchen freigab, dessen Schönheit ihn sofort faszinierte.

Er sah nur ein gemmenhaft edles Profil, schöne volle, aber ungeschminkte Lippen, dichte, seidige, leicht geschwungene Wimpern, eine Welle kastanienbraunes Haar, die unter dem kostbaren schwarzen Spitzenschleier hervorlugte.

Das Mädchen saß ganz regungslos, in sich versunken, die schmalen, schmucklosen Hände umschlossen ein silberbeschlagenes Gebetbuch. Wenn sich ihr kleiner Busen nicht sanft bei jedem Atemzug gehoben hätte, hätte man sie für eine wunderbare Statue halten können. Auf Konrad Hartwig wirkte sie wie eine Gestalt aus dem Märchenreich, eine wundervolle, zarte junge Fee, ganz unwirklich, dem Alltag und der rauen Wirklichkeit weit enthoben.

Er sah sie an, unfähig, den Blick von ihr zu wenden, vergaß, wer und wo er war, war nur noch von dem einzigen Wunsch beseelt, daß sie ihr elfenbeinfarbenes Gesicht wenden, ihn ansehen sollte. Er bildete sich ein, daß sie seinen zwingenden Blick spüren, seinem Wunsch folgen müßte – aber sie rührte sich nicht, saß abgeschirmt gegen alles, was um sie herum vorging, die dunklen Wimpern gesenkt.

Anette drückte seine Hand fester, und diese Berührung brachte ihn zur Besinnung.

Er hob den Kopf, sah in die klaren grauen Augen seiner Verlobten, in ihr jungenhaft herbes Gesicht, das ihm in diesem Augenblick ganz fremd schien, wie das eines Menschen, der einem einmal sehr na hegestanden hat und in dem man nach Jahren der Trennung vergebens die alten vertrauten Züge wiederzufinden hofft.

Er zwang sich zu einem Lächeln, das sie sofort strahlend erwiderte

und dadurch in ihm ein brennendes Schuldgefühl erweckte. Ihm war es, als wenn er sie betrogen hätte, mit jener schönen unbekannten Römerin, die in Wahrheit nicht einmal etwas von seiner Existenz ahnte. Mit einem Kopfschütteln versuchte er die Faszination abzustreifen, die ihn überwältigt hatte, bemühte sich krampfhaft, nicht mehr in jene Richtung zu schauen, in die es seinen Blick mit magnetischer Kraft ziehen wollte – aber in seinem inneren Auge hatte sich das zarte, gemmenhafte Profil unter dem schwarzen Spitzenschleier tief eingepägt, so daß er minutenlang völlig außerstande war, irgend etwas anderes wahrzunehmen.

Der Papst hatte seine letzte Ansprache beendet, wieder rauschte Beifall auf. Konrad Hartwig bekämpfte den Wunsch, auf die Knie zu sinken wie die Pilgerscharen, als Papst Paul seinen Segen erteilte. Er senkte den Kopf, fühlte sich jämmerlich, weil er aus Scham nicht wagte, seinem Impuls zu folgen.

Dann stieg der Papst die Stufen vom Hochaltar herab, schritt auf die Sänfte zu, nahm Platz – Konrad glaubte schon, daß alles vorüber wäre, als die päpstlichen Würdenträger in ihren violetten Seiden-Umhängen die zur Bacciamano-Audienz Geladenen einzeln zu holen und in einer Reihe hintereinander aufzustellen begannen.

Es waren etwa zwanzig Gruppen zu zwei oder drei Personen, die so zusammenkamen; die schöne Unbekannte, begleitet von einer hageren, älteren Frau, kam an den dritten Platz. Konrad Hartwig war es nicht gelungen, ihren Namen beim Aufrufen zu verstehen. Aber wollte er das überhaupt? Warum? Er versuchte seine Enttäuschung zu unterdrücken, sich selber zur Vernunft zu rufen. Auch wenn er diesen Namen gewußt hätte, wäre sie für ihn doch so unerreichbar geblieben wie ein Stern am Abendhimmel.

Jetzt kam die junge Römerin an die Reihe. Sie sank mit einer unendlich anmutigen und rührenden Bewegung wie hingeweht auf das samtene Kissen vor dem Papst auf die Knie, ergriff mit beiden Händen die Hand, die er ihr bot, drückte ihre Lippen auf den Fischer-Ring. Konrad sah nur den schmalen Rücken der zarten Gestalt, konnte das, was sie tat, mehr ahnen als sehen. Ihren Rücken überlief ein Schauer – weinte sie?

Papst Paul VI. hob segnend seine Hand über ihr Haupt. Konrad Hartwig glaubte, die Worte von seinen Lippen ablesen zu können: »Mia cara figlia – mia cara figlia ...« Der Papst beugte sich tief über die Kniende, schien etwa zu sagen, das nur für ihr Ohr bestimmt war, segnete sie noch einmal.

Sie erhob sich schwankend, kehrte an ihren Platz zurück. Ihre Begleiterin wollte sie stützen, aber sie ließ es nicht zu. Jetzt, zum erstenmal, sah Konrad voll ihr ebenmäßiges Gesicht – der Schleier ihrer Wimpern verdeckte ihre Augen, aus denen Tränen über die Wangen perlten, sich in den leicht herabgebogenen Winkeln ihres Mundes verfangen, ohne daß die Unbekannte auch nur eine Bewegung machte, sie fortzuwischen. Sie schluchzte nicht, ihre Lippen waren geschlossen, ihr schönes junges Gesicht war vom Weinen weder verzerrt noch verunstaltet, nur erfüllt von einer unendlichen ergreifenden Trauer.

Später, als Konrad Hartwig an der Seite Anettes den Petersdom verließ und in den strahlenden Frühlingstag hinaustrat, sah er die schöne Römerin noch einmal. Sie blickte sich nach ihrer Begleiterin um, und für Sekunden begegneten sich ihre Augen.

Ohne zu wissen, was er tat, machte er eine rasche Bewegung auf sie zu – der Griff seiner Verlobten hielt ihn zurück.

»Was ist?« fragte Anette. »Wohin willst du?« Er kam zur Besinnung, fuhr sich verstört mit der Hand über die Stirn. War er denn wahnsinnig geworden? Er hatte dies ihm gänzlich unbekannte Mädchen ansprechen, es nach seinem Kummer fragen, es trösten wollen! Anette hatte nichts bemerkt, sie hatte sich unbefangen bei ihm ein.

»Ein herrlicher Tag«, sagte sie begeistert.

Er zwang sich, sie anzusehen. »Ja«, sagte er, »wirklich!« Als er sich wieder umblickte, waren die schöne Unbekannte und ihre Begleiterin verschwunden.



Später saßen sie im Garten einer Trattoria auf dem Hügel Monte Mario, der junge Attaché Konrad Hartwig und seine Verlobte, die Studentin Anette Sörgel. Sie tranken roten Landwein, aßen Fische, die in der vergangenen Nacht vom Tyrrhenischen Meer nach Rom gebracht worden waren, und blickten hinab auf die Ewige Stadt, die sich im Glanz der Frühlingssonne unter ihnen ausbreitete.

Anette sah in das markante Gesicht ihres Verlobten, dem nur das jugendhafte Blau der Augen und das widerspenstige Haar eine gewisse Weichheit gaben. »Gott sei Dank«, sagte sie, »jetzt hast du endlich wieder Farbe bekommen! Während der Audienz warst du totenblaß, daß ich schon Angst hatte, du würdest in Ohnmacht fallen.«

»Ich weiß selber nicht, was mit mir los war«, antwortete er.

Er atmete tief, reckte die Schultern, leerte sein Glas und fühlte mit Erleichterung, wie die Verzauberung immer mehr und mehr von ihm abfiel – dies alles, der rote Wein, die knospenden Kastanien, der blaue Himmel, die wärmende Sonne und auch die unbekümmerte Anette waren Wirklichkeit, greifbare Wirklichkeit, weit lebendiger als das stumme Bild jener schönen Unglücklichen, das allmählich in ihm zu verblassen begann.

»Als Kind«, plauderte Anette weiter, »war ich mal mit einer Freundin in einer katholischen Messe. Da ist mir auch ganz komisch geworden von dem vielen Weihrauch. Aber erstens ist heute gar nicht geräuchert worden, und zweitens müßtest du als Katholik doch daran gewöhnt sein.«

»Du weißt, daß ich seit Jahren nicht mehr beim Gottesdienst war«, sagte er ausweichend.

Sie drehte spielerisch an ihrem Glas. »Eigentlich schade.«

»Wieso auf einmal?« fragte er und wußte genau, was sie meinte.

»Nur so.« Sie hob das Glas zu den Lippen, nippte. »Euer Papst hat mir mächtig imponiert, dir nicht?«

»Doch!« sagte er und suchte einen Augenblick lang nach Worten, mit denen er ihr das schildern konnte, was er unter dem Blick Pauls VI. empfunden hatte, aber dann fügte er doch nur hinzu: »Er ist ein großer Mann.« Sie merkte nicht, daß er ihr etwas vorenthielt. »Ganz

bestimmt«, bestätigte sie, »und weißt du, wie er von der gläubigen Christenheit als einer Familie sprach – einer Familie, in der es zwar auch zu Streit und Mißverständnissen kommen kann, die aber doch ganz fest zusammengehört –, also, na ja, da habe ich so etwas wie Neid empfunden. Kannst du das verstehen? Es müßte schön sein, dazugehören.«

»Es bleibt dir ja unbenommen, zu konvertieren«, sagte er mit einem ironischen Lächeln, für das er sich verabscheute.

»Ach, Unsinn, so doch nicht«, sagte sie, »ich würde das alles niemals glauben können – Gemeinschaft der Heiligen und so –, aber wenn man hineingeboren wäre, das wäre schön.«

»Dann wärest du wahrscheinlich jetzt schon darüber hinausgewachsen.«

»Wie du«, sagte sie, »ich weiß. Aber hast du nicht manchmal, im tiefsten Innern, Sehnsucht danach?«

»Natürlich«, gab er zu. »Jeder Mensch sehnt sich hin und wieder in die Geborgenheit der Kindheit zurück. Aber diese Tür ist uns verschlossen. Wir sind erwachsen geworden.«

Sie strich sich mit der Hand über ihr blondes Haar, das wie ein glatter goldener Helm ihren Kopf umgab. »Ja, das eben meinte ich, als ich sagte, daß es schade wäre.«

»Schade, aber nicht zu ändern!« Er zog ein Zigarettenpäckchen aus der Tasche, hielt es ihr hin.

Sie bediente sich. Er ließ sein goldenes Feuerzeug aufspringen – ein Geburtstagsgeschenk von ihr –, gab ihr Feuer, zündete sich dann selber eine Zigarette an. Sie nahm einen tiefen Zug, stieß den Rauch ihrer Zigarette durch die Nase.

»Aber es wäre doch gut, wenn wir unseren Kindern das wenigstens schenken könnten. Du kannst mich ruhig für eine dumme, sentimentale Gans halten, aber ich überlege ernsthaft, ob wir uns nicht katholisch trauen lassen sollten. Das würde auch deine Eltern freuen.«

»Denen ist das doch völlig egal.«

»Sag das nicht. Deine Mutter geht doch regelmäßig in die Kirche.«

»Weil sie glaubt, daß sich das gehört.«

»O nein! Ich glaube, sie ist fromm. Sie spricht bloß nicht darüber, weil sie Angst hat, wir würden sie auslachen.«

»Hör mal, Anette«, sagte er, »wollen wir nicht das Thema wechseln? – Du scheinst heute deinen religiösen Tag zu haben.«

»Geh' ich dir auf die Nerven?« fragte sie erschrocken.

»Ach wo. Bloß – ich habe den Eindruck, daß du im Begriff stehst, dich in etwas zu verrennen. Du kannst dir doch nicht allen Ernstes vornehmen, unsere Kinder katholisch zu erziehen.«

»Und warum nicht!?«

»Weil du keine Ahnung hast.«

»Na wenschon. Immerhin wirst du mir zugestehen, daß ich einigermaßen intelligent bin. Man kann alles lernen und so ziemlich alles durchführen, wenn man es wirklich will.«

Er sah sie an, und plötzlich verschwand das Lächeln von seinen Lippen. Er begriff, daß er sie unterschätzt hatte. Sie war durchaus nicht so unbekümmert, wie sie sich gab. Sie hatte gespürt, daß eine unerklärliche Macht von ihm Besitz zu nehmen gedroht hatte, sie fürchtete, er könnte ihr entgleiten – und deshalb machte sie ihm das Angebot, seine Kinder in seinem Glauben zu erziehen. Es waren nicht religiöse Überlegungen, die ihr zu schaffen machten, sondern die Angst, ihn zu verlieren. Sie wäre auch Mohammedanerin geworden oder Buddhistin, wenn sie ihm damit hätte näherkommen können.

Er streckte seine Hand aus, legte sie auf ihren festen braunen Arm. »Ich liebe dich sehr«, sagte er.

Tränen stiegen in ihre klaren grauen Augen, sie lachte über sich selber, fuhr sich mit einer rührend kindlichen Geste über das Gesicht.

»Du hast ganz recht, wenn du mich auslachst«, sagte sie und begann in ihrer Tasche nach einem Tuch zu suchen. Er zog sein großes, sorgfältig gefaltetes weißes Taschentuch hervor, reichte es ihr über den Tisch. »Da! Nimm, du Baby!«

Sie trocknete sich die Augen, putzte sich die Nase. »Ich bin wirklich zu blöd!«

»Nein, das bist du nicht! Du bist mein geliebtes, kluges, schönes Mädchen!«

»Red nur so weiter«, sagte sie mit einem kleinen Aufschluchzer, »sonst fang' ich wirklich noch an zu weinen! Ich bin einfach ein bißchen durchgedreht heute – und ich weiß auch, warum: weil ich morgen nach Hause fliegen muß.«

»Aber du mußt doch gar nicht«, sagte er ruhig.

»Du weißt ganz genau, daß ich ...«

»Nein. Ich sehe nicht ein, warum. Bleib hier und heirate mich.«

»Um wieviel Uhr?« fragte sie mit einem rührenden Versuch, sein Angebot ins Scherzhafte zu ziehen.

»Morgen oder übermorgen, oder spätestens in einer Woche. Im Ernst, Anette, laß uns jetzt heiraten. Worauf warten wir eigentlich noch?«

»Bis du Legationsrat geworden bist ...«

»Damit habe ich es gar nicht so eilig. Wer weiß, wohin ich dann geschickt werde. Vielleicht zu den Eskimos oder ins tiefste Afrika. Laß uns hier und jetzt und in Rom heiraten. Schöner werden wir es so bald nicht wieder haben.«

»Aber ich muß doch erst mein Studium beenden«, sagte sie mit dem verzweifelten Versuch, Argumente gegen seinen Vorschlag zu finden, der ihren eigenen geheimsten Wünschen so sehr entsprach, »man kann doch nicht einfach etwas über den Haufen werfen, das man sich ganz, ganz fest vorgenommen hat.«

»Und warum nicht? Manchmal ist es entschieden besser, zu improvisieren, als an einem vorgefaßten Entschluß hängen-zubleiben.«

»Ja, schon ...« gab sie zögernd zu.

»Also – abgemacht?«

Sie sah ihn flehend an. »Ich habe Angst, Konrad«, bekannte sie leise.

»Vor mir?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Vor der Ehe. Du weißt, wie es mit meinen Eltern schiefgegangen ist. Als sie sich endlich scheiden ließen, habe ich mir geschworen ...«

»... nie zu heiraten?«

»Ach, Unsinn, nein. Es besser zu machen. Ich will nicht deshalb an meinen Mann gebunden sein, weil er meine Existenz ist, weil ich ohne ihn verloren bin, sondern immer nur freiwillig und solange die Lie-

be dauert. Mamas Leben scheint mir entwürdigend, ja, entwürdigend. Auf die monatlichen Zuwendungen eines Mannes angewiesen zu sein, von dem man enttäuscht worden ist, den man haßt – das paßt doch nicht zusammen, verstehst du, was ich meine?«

»Ich finde es einigermaßen merkwürdig, daß du noch vor der Heirat an die Scheidung denkst«, sagte er, leicht verletzt, »wenn du dir allerdings deiner Gefühle so wenig sicher bist ...«

»Nein, deiner!« platzte sie heraus. »Entschuldige«, verbesserte sie sich sofort, »ich wollte nur sagen ...«

»Schon gut«, wehrte er ab. »Ich habe dich sehr genau verstanden. Nur eines begreife ich nicht: Was verlangst du denn noch, das ich tun soll, um dir meine Liebe zu beweisen?«

Ihr frisches, stupsnasiges Gesicht war ganz ernst geworden. »Auf mich warten, Konrad! Dieses eine Jahr noch, bis ich meine Prüfungen hinter mir habe. Es wäre falsch, wenn wir die Dinge jetzt überstürzen würden, das spüre ich ganz deutlich.«

»Ein Jahr ist sehr lang, Anette, besonders, wenn man nicht beisammen ist.«

»Meinst du, für mich wäre es kürzer?«

»Du bist eine Frau, das ist etwas anderes. Rom ist ein gefährliches Pflaster – hast du auch darüber nachgedacht? Ich bin kein Mann aus Eisen ...«

Sie lächelte überraschend, zeigte ihre gesunden weißen Zähne. »Ach, deswegen, Konrad«, sagte sie, »machte ich mir keine Gedanken. Diese Abenteurerinnen sind doch nicht ernst zu nehmen. Tob dich nur aus! Es ist besser, du tust das jetzt, als später, wenn wir verheiratet sind ...«



Der Abschied am nächsten Tag wurde Anette Sörgel und Konrad Hartwig leicht gemacht. Sie waren nicht allein, als sie zum Flughafen hinausfuhren.

Mike O'Connor von der Britischen Botschaft hatte sich erboten, sie in seinem Wagen hinzubringen, und Konrad Hartwig war gerne damit

einverstanden gewesen. Er selber hatte sich noch nicht ganz an den römischen Verkehr gewöhnt, der zügig, aber ohne ersichtliche Verkehrsregeln dahinfloß. Ihm schien es, als ob jeder Römer seinen Wagen nur nach dem Gefühl und aus der Intuition des Augenblicks heraus lenke, und das war etwas, was ihm selber nicht lag.

Dem jungen Iren schien es gar nichts auszumachen. Er fuhr mit einer Geschwindigkeit, Sicherheit und Keckheit, die Anette immer wieder den Atem verschlug und die auch Konrad bewundern mußte – obwohl er den Verdacht nicht los wurde, daß Mike O'Connor seine Fahrkünste auf die Spitze trieb, gerade weil Anette neben ihm saß und er ihr auf diese Weise zu imponieren hoffte.

Konrad und Mike kannten sich seit vielen Jahren. Sie hatten eine Zeitlang im Internat Salem am Bodensee die gleiche Schulbank gedrückt, waren sich nach dem Abitur in Oxford wieder begegnet, wo Konrad zwei Semester studiert hatte, und als sie sich nach seiner Berufung an die Deutsche Botschaft in Rom wieder trafen, war das alte freundschaftliche Verhältnis sofort wiederhergestellt. Von Anette war Mike O'Connor auf Anhieb begeistert gewesen, hatte aber in kluger Hinsicht darauf verzichtet, ihr den Hof zu machen, sondern statt dessen die Rolle des ›großen Bruders‹ übernommen, zurückhaltend und zuverlässig, aber jederzeit bereit, seine breite Brust zum Schutz und Trost anzubieten, falls jemals etwas mit dem jungen Paar schiefgehen sollte.

Auch Anette mochte den baumlangen rothaarigen Iren, sie lachte über seine Späße, konnte aber nicht verbergen, daß er ihr ein bißchen unheimlich war – seine ungebändigte Kraft, sein enormer Appetit, und vor allem die Unmengen Alkohol, die er in sich hineinschütten konnte, ohne auch nur das leiseste Zeichen von Trunkenheit zu zeigen, waren etwas, was sie bisher weder erlebt noch für möglich gehalten hatte. So rückte sie denn auch auf dieser letzten Fahrt so weit wie möglich von ihm ab und schmiegte sich an ihren Verlobten, der den Arm um ihre Schultern gelegt und sie fest an sich gezogen hatte.

Außer diesen dreien auf dem Vordersitz saßen noch zwei andere Begleiter hinten in Mike O'Connors altem Cadillac, um Anette zum

Flughafen Leonardo da Vinci zu begleiten. Der eine war Uwe Holsten, ein semmelblonder, stiernackiger Hamburger, der sich, um Kunststudien zu machen, in Rom aufhielt, ein junger Maler von zweifelhaftem Talent, aber beträchtlichem väterlichem Vermögen, das er mit vollen Händen ausgab. Neben ihm lehnte sich Tino Reggi in die abgeschabten Lederpolster, ein Journalist, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, dieses Vermögen noch schneller unter die Leute zu bringen, als es ohne seine tätige Hilfe der Fall gewesen wäre.

Tino Reggi war klein, dunkel und wendig, verfügte über eine ausgesprochen journalistische Begabung, die ihn nach ganz vorne hätte bringen können, wenn seine Faulheit nicht noch wesentlich größer gewesen wäre. Es war ein offenes Geheimnis, daß er nur gerade so viel arbeitete, um sich eben über Wasser zu halten, sich alles, was darüber hinausging, von seinen Freunden bezahlen ließ – seit Monaten vornehmlich von Uwe Holsten, der ihn wegen seiner spitzen Zunge und seiner umfassenden Kenntnis der römischen Gesellschaft schätzte.

Tatsache war, daß Anette einiges Aufsehen erregte, als sie in Begleitung dieser vier gut aussehenden und eleganten jungen Männer den Flughafen betrat, und daß sie es – trotz ihres Abschiedsschmerzes – ein wenig genoß, neidvoll und bewundernd angestarrt zu werden. Sie trug ein hellblaues Kostüm aus leichter Wolle, das ihre sportliche Figur und ihre herbe Blondheit besonders gut zur Geltung brachte, und das Gefühl, im Mittelpunkt zu stehen, gab ihr eine strahlende Leichtigkeit, die ihr sonst fehlte.

Mike zauberte im letzten Augenblick einen Strauß eben erblühter Teerosen aus dem Kofferraum und überreichte ihn ihr mit verlegener Feierlichkeit, worauf sie sich auf die Zehenspitzen stellte und ihm mit einem Kuß auf die Nase dankte – eine Geste, die den lebhaften Beifall ihrer Kavaliere und der neugierigen Zuschauer hervorrief. Konrad ärgerte sich flüchtig, daß er nicht selber daran gedacht hatte, seiner Verlobten Blumen zu kaufen. Er hätte es jetzt noch auf dem Flughafen tun können, aber es widerstrebte ihm, den Anschein zu erwecken, daß er sich vom Beispiel seines Freundes hätte anregen lassen. Er hielt sich ein

wenig zurück, während O'Connor und Reggi den Gepäckträger mit den Koffern Anettes zum Schalter dirigierten, folgte in einigem Abstand, als sie durch die Paßkontrolle schritten.

Konrad Hartwig und O'Connor hatten als Diplomaten das Privileg, Anette in den Ausgangswarteraum zu begleiten. Tino Reggi verlangte das gleiche Vorrecht als Journalist, und es gelang ihm auch mit einem seiner Kniffe, um deretwillen er von Uwe Holsten besonders geschätzt wurde, den Hamburger mit hinein zu schleusen. Mit Anettes Flugkarte und Holstens Geld erstand er eine Flasche zollfreien Whisky, die O'Connor auf der Stelle öffnete und Anette anbot.

»Nein, nein, doch nicht jetzt«, wehrte sie erschrocken ab. Mike O'Connor ließ nicht nach. »Dein Abschiedstrunk, Mädchen, sei nicht fad!«

Sie sah fragend zu ihrem Verlobten. »Soll ich wirklich?«

Tino Reggi lachte wiehernd. »Hört euch das einmal an! Und da glaubt man hierzulande, wunder wie selbständig die deutschen Frauen wären!«

»Nimm ruhig einen Schluck«, sagte Konrad rasch, dem die kleine Szene einigermaßen unangenehm war.

»Ja, wirklich«, drängte Uwe Holsten, »denken Sie doch daran, daß Sie in Rom so bald nichts mehr zu trinken bekommen werden!« – Eine Bemerkung, die von Tino Reggi unmäßig belacht wurde.

Anette setzte die Flasche gehorsam an den Mund, verhuschelte sich. Mike O'Connor hob mit der Linken ihre Arme, klopfte ihr mit der Rechten kräftig auf den Rücken. »Gnade!« rief sie, »hör auf damit, Mike, du zerbrichst mir sämtliche Rippen!«

O'Connor ließ von ihr ab, bat treuherzig um Entschuldigung.

Die Whisky-Flasche kreiste, und auch Konrad Hartwig, der kein Spielverderber sein wollte, trank – hätte den Schluck aber am liebsten gleich wieder ausgespuckt. Er hatte zuviel von dem lauwarmen Getränk in die Kehle bekommen.

Den anderen schien es jedoch sichtlich gut zu schmecken.

»Bitte, Mike, trink nicht mehr«, bat Anette, »ihr kommt sonst nicht mehr heil nach Rom zurück.«

Er hob die buschigen rötlichen Augenbrauen. »Du bist besorgt um mich?«

»Nein, um Konrad«, sagte sie ehrlich.

»Ach was«, schrie Tino, »der kann sich doch ein Taxi nehmen!«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, widersprach O'Connor, »ich würde das als eine persönliche Beleidigung auffassen!«

Anette trat neben Konrad, legte ihre feste braune Hand auf seinen Arm. »Was sind das nur für furchtbare Menschen«, sagte sie lächelnd.

»Auf einmal?« fragte er. »Mir schien es noch vorhin, als wenn du ihre Begleitung durchaus genossen hättest!«

»Du weißt, wieviel lieber ich mit dir allein gefahren wäre!«

»Davon hast du aber niemals auch nur das kleinste Wort verlauten lassen.«

»Weil es deine Freunde sind, weil ...« Sie brach ab. »Ach, Konrad! Müssen wir uns denn in der letzten Minute noch zanken?!«

Er schwieg, wußte selber, daß er ihr unrecht tat, konnte aber dennoch kein Wort der Versöhnung finden.

»Bist du mir böse, weil ich Mike geküßt habe? Es war doch nur, weil er ...«

»Nein«, sagte er, »ich bin nicht eifersüchtig. Das weißt du.«

»Was ist es denn?«

»Gar nichts. Aber du erwartest doch wohl nicht, daß ich strahlender Laune bin, weil du mich heute verläßt!?«

»Das ist es also«, sagte sie erleichtert, »du bist traurig, weil ich abreise?! Ja, glaubst du denn, mir falle der Abschied leicht?«

»Du hättest bleiben können«, sagte er störrisch.

Sie war plötzlich sehr ernst geworden. »Bist du ganz sicher?« fragte sie. »Dann sag nur ein Wort – jetzt und in dieser Minute –, und ich drehe mich auf der Stelle um und komme mit dir nach Rom zurück!«

Ehe er noch das entscheidende Wort sprechen konnte, wurde Anettes Maschine aufgerufen. O'Connor brachte ihr ihre Reisetasche, Reggi die Teerosen, die sie dazugelegt hatte, die Freunde umringten sie, es blieb nur noch Zeit für einen letzten flüchtigen Kuß. Dann war alles vorüber.

Konrad Hartwig sah seine Verlobte, wie sie mit geradem Rücken, den blonden Kopf hoch erhoben, aus dem Flugsteig und über das betonierte Feld schritt, sah sie kleiner und kleiner werden und schließlich in der Gruppe der Mitreisenden ganz verschwinden.

Auf der Rolltreppe drehte sie sich noch einmal um und winkte zurück – aber da war sie kaum noch zu erkennen, eine verlorene winzige Gestalt, deren Gesicht er sich schon nicht mehr vorstellen konnte.

Als sie dann endgültig im Inneren des Flugzeuges verschwand, war es ihm, als hätte er sie für immer verloren.



Die Fahrt zurück nach Rom wurde für Konrad zu einer Qual. Die Freunde, jetzt ganz unter sich und durch den rasch genossenen Alkohol enthemmt, überboten sich gegenseitig mit albernen Scherzen und zügellosem Gerede. Es dauerte eine ganze Weile, bis ihnen seine Schweigsamkeit auffiel.

»Was ist los mit dir, alter Junge?« fragte O'Connor. »Du machst ein Gesicht, als wenn du von einem Begräbnis kämst!«

»Er trauert um sein schönes Mädchen«, sagte Uwe Holsten, »das läßt sich immerhin verstehen.«

»Hast du Angst, sie könnte dir untreu werden?« krächte Tino. »Das sollte mich nicht wundern. Jeder weiß, daß ihr kühlen blonden Männer es nicht versteht, die Frauen richtig zu behandeln. Wenn du willst, werde ich dich in die Lehre nehmen und ...«

»Ach, sei bloß still, du Angeber«, unterbrach ihn O'Connor, »bei euch ist doch alles nur Strohfeuer, und ich gehe jede Wette ein, daß es bei dir noch nicht einmal dazu reicht!«

Während Holsten lachte und Tino Reggi heftig protestierte, wandte er sich noch einmal an Konrad Hartwig, fragte leise: »Also ... was ist wirklich los?«

»Ich hätte sie nicht fliegen lassen sollen.«

»Natürlich wirst du sie vermissen«, bestätigte der Ire ruhig. »Das ist klar! Aber was soll's schon!? Für jedes Mädchen gibt es einen Ersatz –

und es ist ja nicht so, als wenn sie dich in der Wüste zurückgelassen hätte.«

»Sehr richtig«, rief Tino, der die letzten Worte aufgeschnappt hatte und sich das andere zusammenreimen konnte, »wir leben in Rom, der großartigsten Stadt der Welt. Hier kannst du alles haben, Mädchen wie Sand am Meer, kleine, große, schlanke, dicke, blonde, schwarze, alles, was das Herz begehrt!«

»Ja, gehen wir heute abend bummeln!« rief Holsten. »Eine sehr gute Idee«, bestätigte O'Connor, »bisher haben wir dir das Nachtleben von Rom noch gar nicht richtig zeigen können. Jetzt hast du endlich Gelegenheit, deine Junggesellenfreiheit zu genießen!«

»Auf zur Via Veneto!« schrie Tino.

»Also abgemacht«, sagte O'Connor, »wir treffen uns um ...«

»Ohne mich«, erklärte Konrad, »tut mir leid. Ich habe zu arbeiten!«

Der Aufruhr, den er damit unter den Freunden hervorrief, ihr Gelächter und ihre Empörung waren so lebhaft, daß er für eine gute Weile jeder weiteren Stellungnahme enthoben war.

Er suchte sich die Worte zurechtzulegen, mit denen er die anderen von seiner Ablehnung überzeugen konnte, ohne sie zu kränken – da sah er sie, die schöne Unbekannte aus dem Petersdom.

Er erkannte sie sofort, obwohl sie diesmal nicht schwarz gekleidet war, sondern einen losen maisgelben Mantel trug, der ihre elfenbeinfarbene Haut noch heller erscheinen ließ. Die Sonne warf goldene Reflexe in ihr kastanienbraunes Haar, das sich in weichen Locken um ihre reine Stirn schmiegte.

Er hatte nur den Bruchteil einer Sekunde Zeit, ihr Bild in sich aufzunehmen, während sich ihre Wege kreuzten, dann war das Auto schon an ihr vorbeigeglitten.

»Halt!« schrie er und griff Mike O'Connor in den Arm. »Halt! Laß mich aussteigen!«

»Wie stellst du dir das vor?« gab der Ire zurück, aber er nahm doch unwillkürlich Gas weg, trat auf die Bremse. Sie hatten die Innenstadt erreicht, fuhren gerade über den sehr verkehrsreichen Lungo Tevere, und an ein Parkieren war nicht zu denken.

Konrad Hartwig begriff, riß die Türe auf und sprang im Fahren ab. Er wäre beinahe in einen Radfahrer hineingerannt, der laut fluchend gerade noch bremsen konnte. Ihn kümmerte es nicht, er stürzte sich in das Gewühl, rannte in die Richtung, in die die Unbekannte sich seiner Erinnerung nach gewendet hatte. Schon glaubte er, ihre Spur verloren zu haben, da sah er in der Ferne wieder ihren maisgelben Mantel aufleuchten, rannte weiter.

Sie bog um eine Ecke, war, als er die Kreuzung erreicht hatte, schon wieder verschwunden. Eine schmale, von alten Bäumen beschattete Straße wand sich winkelig aufwärts. Konrad sah sich noch einmal um und zurück – er konnte nur hoffen, daß sie diese Straße benutzt hatte, sonst hatte er keine Chance mehr, sie einzuholen. Er entschloß sich, hinaufzusteigen, aber er lief nicht mehr, sondern ging mit großen Schritten, die immer zögernder wurden. Erst jetzt, als die erste Aufregung des Wiedererkennens verebbt war, stellte er sich die Frage, was er tun sollte, wenn sie wirklich vor ihm auftauchte. Konnte er sie ansprechen? Und unter welchem Vorwand? Sie wirkte nicht wie ein Mädchen, das sich von einem Fremden auf der Straße anhalten ließ. Ganz davon abgesehen – das wurde ihm erst jetzt deutlich –, war sie auch heute nicht allein gewesen, sondern wieder in Begleitung jener älteren, hageren Frau.

Es war sinnlos, ihnen nachzugehen, er hatte auch nicht die kleinste Chance – dennoch hätte er sich nicht um alle Schätze der Welt zu dem Entschluß durchringen können, umzukehren und sein Vorhaben aufzugeben. Spähend und innerlich aufs äußerste gespannt, schritt er weiter, etwa zehn Minuten lang. Gerade, als er nahe daran war, endgültig alle Hoffnung aufzugeben, entdeckte er sie wieder. Nein, er täuschte sich nicht, es war nicht der maisgelbe Mantel, der ihn narrete – die schmalen Schultern, die anmutige Haltung des Kopfes waren unverkennbar. Ihre Begleiterin öffnete ihr ein Tor zur Linken, und sie trat ein.

Konrad setzte sich wieder in Trab, aber er kam zu spät. Das schwere, kunstvoll geschmiedete Tor, das in eine übermannshohe Mauer eingelassen war, hatte sich hinter den beiden geschlossen. Kein Name war

an der Tür zu lesen, die uralten Quader der Mauer standen schweigend und bedrohlich, als hüteten sie ein Geheimnis.

Konrad atmete tief. Dann ging er weiter die Straße bergauf, in der Hoffnung, von hier aus in das so hermetisch abgeschlossene Grundstück blicken zu können.

Er kletterte auf einen Steinklotz schräg gegenüber, kam sich dabei schulungenhaft und peinlich lächerlich vor.

Alles, was er feststellen konnte, war, daß hinter der Mauer ein riesiger Park liegen mußte, dessen Bäume nur eben das Dachgeschoß eines mächtigen Renaissance-Gebäudes freigaben.

Es war nicht anzunehmen, daß die Unbekannte nur zu einem Besuch hier eingetreten war, denn dann hätte sie wohl länger warten müssen, bis ihr das Tor geöffnet wurde. Konrad Hartwig glaubte sich jetzt zu erinnern, daß ihre Begleiterin eine Bewegung des Aufschließens gemacht hatte – ja, so und nicht anders konnte es gewesen sein.

Es hatte keinen Sinn, zu warten. Die Jagd war zu Ende, das scheue Wild war ihm wieder entschlüpft – und doch, schon daß er jetzt sicher war, daß sie in Rom lebte, daß er wußte, wo sie zu Hause war, erfüllte sein Herz mit einem heftigen, nie zuvor gefühlten Glück.

Konrad Hartwig hatte sich ein Appartement im Parioli-Viertel, südlich der Villa Glori, gemietet, das, geschmackvoll und sehr komfortabel eingerichtet, durchaus den Ansprüchen eines verwöhnten Junggesellen genügen konnte. Aber als er an diesem Abend heimkehrte – gegen zehn Uhr, denn er war noch auf der Botschaft gewesen, um die laufenden Arbeiten zu erledigen, die er durch Anettes Besuch ein wenig vernachlässigt hatte –, empfand er die moderne Couch, die Einbauschränke, die Teakholzmöbel, die gedämpften Farben der Kissen und Vorhänge als fremd und seltsam seelenlos. Er versuchte sich einzureden, daß es Anette war, die ihm fehlte, aber tatsächlich konnte er sich nur noch schwer vorstellen, daß sie noch am vergangenen Abend hier bei ihm gewesen war und in der kleinen Küche gewirtschaftet hatte.

Es schien ihm, als wenn schon Monate seit ihrem Abflug vergangen wären.

Er zündete die Stehlampe an, öffnete eine Flasche Wein, begann umständlich seine Pfeife zu stopfen – aber das gewohnte Behagen wollte sich nicht einstellen. Er öffnete ein interessantes kulturgeschichtliches Buch, versuchte zu lesen, gab es aber bald wieder auf, als er sich darüber klar wurde, daß er zwar die Buchstaben und Worte aneinanderreihen, aber keinen Sinn in ihnen entdecken konnte. Dabei war er keineswegs müde und hätte, wäre er jetzt schon zu Bett gegangen, ganz sicher kein Auge schließen können.

Immer noch war diese seltsam süße Erregung in ihm, die sein Verstand nicht begriff und sein Wille nicht zu unterdrücken vermochte.

Als es an der Tür klingelte, erhob er sich fast erleichtert – jeder Besuch würde besser sein als dieses Alleinsein mit seiner Verwirrung.

Er ging an die Wohnungstür, betätigte den Knopf der Sprechanlage – von unten herauf ertönte Mike O'Connors rauhe vertraute Stimme.

»Komm rauf«, sagte Konrad kurz und drückte auf den Türöffner.

Mike O'Connor trat ein, groß und breitschultrig, ein breites Grinsen im geröteten Gesicht unter dem flammenden Haar, und die Atmosphäre veränderte sich von einer Sekunde zur anderen. Schlagartig schienen die Schatten gebannt, er brachte Leben und Farbe in die kühle kleine Wohnung.

»Mußte doch noch mal nach dir sehen, alter Junge«, sagte er und schüttelte Konrads Hand so kräftig, daß sie in den Gelenken knackte.

»Nett von dir«, erwiderte der junge Attaché aus ehrlichem Herzen.

»Keine Ursache, sich zu bedanken. Du weißt ja, ich habe Anette versprochen, auf dich aufzupassen. Ich kann es nicht zulassen, daß du dich ganz in deinen Strohwitwerschmerz vergräbst.«

Konrad Hartwig stellte ein zweites Glas auf den Tisch, schenkte ein. »Komm, setz dich«, sagte er. O'Connor ließ sich in einen der niedrigen, breiten Sessel fallen, streckte die langen Beine von sich, schnupperte mißtrauisch an seinem Glas. »Nicht gerade ein harter Tropfen für harte Männer«, sagte er. Dann leerte er es mit einem Zug.

Konrad schenkte nach, nahm die gestopfte Pfeife aus dem Aschenbecher – erst jetzt verspürte er Lust, sie sich anzuzünden.

»Was war los mit dir heute mittag?« fragte O'Connor. »Entschuldige, daß ich so direkt bin, aber du brauchst ja nicht zu antworten, wenn du keine Lust hast.«

»Ich weiß«, sagte Konrad undeutlich, die Pfeife im Mund, an die er gerade das brennende Streichholz hielt.

»Ich hab' dich noch nie so gesehen«, fuhr O'Connor fort, »ist dir ein Gespenst begegnet? Fast ist es mir so vorgekommen, wenn es nicht am hellen Tag und dazu noch auf der Lungo Tevere gewesen wäre.«

Konrads Pfeife brannte, er machte ein paar paffende Züge, sagte: »Du kommst der Wahrheit ziemlich nahe.« Er zögerte. »Wahrscheinlich wirst du mich für verrückt halten, wenn ich dir das Ganze erzähle!«

»Das sowieso. Also nur keine Hemmungen.«

Konrad Hartwig sah in das gesunde, ehrliche Gesicht seines Freundes. Er wußte, daß es fast unmöglich war, verstanden zu werden – aber sein Wunsch, sich einem Menschen mitzuteilen, war stärker als seine Zurückhaltung.

Stockend, tastend, nach Worten suchend, begann er zu berichten – alles, von jenem Moment im Petersdom an, da er die schöne, todtraurige Unbekannte zum erstenmal gesehen hatte, bis zu dem heutigen Nachmittag, als er sie in das Tor zum Park des Palazzo schlüpfen sah.

Mike O'Connor hörte ihn schweigend an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Endlich, als Konrad geendet hatte, sagte er: »Und ich dachte, du liebtest Anette!«

»Das tue ich ja auch, nach wie vor.«

»Dann begreife ich nicht, warum du einem gänzlich unbekannten jungen Mädchen nachrennst. Zugegeben, es ist bildschön, soviel habe ich ja verstanden, aber was glaubst du, was dabei herauskommt, wenn es den Mund aufmacht?«

»Wenn ich nur einmal mit ihr reden könnte. Mehr will ich ja gar nicht!«

»Meinst du?« fragte O'Connor skeptisch. »Ich habe eher den Eindruck, daß du ganz schwer in sie verschossen bist. Ich warne dich ...«

»Anette ist nicht eifersüchtig!«

»Darum geht es ja gar nicht. Anette ist ein prächtiges Mädchen, sie

wird dich sicher verstehen. Besser vielleicht als ich. Aber die andere – soviel ist doch gewiß, es muß sich um eine Römerin aus guter Familie handeln. Mit diesen Mädchen kann man nicht flirten, laß dir das von einem erfahrenen alten Mann gesagt sein, die verstehen keinen Spaß. Mach so einer den Hof, und du bist verheiratet, ehe du überhaupt zum Nachdenken gekommen bist ...«

Konrad lachte gezwungen. »Mal nicht den Teufel an die Wand!«

»Nichts läge mir ferner. Ich will dir nur helfen, die Dinge klar zu sehen.«

»Das hast du getan, und ich danke dir. Aber eigentlich müßtest du doch auch eine Ahnung haben, wer sie sein könnte. Der Palazzo liegt an der Via Corsini.«

»Keinen Schimmer«, erklärte O'Connor, »wenn du es wirklich wissen willst, frag Reggi, wen der nicht kennt, den gibt es nicht.«

»Reggi wäre der letzte, mit dem ich über diese Sache reden möchte!«

»Und damit hast du recht«, bestätigte O'Connor trocken, »wer sich Tino anvertraut, der muß gewärtig sein, daß am nächsten Tag ganz Rom Bescheid weiß.«

Konrad Hartwig sah den Freund an. »Also, was soll ich tun? Was rätst du mir wirklich?«

»Vergiß es. Mehr kann ich dir nicht sagen. Streich dieses Mädchen aus deinem Gedächtnis. Du kannst es, wenn du nur wirklich willst.«

Konrad war nicht überzeugt, aber er begriff, daß es keinen Zweck hatte, länger darüber zu reden. »Vielleicht hast du recht«, sagte er ausweichend.

»Ganz bestimmt sogar.« O'Connor erhob sich. »Und nun, sei nicht fad, komm mit mir zur Via Veneto! Was hast du schon davon, wenn du hier herumsitzt und die Wände anstarrst? Also keine Ausreden, komm!«



Diese Nacht endete so turbulent, daß Konrad Hartwig sich später nie mehr an alle Einzelheiten dieses römischen Abenteuers erinnern konnte.

Als er am nächsten Morgen erwachte, sah er, noch bevor er die Augen aufschlug, das Bild vor sich, das er mit aller Kraft zu vergessen gesucht hatte: das Bild der schönen traurigen Unbekannten.

Deutlich, fast greifbar stand sie vor ihm, die schmale Gestalt mit dem edlen Kopf, die elfenbeinfarbene Haut, das kastanienbraune Haar, die Augen, in die er noch nicht hatte blicken dürfen, hinter den seidigen dunklen Wimpern verborgen.

Mit einem Fluch sprang er aus dem Bett, lief unter die kalte Brause. Er mußte krank sein oder war im Begriff, verrückt zu werden. Das, was ihm geschehen war, war mit dem Verstand nicht mehr zu erklären. Er mußte vergessen, O'Connor hatte ganz recht, und er war fest entschlossen, es zu schaffen. Wenn Frauen und Alkohol keine Wirkung hatten, dann gab es für ihn nur noch eine Medizin: Arbeit.

Er hielt durch, was er sich vorgenommen hatte, stürzte sich in den nächsten Wochen in die Arbeit wie ein Ertrinkender. Er wich seinen Freunden aus, zwang sich, lange Briefe an Anette zu schreiben. Aber es gelang ihm mit aller Willenskraft nicht, das Bild des unbekannten Mädchens aus seinem Herzen zu bannen.

Am vierten April fand im Palazzo Spontini ein Wohltätigkeitsfest mit Basar statt, das die Damen der römischen Gesellschaft zugunsten der Waisenkinder organisiert hatten. Konrad Hartwig nahm als Vertreter der Deutschen Botschaft daran teil. Schon in der Vorhalle traf er Tino Reggi, der über dieses Ereignis schreiben wollte und der sich sofort an seine Person heftete. Konrad war das ganz recht, denn Reggi war ein unterhaltender Begleiter auf einem für seinen Geschmack recht langweiligen Fest.

Sie strichen an den Ständen des Basars entlang, Konrad erstand Handarbeiten und Lose auf Kosten der Botschaft, begrüßte Bekannte aus der Diplomatie, wurde Angehörigen der römischen Gesellschaft vorgestellt.

Dann plötzlich sah er sie, die unvergeßliche Schöne – und im gleichen Augenblick stand sein Herz in Flammen. Sie stand hinter einem Verkaufstisch mit handgeknüpften Spitzen, selber in ein schwarzes hochgeschlossenes Spitzenkleid gehüllt, das ihre helle Haut wundervoll zur Geltung brachte. Ihr schön geschnittener Mund war auch heute ungeschminkt, ihr ebenmäßiges Gesicht voll stiller, duldender Trauer. Sie war ergreifend schön – Konrads Herz setzte für ein paar Schläge aus. Er spürte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich.

»Sieh an, die schöne Contessa«, sagte Tino Reggi, dem Konrads Erschütterung entgangen war, munter. »Wer – ist – das?« fragte Konrad mühsam.

Tino Reggi warf ihm einen erstaunten Seitenblick zu. »Contessa Claudia Orlini«, sagte er, »die Gattin des Conte Orlini ... von dem mußt du doch unbedingt schon gehört haben!«

Konrad Hartwig war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er hatte nur eines begriffen, die tragische, bittere Wahrheit – die Unbekannte, die ihn in seine Träume hinein verfolgt hatte, war verheiratet.

In diesem entscheidenden Augenblick tauchte die Fürstin Spontini neben Konrad auf, die Patronatin des Wohltätigkeitsfestes, der er schon beim Eintritt seine Aufwartung gemacht hatte.

Tino Reggi zog sich sofort respektvoll zurück, beobachtete die kleine Szene aus einiger Entfernung mit frettchenhafter Neugier.

Die alte Fürstin legte ihre blaueädrte, mit funkelnden Ringen geschmückte Hand auf den Arm des Attachés. »Nun, mein Lieber«, fragte sie, »wie gefällt Ihnen unser Basar?«

Konrad riß sich zusammen, tauchte mit unendlicher Anstrengung aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den sein Herz gesunken war, wieder an die Oberfläche gesellschaftlicher Konventionen auf. »Ausgezeichnet, Principessa«, versicherte er, »ich bewundere aufrichtig das Organisationstalent und die Opferbereitschaft der römischen Damen!«

Die Fürstin Spontini verzog mit einem geschmeichelten Lächeln ihre schmalen, kräftig geschminkten Lippen. »Nicht wahr, da staunen Sie? Wir Römerinnen könnten genauso tüchtig sein wie eure blonden Frau-

en. Aber wir legen keinen Wert darauf – und wir wissen auch genau, warum.«

»Ich verstehe ...« – Sie gab ihm einen leichten Schlag mit ihrem kostbaren Fächer. »Nichts verstehen Sie, Sie Bär aus den nordischen Wäldern!« Konrad zwang sich zu einem Lächeln. »Ich habe mir sagen lassen, daß Bären sehr leicht zu dressieren sind!«

»O ja, mit einem Ring durch die Nase. In Ihrem Fall könnte es vielleicht auch ein Ring an der rechten Hand tun! Sie sind doch, hoffe ich, kein überzeugter Junggeselle?«

»Junggeselle wohl, aber nicht überzeugt, daß dies der beste aller Zustände für einen ausgewachsenen Mann wäre! Ich bin verlobt, Principessa!«

»Wie schade!« sagte sie. »Dadurch berauben Sie mich einer meiner unterhaltsamsten Beschäftigungen. Wenn man gezwungen ist, von der Liebe Abschied zu nehmen, gibt es nichts Schöneres, als junge Leute in Liebe zusammenzuführen!«

Konrad beugte sich über die Hand der Principessa, zog sie an seine Lippen. »Welch ein Verlust für mich«, sagte er, »es müßte wunderbar sein, von Ihnen unter die Fittiche genommen zu werden!«

Der Fürstin Spontini schien diese dick aufgetragene Schmeichelei außerordentlich zu behagen. Ihre tiefliegenden kleinen Augen funkelten vor Vergnügen. »Ich hoffe, Sie werden mir nicht nur mit Worten Ihre Reverenz erweisen, Carissimo«, sagte sie. »Haben Sie auch schon tüchtig gespendet?«

Der Attaché hob die linke Hand, an deren Gelenk einige sorgfältig verschürte Päckchen baumelten. »Meine bisherige Ausbeute, Principessa!«

»Viel zu wenig«, urteilte die Fürstin und zog ihn mit festem Griff ihrer mageren Hand zum Stand der Contessa Claudia Orlini.

Konrad spürte, wie sein Herz einen Schlag lang aussetzte, um gleich darauf gegen seine Rippen zu hämmern. Er wagte nicht, seine Augen zu der schönen Unbekannten zu heben, hielt seinen Blick krampfhaft auf den Verkaufstisch gerichtet, während die Fürstin in den Spitzen wühlte, sie hochhielt, auseinanderbreitete, glättete und wieder zurückwarf.

»Sind sie nicht wundervoll?« rief sie enthusiastisch. Konrad war nicht imstande, ein einziges Wort hervorzubringen, sein Mund war wie ausgetrocknet.

»Du hast sehr wenig bisher verkauft, Claudia, meine Liebe«, wandte sich die Fürstin mit sanftem Tadel an die junge Contessa, »kein Wunder, wenn du so dastehst wie Lots Weib – geh doch ein wenig aus dir heraus, lächle, preise deine Waren an!«

»Verzeih mir, Tante«, sagte die Contessa sanft, mit einer Stimme, die so dunkel und melodisch klang wie der Ton einer sehr alten Meistergeige.

Wie von einer magnetischen Macht gezwungen, hob Konrad die Augen, und zum erstenmal sah er der Frau seiner Träume voll in das Antlitz, dessen makellose Schönheit alles übertraf, was er bisher gesehen hatte. »Nur ein einziges Lächeln, cara mia, und Signor Hartwig wird kaufen ...« drängte die Fürstin, »nicht wahr, Signor Attaché ...«

»Ich kaufe auch ohne Lächeln«, sagte Konrad mühsam, ohne die Augen von dem Gesicht der schönen Contessa losreißen zu können.

»Da hast du es, Claudia!« rief die Fürstin. »Willst du dich so beschämen lassen?!« Plötzlich fiel ihr etwas ein. »Oh, ich fürchte, ich habe Sie meiner Nichte noch gar nicht vorgestellt! Signor Hartwig, Attaché an der Deutschen Botschaft – ein sehr hoffnungsvoller Junge! Ich wette, er wird in der römischen Gesellschaft Furore machen!«

Die Contessa reichte ihm nicht die Hand, der Ausdruck unendlicher stiller Trauer verschwand nicht für eine Sekunde aus ihrem Gesicht. Sie beugte sich nur leicht vor, fragte: »Was also darf ich Ihnen einpacken, Signore? Haben Sie schon gewählt?«

»Was Ihnen gefällt, Contessa ...«

Claudia Orlini zögerte.

»Was überlegst du?« rief die Fürstin. »Pack ihm deine teuersten Stücke ein – oder die, die du sonst nicht loszuwerden fürchtest – sei nicht zimperlich. Du arbeitest ja nicht in die eigene Tasche, sondern für einen wohlthätigen Zweck!«

Aber es war Konrad, der der jungen Frau die Wahl abnahm.

»Ich kaufe alles«, sagte er mit plötzlichem Entschluß, »wenn Sie mir einen Tanz schenken, Contessa!«

Claudia Orlini zuckte zusammen. Ein zartes Rot ließ ihr Gesicht erglühen. »Ich tanze nicht.«

»Ach, Unsinn, Liebling!« sagte die Fürstin energisch. »Was soll nun das wieder? Natürlich wirst du tanzen!«

»Aber ich möchte nicht ...«

»Du willst doch unseren jungen Gast nicht beleidigen? Was hat er dir getan? Möchtest du, daß er uns Römerinnen für schlecht erzogen hält?«

»Wenn die Contessa lieber nicht ...« sagte Konrad rasch. Aber die Fürstin ließ ihn nicht aussprechen. »Ah bah! Nichts da! Sie sind ein Kavalier, das weiß ich. Gerade deshalb kann ich nicht dulden, daß Sie in meinem Hause so behandelt werden!«

»Die Spitzen«, sagte Claudia Orlini hilflos, »ich muß sie doch ...«

»Laß nur, das werde ich schon besorgen!« Die Fürstin warf einen raschen abschätzenden Blick über die ausgebreiteten Spitzen. »Geben Sie mir zweihunderttausend Lire, Signore – es darf auch ein Scheck sein, und diese ganze Pracht gehört Ihnen!«

Konrad Hartwig zögerte keinen Augenblick. Er hatte zwar niemals vorgehabt, eine so hohe Summe ausgerechnet in Spitzen zu investieren, und er wußte auch, daß er diese Rechnung keinesfalls der Botschaft präsentieren durfte. Aber er war sich darüber im klaren, daß er sein gegebenes Wort halten mußte, und für die Aussicht, die Frau seiner Träume in die Arme nehmen zu dürfen, hätte er ohne Bedauern noch weit mehr geopfert.

So schrieb er den Scheck aus, überreichte ihn mit einer kleinen Verbeugung der Fürstin.

Sie nahm ihn lächelnd entgegen, steckte ihn in den tiefen Ausschnitt ihres Décolletés, das reichliche Partien ihres schlaffen, weiß gepuderten Fleisches freigab. »Mille grazie, Carissimo – ich werde Ihnen diese Spitzen in die Botschaft schicken lassen. Geben Sie Ihre anderen Päckchen gleich dazu, sie würden Sie sonst nur hindern. Und nun geht, Kinder! Die Jugend gehört auf die Tanzfläche!«

Claudia Orlini hatte ihren Widerstand aufgegeben. Sie war hinter ihrem Stand hervorgekommen und schritt nun vor Konrad Hartwig her in den großen Saal hinüber, aus dem die Klänge einer kleinen Band er-

klangen. Er blieb immer in einem gewissen Abstand hinter ihr, fasziniert von ihrem leichten Gang, der nichts von der gekonnten Sicherheit der Mannequins und Schauspielerinnen besaß, sondern beseelt von einer natürlichen Anmut war, die in sich selber ruhte und keinen Wert darauf legte, zu gefallen oder gar aufzureizen.

Am Rande der Tanzfläche blieb sie stehen und wandte sich ihm zu, und jetzt entdeckte er zum erstenmal, daß ihre dunklen Augen blau waren, von einem tiefen, leuchtenden Blau, wie er es zuvor nur bei sehr kostbaren Saphiren gesehen hatte.

Auf dem blanken Parkettboden zwischen den schimmernden Marmorsäulen bewegten sich nur wenige Paare. Die meisten Besucher des Wohltätigkeitsfestes hielten sich noch im Basar auf, wo bald die Ziehung der Tombola beginnen sollte. Die Musik klang seltsam dünn in dem riesigen Raum, schien sich unter der hohen Decke mit den wunderbaren alten Stuckarbeiten fast zu verlieren.

Konrad und Claudia standen sich gegenüber, und eine seltsame Scheu hinderte ihn daran, sie in die Arme zu nehmen. Sie war es, die den Bann brach und ihre Hände auf seine Schultern legte.

Die Band hatte gerade einen neuen Tanz zu spielen begonnen, einen langsamen Walzer voll melancholischer Süße, dessen Klänge in dem riesigen Saal etwas nahezu Sphärisches, ja Überirdisches gewannen. Sie tanzten, fast ohne sich zu berühren. Obwohl sie bisher nur wenige Worte miteinander gewechselt hatten, war es, als ob ihre Körper sich vollkommen verstanden. Im gleichen Rhythmus bewegten sie sich in traumwandlerischer Sicherheit über die Tanzfläche. Konrad war es, als ob die Füße der jungen Contessa kaum den Boden berührten, sie schwebte dahin, leicht, biegsam und völlig selbstverloren.

Das Glücksgefühl, ihr so nahe zu sein, war zu übermächtig, als daß es ein Wort hätte geben können, es zu schildern. Alles, was er ihr hatte sagen wollen, schien unwichtig und banal und hätte nur diese herrlichen, unwiederbringlichen Minuten zerstört.

So tanzten sie schweigend, und während seine Blicke sich in der Tiefe ihrer schönen Augen verloren, entschwand ihm jedes Gefühl für Zeit und Raum.

Dann plötzlich war die Musik zu Ende, und jäh zerriß der Schleier der Verzauberung. Sie löste sich aus seinen Armen und trat an den Rand der Tanzfläche zurück.

Er mußte sich räuspern, um seine Stimme in die Gewalt zu bekommen. »Contessa«, sagte er mühsam, »darf ich Sie zu einem Aperitif einladen? Oder zu einem Espresso?«

»Danke«, sagte sie, »ich möchte jetzt nach Hause ...«

»Darf ich Sie hinbringen?«

Sie schien den Bruchteil einer Sekunde zu zögern.

Er wiederholte seine Bitte dringender. »Sie würden mir eine große Freude machen, Contessa ...«

»Sie müssen bleiben«, sagte sie, »die Tombola hat ja noch nicht begonnen.«

Er wollte ihr erklären, wie unwichtig ihm diese Tombola war und die Lose, die er dafür erworben hatte, suchte nach Worten, die sie ahnen lassen sollten, was er für sie empfand – aber er kam nicht dazu, sie auszusprechen. Die ältliche Frau, die er schon zweimal als Begleiterin der Contessa gesehen hatte, tauchte in der Tür des Basars auf, sie erspähte Claudia Orlini und stürzte auf sie zu wie ein Habicht auf eine Taube.

»Claudia!« sagte sie vorwurfsvoll. »Wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Ich habe dich überall gesucht.« Mit einem scharfen, mißtrauischen Blick musterte sie Claudias Begleiter.

»Signor Hartwig von der Deutschen Botschaft«, stellte die Contessa vor, »meine Schwägerin Signorina Helena Orlini ...« Konrad Hartwig verbeugte sich.

»Die Principessa befahl mir, mit Signor Hartwig zu tanzen«, erklärte Claudia.

»Ah, wirklich?« fragte die Schwägerin in einem Ton, der einer Beleidigung sehr nahe kam.

Konrad spürte die Feindschaft zwischen den beiden Frauen. »Ich hoffe«, sagte er aus dem Wunsch heraus, Claudia in Schutz zu nehmen, »Sie werden mir meine Kühnheit verzeihen. Ohne Hilfe der Principessa wäre es mir sicher nicht gelungen, die Contessa zu diesem Tanz zu führen.«

»Und deine Spitzen?« fragte Helena scharf, ohne Konrad Hartwig einer Antwort zu würdigen. »Willst du sie wieder mit nach Hause nehmen?«

»Ich habe sie verkauft«, erwiderte Claudia sehr beherrscht, »Signor Hartwig war so freundlich, sie für den guten Zweck zu erwerben.«

»Alle!?« Helenas Stimme wurde schrill.

»Ich brauchte Geschenke«, erklärte Konrad, »für meine Mutter, meine Schwester, meine Verlobte ...«

»Ach so!« Endlich schien die Anstandsdame beruhigt, ja sie verzerrte sogar ihren scharfen, blutleeren Mund zu einer Art Lächeln. »Es waren sehr schöne Stücke darunter«, sagte sie, »Sie werden sicher Freude damit bereiten.«

»Daran zweifle ich nicht.« Konrad zwang sich, um Claudias willen dieser unangenehmen Person gegenüber betont liebenswürdig zu sein. »Wenn Sie mir noch die Ehre geben würden, die Damen nach Hause zu bringen ...« Aber sein Charme hatte auf Signorina Orlini keine Wirkung.

»Danke, nicht nötig«, sagte sie kurz, »unser Wagen wartet unten!«

»Leben Sie wohl«, sagte Claudia Orlini und reichte ihm mit einer freimütigen Geste die schlanke Hand, »und haben Sie Dank – für alles!«

Er nahm ihre Hand wie ein Geschenk entgegen, beugte sich darüber – aber ehe seine Lippen sie noch berühren konnten, wurde sie ihm schon entzogen.

Als er aufblickte, hatten die beiden Damen sich zum Gehen gewandt. Er sah ihnen nach, um wenigstens noch einen Blick auf Claudia Orlinis schöne Gestalt zu werfen. Aber die Anstandsdame hatte sich zwischen ihn und die Frau, die er verehrte, geschoben, und so blieb ihm selbst dies versagt.

Mechanisch sah Konrad auf seine Armbanduhr, stellte fest, daß er kaum eine knappe Stunde auf dem Wohltätigkeitsfest verbracht hatte – nur Minuten konnten es gewesen sein, die ihm die Frau seiner Träume nahe gewesen war, Minuten, in denen er den Himmel und den Abgrund seiner unerfüllten Liebe durchschritten hatte.

Eine halbe Stunde später kam Konrad Hartwig in die Deutsche Botschaft zurück.

Ohne irgend jemanden zu begrüßen, ging er sofort in sein Arbeitszimmer, einen großen, sehr repräsentablen Raum mit dicken Teppichen, antiken Möbeln und einem guten Ölbild des Bundespräsidenten an der Wand gegenüber dem Schreibtisch, das sein Vorgänger von einem deutschen Kunststipendiaten eigens für die Botschaft hatte anfertigen lassen. An den anderen Wänden hing eine Ansicht des alten Roms und ein sehr künstlerischer Stich der Campagna.

Aber Konrad hatte heute kein Empfinden für die Behaglichkeit des Raumes. Er war innerlich noch immer völlig aufgewühlt von seiner unverhofften Begegnung mit Claudia Orlini. Dieses Erlebnis war für ihn so ungeheuer gewesen, daß ihm die Kraft fehlte, damit fertigzuwerden. Die schöne Unbekannte existierte, mehr noch, sie entsprach völlig seiner inneren Vorstellung, dem Ideal seiner Träume, sie war die Frau, nach der er sich, noch bevor er sie gesehen hatte, sein ganzes Leben gesehnt hatte, die wahre Ergänzung seiner eigenen Persönlichkeit. Aber dennoch – und das war das Unfaßbare – war sie für ihn für alle Zeiten verloren. Sie war verheiratet, nach katholischem Recht verheiratet, niemals würde seine Liebe Erfüllung finden.

Er mußte sich ihr Bild, jeden Gedanken an sie, jedes zärtliche Gefühl aus dem Herzen reißen. Sie war nicht für ihn bestimmt.

Konrad saß an seinem Schreibtisch, starrte auf die bizarren Tintenspuren auf der Löschunterlage, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen oder zu einem Entschluß zu kommen.

Seine Sekretärin, das ebenso tüchtige wie unscheinbare Fräulein Erlmaier, kam herein, brachte ihm die Nachmittagspost. Er bemühte sich, sie durchzusehen. Aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, ohne daß er einen Sinn in ihnen erkennen konnte.

Endlich gab er sich einen Ruck, zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief – spürte einen Augenblick lang ein leichtes Schwindelgefühl, dann etwas wie eine trügerische Klarheit.

Er nahm den Telefonhörer ab, forderte eine Verbindung mit Anette Sörgel in München.

»Privatgespräch«, sagte er müde, »ja, natürlich, Sie können es mir aufschreiben.«

Er wartete ungeduldig, aber dann, als die Verbindung endlich zustande kam, wußte er nicht mehr, was er ihr eigentlich hatte sagen wollen. Anettes herbe junge Stimme klang so nahe, als ob sie aus dem Nebenzimmer oder aus der nächsten Telefonzelle spräche. »Hallo!« rief sie munter, »Konrad? Das ist aber nett von dir! Ein Glück, daß ich etwas früher nach Hause gekommen bin. Ich bin heute erst mit der Einschreibung auf der Uni fertig geworden. Schrecklich umständlicher Kram wie immer.«

»Wie geht es dir?« fragte er mühsam.

»Danke, gut. Und dir? – Was ist? – Du sprichst so komisch, Konrad.«

»Ich fühle mich auch nicht sehr wohl. Ich ...«, er zögerte, »ich habe Sehnsucht.«

Sie lachte unbefangen. »Gott sei Dank! Das ist doch keine Krankheit.«

»Nein, ich weiß.«

»Ich habe auch Sehnsucht – aber ich finde es eigentlich ganz hübsch, jemanden zu haben, nach dem man sich sehnen kann.«

»Ja, auch das.« Seine kurzen Antworten machten sie stutzig. »Sag mal, bist du wirklich nicht krank?«

»Nein, wieso denn?«

»Ach so!« Sie lachte wieder. »Du hast ein bißchen zu ausgiebig gefeiert! Wie geht es Mike? Und Uwe Holsten? Und Tino Reggi?«

»Ich habe sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Das heißt, Tino Reggi heute. Auf einem Wohltätigkeitsbasar.«

»Du warst auf einem Wohltätigkeitsbasar? Das muß sehr komisch gewesen sein.«

»Wie man es nimmt.«

»Stell dir vor«, sagte sie, »Konrad, wir haben einen neuen Professor bekommen – einen neuen, keinen jungen, du brauchst also nicht ei-

fersüchtig zu sein. Er ist mindestens fünfzig und hat einen Spitzbart, vorher war er Dozent in Göttingen. Wir sind alle sehr gespannt, wie er ist ...«

Er unterbrach ihr Geplauder. »Anette«, sagte er, »ich möchte, daß du zu mir kommst.«

»Natürlich, in den Semesterferien. Das war doch abgemacht.«

»Nein. Jetzt. Sofort.«

Sie schwieg eine Sekunde, dann sagte sie: »Das kann doch nicht dein Ernst sein.«

»Doch. Ich möchte, daß wir so bald wie möglich heiraten ...« – »Aber, Konrad, was fällt dir bloß ein! Das haben wir doch alles schon in Rom x-mal durchgekauft. Du kennst meinen Standpunkt.«

»Ich brauche dich, Anette.«

»Ach, Unsinn. Das redest du dir nur ein. Du bist so viele Jahre ohne mich ausgekommen – hast du dir schon mal ausgerechnet, wie lange du überhaupt gebraucht hast, um mir einen Heiratsantrag zu machen?« Sie lachte wieder. »Wenn ich damals nicht ein bißchen nachgeholfen hätte, wären wir heute noch nicht einmal verlobt.«

»Mag sein, aber ...«

»Konrad«, sagte sie plötzlich ganz ernst, »wir sind doch beide erwachsene Menschen. Laß mir dies eine Jahr Zeit. Bis ich meine Prüfung gemacht habe. Schließlich – wir haben ja noch ein ganzes Leben vor uns.«

»Ich möchte, daß du jetzt bei mir wärst.«

»Ich möchte jetzt auch bei dir sein, Konrad. Aber im Leben geht es nicht immer so, wie man möchte. Man muß vernünftig sein.«

Er begriff, daß sie ihn nicht verstand, nicht verstehen konnte, da sie nicht einmal eine Ahnung hatte, was in ihm vorging. Mit einem Seufzer gab er es auf.

»Wahrscheinlich hast du recht«, sagte er.

»Bestimmt sogar.«

»Also, mach's weiter gut, Anette. Und schreib ein bißchen öfter.«

»Nein, du! Auf zwei Briefe von mir kriege ich höchstens einen.«

»Ich werde mich bessern. Also, leb wohl!«

»He, Konrad«, rief sie, »warte doch – du hast mir noch gar nicht ge-

sagt, daß du mich liebst! Konrad!« Mit einem Druck auf die Gabel unterbrach er das Gespräch. Mochte sie glauben, daß er ihre letzte Frage nicht mehr gehört, daß das Fräulein vom Amt oder die Telefonistin der Botschaft diese Unterbrechung verursacht hatte. Er war nicht imstande, die Lüge, die sie von ihm erwartete, über die Lippen zu bringen – denn daß er nicht sie, seine Verlobte, liebte, sondern jene andere, deren Liebe ihm verboten war, das hatte er mit schmerzender Klarheit erkannt.



Konrad wäre am liebsten nach Hause gegangen, hätte sich in seine vier Wände zurückgezogen, eine Flasche Wein geleert und ein starkes Schlafmittel genommen, um wenigstens für Stunden diese Welt zu vergessen, die kein Glück für ihn zu vergeben hatte. Aber ihm stand noch eine Prüfung bevor. Für den späteren Nachmittag hatte sich Staatssekretär Dr. Pfeiffer aus Bonn mit seiner Frau Gisela angesagt. Er, der deutsche Kulturattaché, sollte, wie so oft, den gehobenen Fremdenführer spielen und das prominente Ehepaar über das Forum Romanum führen, ihm das Kapitol, das Kolosseum und einige Kirchen zeigen. Es gab keine Ausrede, mit der er sich dieser Aufgabe hätte entziehen können, aber er erfüllte sie mehr schlecht als recht. Es war ihm unmöglich, seine Gedanken auf die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten Roms oder die Sonderwünsche des Staatssekretärs zu konzentrieren. Immerhin halfen ihm seine gute Erziehung und sein blendendes Gedächtnis über die ärgsten Klippen. Er war erleichtert, als er das Ehepaar endlich gegen zehn Uhr, nachdem man noch einen Blick auf das bei Nacht beleuchtete Forum geworfen hatte, im Palazzo-Hotel abliefern konnte. Eine Einladung zum Essen lehnte er höflich, aber mit Entschlossenheit ab.

»Ein sturer Büffel«, urteilte der Staatssekretär ärgerlich, nachdem man sich getrennt hatte, »nicht zu fassen, was für Leute heutzutage Eingang in den diplomatischen Dienst finden.«

»Du irrst dich«, erwiderte seine Frau lächelnd, »ein sehr sympathischer junger Mann mit Liebeskummer.«

Er sah sie erstaunt an. »Liebeskummer?! Wie kommst du darauf?«

»So etwas spürt eine Frau.«

»Unsinn. Das bildest du dir nur ein. Ich muß mal mit dem Botschafter über diesen Herrn sprechen. Einen tüchtigen Rüffel hat er zumindest verdient.«

»Tu das nicht, Otto«, bat seine Frau, »mir zuliebe. Es würde mir die ganze Reise verderben, wenn ich mir vorstellen müßte, daß er unseretwegen Ärger bekommt.«

»Du bist viel zu weich.«

»Mag sein. Aber du bist im Urlaub, da kannst du deine Härte ruhig mal zu Hause lassen.«

»Na schön«, gab der Staatssekretär unzufrieden nach, »dir zuliebe.«



Konrad Hartwig ahnte nicht, daß der Staatssekretär und seine Frau über ihn sprachen und was für ein Urteil sie sich gebildet hatten, und selbst wenn er es gewußt hätte, wäre es ihm völlig gleichgültig gewesen. Er befand sich in jenem Zustand, in dem Fakire es fertigbringen, mit bloßen Sohlen über glühende Kohlen zu wandeln – auch er war gänzlich unempfindlich gegen die Einflüsse seiner Umgebung. Die Wunde, die ihm die Liebe und das Schicksal versetzt hatte, war so schmerzhaft, daß alles andere daneben gänzlich belanglos schien.

Er stand vor der gläsernen Drehtür des Palazzo-Hotels, zündete sich eine Zigarette an und blickte, ohne etwas in sich aufzunehmen, über die hell erleuchteten Tische auf der Via Veneto hinweg, als er seinen Namen hörte. Tatsächlich hatte Mike O'Connor schon dreimal hintereinander seinen Namen gerufen, ehe er aufmerksam wurde, und zum Bewußtsein der Situation kam er erst, als der Ire dicht vor ihm stand.

»Hallo, alter Junge«, sagte Mike und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter, »endlich sieht man dich mal wieder! In den maßgebenden Kreisen Roms gehen schon Gerüchte um, du hättest dich in ein einsames Kloster begeben.«

»Haufenweise Arbeit«, erklärte Konrad, der nicht wußte, ob er sich über diese unverhoffte Begegnung freuen oder ärgern sollte.

»Kann ich mir vorstellen. Du siehst wirklich abgearbeitet aus. Willst du dich nicht zu mir setzen? Ein Schluck Cognac wird dir guttun.«

Konrad zögerte. »Ich bin allein«, fügte Mike rasch hinzu, als wenn er seine Gedanken hätte lesen können. Konrad fand keinen Vorwand, sich zurückzuziehen, er wollte es auch gar nicht. Mike O'Connor war der einzige Mensch in Rom, dem er sich innerlich verbunden fühlte, und er war plötzlich dankbar für diese Chance, seiner Einsamkeit zu entfliehen.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch, von dem sie einen guten Blick über die auf und ab flanierenden Schönheiten hatten. Mike O'Connor bestellte zwei doppelte Cognacs – es war offensichtlich, daß er selber schon einiges getrunken hatte.

»Wie ich höre«, sagte er unbefangen, »hast du heute auf dem Basar eine Eroberung gemacht. Tino Reggi läuft überall herum und erzählt ...«

Der Ausdruck im Gesicht seines Freundes warnte ihn plötzlich. Er stockte mitten im Satz. »War sie das?« fragte er in verändertem Ton.

»Ja«, sagte Konrad leise.

»Die Contessa Claudia Orlini!« Mike war sichtlich erschüttert. »Was für ein verdammt Pech!«

»Kann man wohl sagen.«

Beide schwiegen. Der Kellner brachte die Gläser mit Cognac, Konrad nahm einen großen Schluck.

»Und – ist sie so, wie du sie dir vorgestellt hast?« fragte O'Connor.

»Mehr als das.«

»Verdammt und zugenäht.« Mike fluchte herzhaft. »Ausgerechnet dir muß das passieren. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, daß die Sache aussichtslos ist?«

»Nein. Ich weiß.«

»Claudia Orlini. Ich habe von ihr gehört. Sie soll sehr schön sein. Übrigens ist ihre Mutter eine Deutsche.«

»Wirklich?«

»Dir nützt das nichts, alter Junge, und wenn sie als Chinesin geboren wäre. Jetzt ist sie Römerin, Katholikin. Da ist nichts zu wollen.«

»Ich will auch nichts von ihr.«

»Um so besser. Das könnte dir nämlich schlecht bekommen. Der Conte, ihr Mann, ist ungeheuer reich und ungeheuer einflußreich. Ganz alter römischer Adel. Ein bißchen degeneriert. Aber das sind ja die meisten.«

Mit selbstverständlicher Neugier verlangte Konrad mehr zu wissen. »Haben sie Kinder?«

»Ja. Ich glaube. Ein Mädchen. Muß jetzt etwa drei Jahre alt sein.« Konrad schwieg. Es fiel ihm schwer, diese Mitteilung zu verdauen.

»Komm, trink«, drängte Mike, »spül es hinunter. Es gibt Dinge, die nicht sein sollen, und meist merkt man erst viel später, daß es gut und richtig so war. Du ahnst ja nicht, was dir auf diese Weise alles erspart bleibt. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, in diesem Fall – bleib bei deiner Anette. Sie paßt zu dir. Sie ist kein Traumbild, sondern – na, ein ganz prächtiges Mädchen. Wie geht es ihr eigentlich?«

Konrad mußte sich zwingen, von Anette zu erzählen, obwohl seine Gedanken weit, sehr weit entfernt waren. Aber Mike O'Connor ließ keine Gesprächspause mehr aufkommen. Er fragte und erzählte und zwang den Freund zum Reden, während er immer neue Cognacs auffahren ließ, und ganz allmählich hatte seine Therapie doch eine gewisse Wirkung. Konrads Verkrampfung löste sich, sein Gesicht bekam wieder Farbe, er begann sich besser zu fühlen.

Mike O'Connor hatte währenddessen immer wieder Bekannte begrüßt und war begrüßt worden. Jetzt plötzlich hob er die Hand und winkte zwei vorbeischlendernden jungen Damen zu. »Hallo, ihr Süßen – wollt ihr euch nicht zu uns setzen?«

Konrad erhob sich, als die Mädchen an den Tisch kamen. Beide waren gut gewachsen und attraktiv, die eine braun gebrannt, mit weißen blitzenden Zähnen und unwahrscheinlich schwarzem Haar, die andere eine üppige Rothaarige mit milchweißer Haut, Grübchen in den Wangen und hellblauen, treuherzigen Augen. Mike O'Connor mach-

te die beiden mit Konrad Hartwig bekannt, stellte die Schwarze als Judith, die Rothaarige als Cobra vor. Als Konrad sich über diesen ausgefallenen Namen wunderte, erklärte sie freimütig und mit einem vergnügten Zwinkern, daß sie sich ihn selber zugelegt hatte.

»Man muß sich was einfallen lassen, wenn man Karriere machen will«, bekannte sie und ließ mit unbefangener Koketterie ihre Stola von den runden Schultern gleiten. »Ich habe hin und her überlegt, wie ich mich nennen soll. Von Haus aus heiße ich nämlich Anna – unmöglich, wie? Cobra – das ist schon was ganz anderes. Klingt gefährlich und paßt zu mir.«

»Gib nicht so an, Kleine«, sagte O'Connor schmunzelnd, »du bist doch das Harmloseste, was es überhaupt gibt!«

»Da sehen Sie«, sagte Cobra mit reizendem Schmollmund, »so wird man verkannt! Es ist schwer, hier in Rom den richtigen Ruf zu bekommen!«

Die Mädchen ließen sich erst noch zu einem Cognac einladen, dann zogen alle zusammen in eine nahe gelegene Bar, wo weitergetrunken wurde. O'Connor tanzte mit der schwarzen Judith, aber obwohl Konrad merkte, wie gerne auch Cobra getanzt hätte, konnte er sich dazu nicht überwinden – nicht an diesem Tag, an dem er mit Claudia Orlini über das Parkett geglichen war.

Davon abgesehen, war Cobra weder lästig noch anspruchsvoll, sie gab sich natürlich und unbefangen, plauderte munter drauflos, so daß er sich weder bemühen mußte, sie zu unterhalten, noch Zeit zum Nachdenken fand. Der Alkohol und die Angst vor der hoffnungslosen Einsamkeit taten ihr übriges, und so dachte Konrad gar nicht daran, zum Aufbruch zu mahnen.

Erst als er merkte, daß Mike O'Connor mit Judith verschwunden war, begriff er, daß es Zeit war, sich auf den Heimweg zu machen. Etwas schwankend trat er hinter Cobra, die sich sehr aufrecht hielt, auf die Straße hinaus. Mit Erstaunen merkte er, daß die Nacht vergangen und die Sonne im Begriff war, über der Ewigen Stadt aufzugehen.

Cobra schauderte leicht in der morgendlichen Kühle. Er legte die Stola enger um ihre Schultern, zog sie an sich. »Kommst du mit zu mir?« fragte sie lächelnd.

Trotz der durchwachten Nacht wirkte sie wie ein Bild aus Milch und Blut. Er konnte in der Dämmerung die winzigen goldenen Pünktchen auf ihrem Nasenrücken erkennen, versuchte sie lächelnd zu küssen, eines nach dem anderen.

»Wenn du willst«, sagte er.

»Doch«, sagte sie, »doch!« Sie bot ihm ihre warmen roten Lippen. »Ich hab' dich sehr lieb, weißt du ...« Dieses Wort ernüchterte ihn schlagartig. Unwillkürlich wich er zurück. Er hatte nichts gesucht als ein flüchtiges Abenteuer – was Cobra ihm bot, war weit mehr, als er erwartet hatte.

»Ich will dich nicht unglücklich machen«, sagte er erschrocken.

Der Glanz in ihren Augen erlosch. »Aber ...« Er ließ sie nicht weiterreden. »Findest du nicht auch, es ist ein bißchen zu spät für Liebesgeständnisse und Erklärungen? Wir sind beide müde. Verschieben wir es auf morgen.«

Er winkte einem vorüberfahrenden Taxi, war erleichtert, als es vor ihm anhielt.

»Gute Nacht, Kleines«, sagte er und kam sich schäbig vor. »Wir sehen uns bald!«

Während er dem Chauffeur einen größeren Geldschein zusteckte, nestelte sie an ihrer Handtasche, holte eine Visitenkarte heraus.

»Hier, meine Telefonnummer«, sagte sie.

Es berührte ihn peinlich, daß sie Tränen in den Augen hatte. Er steckte das Kärtchen rasch in die Tasche, wandte sich ab. Ohne sich noch einmal umzusehen, ging er den langen Weg zu Fuß nach seinem einsamen Zuhause.



Als Konrad Hartwig am nächsten Morgen in die Botschaft kam – es ging schon auf elf Uhr zu –, fühlte er sich wie zerschlagen, denn sein Schlaf war viel zu kurz gewesen. Seine Sekretärin empfing ihn mit leichtem Vorwurf.

»Der Herr Botschafter hat nach Ihnen gefragt!«

Das war entschieden unangenehm. Der Attaché hatte zwar keine festen Dienststunden, denn seine Arbeit erstreckte sich oft genug bis in die Nacht hinein, aber es war ein ungeschriebenes Gesetz, daß man dazusein hatte, wenn man gebraucht wurde.

»Soll ich zu ihm kommen?« fragte Konrad Hartwig.

»Nicht jetzt. Der Herr Botschafter hat Besuch. Aber für heute nachmittag um zwei Uhr ist eine Konferenz angesetzt.«

»Na, dazu wäre ich immer noch rechtzeitig gekommen«, sagte Konrad Hartwig obenhin. »Sonst noch etwas Interessantes?«

»Ihre Einkäufe vom Basar sind gekommen!« Fräulein Erlmaier wies auf drei große Plastiktaschen. »Soll ich sie zu Ihnen hereintragen?«

»Ich bitte darum.« Konrad Hartwig ging voraus in sein Büro, blätterte noch stehend die Post des Tages durch. Zuunterst lag ein Brief seiner Mutter. Er zog ihn heraus, öffnete ihn, während er sich setzte.

Fräulein Erlmaier brachte die Plastikbeutel herein, stellte sie vor ihn auf den antiken Schreibtisch. »Ich habe schon hineingeschaut«, bekannte sie mit leichtem Erröten, »was für wunderbare Spitzen! Geht das alles auf Rechnung der Botschaft?«

»Nein, nur die Päckchen, die extra verpackt sind«, antwortete Konrad zerstreut, während er den Brief seiner Mutter überflog, »das andere habe ich für mich privat gekauft!«

Fräulein Erlmaier errötete noch tiefer. »Oh, da wird sich Ihre Braut aber freuen!«

Konrad hob die Augen und sah sie nachdenklich an. Zum erstenmal wurde ihm die Frage bewußt, was mit diesen Spitzen überhaupt geschehen sollte! Sicher würde Anette sich darüber freuen – obwohl er sich ihre frische, sportliche Erscheinung nur sehr schwer in handgearbeiteten Spitzen vorstellen konnte – auch seine Mutter würde begeistert sein, und ohne Schwierigkeiten hätte er in seinem weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis noch andere begeisterte Abnehmerinnen gefunden.

Aber war das eine Lösung? Konnte er diese Spitzen, die er nur Claudia Orlini zuliebe gekauft hatte, einer anderen Frau schenken? Ihm kam es vor, als wäre dies Verrat und schändlicher Betrug an denen, die ihn liebten.

»Sie sind nicht für meine Braut bestimmt«, erklärte er. Fräulein Erlmaier sah ihn verblüfft an. »Nicht?«

»Ich habe sie aus Wohltätigkeitsgründen gekauft und werde sie einem guten Zweck zuführen.« Fräulein Erlmaiers Finger strichen liebevoll über eine naturfarbene Spitzenstola. »Ist es sehr unverschämt zu fragen, ob ich – vielleicht eine – ich meine natürlich, ich würde sie Ihnen abkaufen!«

Er mochte seine Sekretärin gerne, und er wußte auch, welche Überwindung es sie, das sonst immer so bescheidene und zurückhaltende alte Mädchen, gekostet hatte, diese Frage zu stellen. Er hätte ihr gerne die Stola, in die sie sich so verguckt hatte, geschenkt. Aber der Gedanke, daß sie eines Tages, vielleicht auf einem kleinen Fest in der Botschaft, ihm damit unter die Augen kommen könnte, war unerträglich.

»Tut mir leid«, sagte er sehr freundlich und mit schlechtem Gewissen, »ich habe sie schon fest versprochen.«

»Alle?«

»Ja, leider. Nehmen Sie die Päckchen hinaus, und lassen Sie das andere hier. Stellen Sie die Taschen ruhig da vorne auf den Boden. Wahrscheinlich werde ich sie heute noch abschicken. Und nun lassen Sie mich in Ruhe meine Post durchsehen. Ich werde Sie rufen, sobald ich Sie brauche.«

Als sie den Raum verließ, war es noch ihrem Rücken anzusehen, wie enttäuscht sie war und wie verwirrt. Sie konnte die Abfuhr nicht begreifen, die ihr der sonst immer so verständnisvolle Chef erteilt hatte.

Konrad zündete sich eine Zigarette an und las den Brief seiner Mutter jetzt noch einmal von vorne und in aller Ruhe. Während er las, glaubte er sie reden zu hören, aus jedem Satz leuchtete ihre warmherzige Lebendigkeit, ihre Anteilnahme an dem Leben des Sohnes, die jedoch nie aufdringlich war oder ein Ventil in unerwünschten guten Ratschlägen suchte. Er spürte, wenn sie jetzt hier gewesen wäre, vielleicht hätte er ihr alles beichten können – seine unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau, die für ihn ganz unerreichbar war. Aber was hätte es geholfen? Mütterlicher Trost genügte nicht. Sie hätte ihm nur

raten können, was er selber wußte – daß er Claudia Orlini vergessen mußte. Die Kraft dazu konnte auch sie ihm nicht geben.

Konrad seufzte leicht, las weiter.

Beim letzten Abschnitt des langen Briefes stutzte er. »Mein lieber Junge«, schrieb seine Mutter, »bitte, tu mir den Gefallen und mach Schwester Georgina in der Villa Mater Dei einen Besuch. Ich weiß, das wird nicht gerade lustig für Dich sein, aber tu es trotzdem.

Jetzt, da Anette wieder in München ist, wirst Du sicher die Zeit dazu finden. Du weißt, daß ich selber niemals in Rom bin, ohne Schwester Georgina aufzusuchen, und hin und wieder schicke ich ihr auch eine Kleinigkeit. Sie ist eine so gute und mildtätige Seele, daß ich oft wünschte, ich könnte sie stärker unterstützen – aber Du weißt ja, wie Dein Vater über jede Art von privater Wohltätigkeit denkt.«

Er atmete auf. Hier bot sich ganz von selber die Lösung an, nach der er gesucht hatte.



Aber er kam nicht so bald dazu, seinen Entschluß wahrzumachen. Auf der Botschafts-Konferenz am Nachmittag stellte sich heraus, daß sich hoher Besuch aus Berlin angesagt hatte. Die ganzen nächsten Tage war Konrad Hartwig mit der Betreuung der illustren Gäste beschäftigt, für deren Besuch in Rom noch zusätzliche Sicherungsmaßnahmen geboten schienen. Dazu kam, daß die laufende Arbeit auch erledigt werden mußte, und so blieb ihm buchstäblich kaum Zeit für eine Atempause.

Doch erwies sich die Arbeit als gute Medizin für seine kranke Seele. Wenn sie es auch nicht vermochte, die tiefe Wunde, die ihm seine unglückliche Liebe geschlagen hatte, zu heilen, so verlor er doch wenigstens zeitweise das Bewußtsein seines inneren Elends. Es half schon, daß er nicht zum Nachdenken und noch weniger zum Träumen kam.

Endlich, zu Beginn der nächsten Woche, legte sich der Wirbel. Die Berliner Gäste flogen weiter nach Kairo, die Anspannung ließ nach. Fräulein Erlmaier schien nur darauf gewartet zu haben, ihm wieder die umstrittenen Spitzen ins Gedächtnis zurückzurufen, und er ent-

schloß sich, sie noch an diesem Tage in die Villa Mater Dei zu bringen. Es blieb ihm für diesen Besuch nur eine knappe Stunde Zeit, denn anschließend mußte er dem Liederabend einer deutschen Sängerin im Goethe-Institut beiwohnen, deren Auftreten er vermittelt hatte.

Er fuhr in seinem eigenen Wagen, denn inzwischen hatte er es gelernt, sich dem rasanten römischen Verkehr anzupassen, in die Viale Mura Aurelie, stoppte vor der grün gestrichenen Eisentür.

Er wollte gerade den Motor abstellen, als sich die Pforte einen Spalt breit öffnete und eine schmale, grazile Gestalt herausschlüpfte – er erkannte sie sofort, obwohl sie tief verschleiert war.

Es war Claudia Orlini.

Scheu blickte sie nach links und rechts, wandte ihm dabei den Bruchteil einer Sekunde ihr Gesicht zu, das durch den schwarzen Schleier schimmerte. Er wurde sich nicht darüber klar, ob sie ihn erkannt hatte, denn sie lief wie ein aufgescheuchtes Reh davon, die Steigung der Straße hinauf.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, Gas zu geben und sie zu überholen. Noch vor nicht langer Zeit hätte er es getan. Aber diesmal widerstand er der Versuchung.

Seine Hände umklammerten so hart das Steuer, daß die Knöchel weiß hervortraten. Er biß sich auf die Unterlippe, um die Herrschaft über sich nicht zu verlieren. Das Blut brauste ihm in den Ohren.

Aber er schaffte es.

Endlich, als die Gestalt der geliebten Frau um eine Biegung der Straße verschwunden war, erschlaffte sein Körper, sank in sich zusammen. Er spürte einen süßlichen Geschmack im Mund, begriff, daß er sich die Lippe zerbissen hatte. Er preßte sein Taschentuch vor die Wunde, wartete, bis die Blutung gestillt war. Er fühlte sich zerschlagen wie nach einer gewaltigen körperlichen Anstrengung.

Wohl fünf Minuten saß er so. Dann endlich hatte er sich wieder soweit in der Hand, daß er den Zündschlüssel herausziehen konnte. Er beugte sich nach hinten, hob die Plastiktasche heraus, stieg aus dem Auto und trat an die Pforte des kleinen Pilgerhotels. Es dauerte geraume Weile, bis er das Summen des Drückers vernahm und die Türe auf-

stoßen konnte. Aber er wartete geduldig. Am liebsten wäre es ihm gewesen, man hätte ihm den Eingang verweigert, denn er wußte, daß er nur mühsam die Worte für ein alltägliches Gespräch finden würde.

Aber dann wurde ihm doch geöffnet. Die Schwester Pförtnerin empfing ihn, er brachte sein Anliegen vor, und wenig später erschien Schwester Georgina in der kühlen kleinen Halle, eine zerbrechliche, aber vom Alter ungebeugte Gestalt in der ehrwürdigen schwarzen Nonnentracht, das blasse, durchsichtige Gesicht von zahllosen Falten durchfurcht.

Sie kam auf ihn zu, reichte ihm die kühle, weiche Hand, und in ihren alten wissenden Augen glänzte ein gutes Licht.

»Herr Attaché«, sagte sie, »welch eine Freude – Ihre Frau Mutter schrieb mir schon – es ist so lieb von Ihnen, daß Sie mich alte Frau besuchen!«

Er beugte sich über ihre Hand. »Leider«, sagte er, »habe ich nur wenig Zeit ...«

»Ich weiß«, sagte Schwester Georgina, »oh, ich weiß, die Jugend hat immer so viel zu tun!« – Aber ihr Lächeln zeigte, was sie im Grunde ihres Herzens von dieser Betriebsamkeit der Jugend dachte.

»Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, ehrwürdige Schwester«, sagte Konrad rasch und stellte die Plastiktasche auf die schlichte Korbbank, »handgearbeitete Spitzen. Sie selber werden wohl weniger damit anfangen können, aber immerhin stellen sie einen gewissen Wert dar. Vielleicht können Sie sie verkaufen ...«

Er fuhr mit der Hand in eine der Taschen und entnahm ihr einige Spitzen.

»Wie schön«, sagte Schwester Georgina, »wie wunderschön! Wie würde sich Ihre Frau Mutter darüber freuen!«

»Ich möchte nicht, daß meine Mutter sie bekommt – aus ganz bestimmten Gründen. Und ich möchte auch nicht, daß sie von dieser Spende erfährt.«

»Wie Sie es wünschen«, sagte Schwester Georgina ruhig, aber ihre hellen Augen musterten ihn sehr aufmerksam, »sie sollen also ein Opfer sein?«

»Nein, daran habe ich gar nicht gedacht. Ich möchte sie einem guten Zweck zuführen, das ist alles.«

»Ich danke Ihnen von Herzen – auch im Namen meiner Mitschwester – für diese Gabe. Wir alle werden Sie in unser Gebet einschließen.«

»Aber das ist doch nicht nötig!« entschlüpfte es Konrad Hartwig. »Glauben Sie nicht?« fragte Schwester Georgina sanft. »Wir alle bedürfen der Gnade Gottes. Ohne sie sind unsere guten Taten und unsere ehrlichsten Anstrengungen verloren und vertan.«

»Sie mögen schon recht haben«, sagte Konrad, der nichts weniger wünschte, als sich mit dieser alten Schwester über religiöse Probleme zu streiten.

»Sie erlauben also, daß wir für Sie beten?« fragte Schwester Georgina mit ihrem sanften Lächeln. »Allerdings – ich hätte es auch ohne Ihr Einverständnis getan. Ich werde für Ihr Seelenheil beten und auch – was Ihnen wahrscheinlich wichtiger erscheint – für Ihr irdisches Glück.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Konrad und beugte sich noch einmal über die zarte, welke Hand, um dem wissenden Blick ihrer Augen zu entgehen.

Als er die Treppe hinunterschritt und über den Hof gegen die Pforte ging, dachte er: Und wenn alle Engel im Himmel für mich beten würden, sie könnten mich nicht aus dem Höllenfeuer befreien, in dem mein Herz verbrennt!



Am 17. Mai hatte Konrad Hartwig Geburtstag, und da er wußte, daß seine Freunde dieses Datum kannten und ihm gratulieren würden, lud er sie am Vorabend zu einer inoffiziellen kleinen Feier in das »Il Capriccio«, ein typisch römisches Künstlerlokal in Trastevere.

Es herrschte in dem katakombenartigen Gewölbe, in dem die Wände geradezu gepflastert waren mit Gemälden und Aquarellen aller nur möglichen künstlerischen Stilrichtungen und unterschiedlichster Qualität, wie immer muntere Stimmung und großer Lärm.

Konrad Hartwig war das gerade recht, denn es enthob ihn der Aufgabe, die kleine Gesellschaft zu unterhalten. Es genügte, wenn er dafür sorgte, daß würzige Speisen und immer neue Flaschen des herben weißen Landweins aufgetragen wurden.

Kurz vor Mitternacht drängte sich eine hochelegante Gruppe in den ohnehin schon überfüllten Raum – die Herren im Smoking, die Damen im Abendkleid – und der Wirt brachte das erstaunliche Kunststück fertig, einen Tisch für diese Herrschaften frei zu bekommen. Anscheinend scheute er nicht davor zurück, wenig zahlende junge Künstler hinauszuweisen, um so den nötigen Platz zu schaffen.

Konrad erkannte das Mädchen an der Seite des hochgewachsenen schmalhüftigen Mannes, der offensichtlich der Anführer der ausgelassenen Gruppe war. Es war Cobra.

Sie sah faszinierend aus in ihrem seegrünen Abendkleid, das die milchweißen Schultern freigab und einen großzügigen Einblick in ihren festen runden Busen bot. Das schimmernde rote Haar hatte sie hochgekämmt und mit einer koketten, ebenfalls seegrünen Schleife geschmückt. Sie war, in etwas überdrehter Lustigkeit, so sehr mit sich selber und dem Wunsch, zu gefallen, beschäftigt, daß sie ihm nicht einen einzigen Blick schenkte – oder hatte sie ihn gesehen und wollte ihn nicht erkennen? Tino Reggi, der Konrads Interesse bemerkt hatte, beugte sich zu ihm und zischte: »Ja, das ist er! Der elegante Mann zwischen der kleinen Rothaarigen und der Superblondine ...«

»Wer?« fragte Konrad verständnislos.

»Der Conte Orlini, der Gatte der schönen Claudia!«

Bei Tino Reggis Eröffnung überfiel Konrad ein jähes Gefühl wilder, leidenschaftlicher Eifersucht. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzustöhnen. Nie hätte er gehant, daß er einer so unbeherrschten primitiven Reaktion überhaupt fähig war.

»Was ist los mir dir?« fragte Tino lauernd. »Du bist ja mit einem Mal ganz blaß geworden!«

Konrad war es unmöglich, etwas darauf zu antworten. Mike O'Connor kam ihm zu Hilfe. »Laß ihn in Ruhe, Tino«, sagte er. »Er hat

ein bißchen zu schnell getrunken, außerdem – die Luft hier drinnen ist wirklich zum Schneiden dick. Ich kriege selber kaum Atem.«

Er warf einen mitleidigen Blick auf das verstörte Gesicht des Freundes, wandte die Augen aber so rasch ab, als wenn er bei einer Indiskretion ertappt worden wäre. Mit erzwungener Heiterkeit stürzte er sich in eine Anekdote aus seinen ersten turbulenten Jahren als Diplomat im Fernen Osten, um die Aufmerksamkeit der anderen von dem Zwischenfall abzulenken.

Konrad Hartwig war ihm dankbar dafür. Aber es dauerte eine gute Weile, bis er sich wieder in der Hand hatte und an der lebhaften Unterhaltung teilnehmen konnte. Seine Gedanken waren nicht bei der Sache.

Was ist los mit mir? grübelte er. Ich habe doch gewußt, daß Claudia verheiratet ist, ich habe mich da mit abgefunden. Woher nehme ich das Recht zu dieser Eifersucht? Sie hat mir doch nie mit einem Wort oder auch nur einem Blick zu verstehen gegeben, daß sie meine Gefühle erwidert, meiner Sympathie überhaupt bedarf.

Aber diese vernünftigen Erwägungen vermochten den Aufruhr in seinem Herzen nicht zu zügeln. Er haßte den Conte Orlini, der ihm da selbstbewußt, geschmeidig, mit einem zynischen Lächeln um die vollen Lippen, nur wenige Meter entfernt gegenüber saß. Dieser Mann mit dem schmalen schönen Kopf, der ausgeprägten, leicht gebogenen Nase, den stechenden schwarzen Augen und dem weichlichen, verkümmerten Kinn war Claudias nicht würdig, dessen war Konrad sich ganz sicher. Er hatte sie tief unglücklich gemacht, und nur seinetwegen hatte sie bei jener ersten Begegnung im Petersdom so heiße Tränen vergossen.

Wo war sie, während ihr Gatte in einem Nachtlokal saß, schäumenden Wein auffahren ließ und sich mit leichtlebigen Mädchen amüsierte? Wenn sie seine Frau gewesen wäre, davon war Konrad überzeugt, er hätte sie auch nicht für eine Sekunde allein gelassen, um bei anderen Frauen ein schales Glück zu suchen. Nein, dieser Mann war Claudias nicht wert.

Aber gab ihm das ein Recht, ihn zu hassen?

Konrad kämpfte gegen seine Gefühle an, aber er konnte es nicht ver-

hindern, daß sein Blick immer wieder zu dem Nebentisch hinüberglitt. Die zwiespältige Persönlichkeit des Conte Orlini faszinierte ihn fast ebenso, wenn auch auf ganz gegensätzliche Weise, wie die seiner schönen Gattin.

Mike O'Connor begriff, was in dem Freund vorging. »Ich schlage vor, daß wir den Standort wechseln«, sagte er und trank sein Glas aus. »Wie wäre es, wenn wir noch einen Sprung ins ›Pinocchio‹ machen würden?« Sein Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Konrad zahlte, und man brach auf.

In diesem Augenblick erkannte ihn Cobra, oder sie tat doch so, als wenn sie sich seiner Gegenwart jetzt erst bewußt würde. »Hei!« rief sie und winkte ihm lächelnd zu.

Der Conte wurde sofort aufmerksam, ein nervöses Zucken glitt über sein schmales braunes Gesicht. »Du kennst diesen Herrn?« fragte er scharf.

Cobra schenkte ihm einen strahlenden Blick aus ihren hellblauen Augen und setzte ihr unschuldigstes Lächeln auf.

»Ja«, sagte sie, »er ist ein Landsmann von mir ...«

»Ein Deutscher? Stell ihn mir vor!« forderte er herrisch. Die Freunde hatten sich inzwischen schon durch die eng beieinanderstehenden Tische bis zum Ausgang des Kellerlokals gezwängt. Cobra verließ geschmeidig ihren Platz und schlüpfte ihnen nach. Sie legte Konrad die Hand auf den Arm, hielt ihn zurück.

»Schön, dich mal wiederzusehen!« sagte sie.

»Ja«, sagte er mühsam, »ein netter Zufall.«

Sie lachte. »An Zufälle dieser Art wirst du dich in Rom gewöhnen müssen. Man läuft sich ständig über den Weg!« Sie begrüßte Mike O'Connor, lächelte flüchtig Tino Reggi und Uwe Holsten zu, wandte sich dann wieder an Konrad Hartwig.

»Bitte, sei so lieb und komm mit an unseren Tisch«, sagte sie, »der Conte Orlini möchte dich kennenlernen ...«

»Warum?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Eine Laune!«

»Na, dann bestell deinem Conte, daß ich keinen Wert darauf lege ...«

Mike O'Connor fiel ihm ins Wort. »Das kannst du nicht machen, Conny. Du ahnst nicht, wie empfindlich diese Leute sind!«

»Stimmt«, sagte Cobra, »und ich hätte es dann auszubaden!«

Konrad Hartwig zögerte noch. Dann straffte er die Schultern. »Na schön, wenn es denn sein muß! Wartet auf mich!«

Er schob sich hinter Cobra zum Tisch des Conte zurück. Der Graf erhob sich, brachte trotz des engen Raumes eine formvollendete leichte Verbeugung zustande. »Ich begrüße Sie!« sagte er mit einem Lächeln, das seine stechenden schwarzen Augen nicht erreichte.

»Konrad Hartwig, Kulturattaché bei der Deutschen Botschaft – richtig so?« stellte Cobra vor. »Conte Ottavio Orlini, Sproß einer der ältesten römischen Familien ...«

»Gut gelernt, Kleine«, erklärte der Conte geschmeichelt, »unser Stammbaum reicht nachweislich bis in die Zeit vor Christi Geburt zurück ...«

»Sehr interessant«, sagte Konrad zurückhaltend. »Oh, keine Angst, ich will Sie nicht mit unserer Familiengeschichte langweilen! Sie werden sich vielleicht fragen, wieso ich Sie kennenzulernen wünschte? Das hat einen sehr einfachen Grund ...« Eine quälende Sekunde lang fürchtete Konrad, daß man dem Conte einen Bericht von seiner Begegnung mit Claudia auf dem Wohltätigkeitsbasar und jenem unvergeßlichen Tanz hinterbracht haben könnte. Aber das schien nicht der Fall zu sein.

»Ein Wahlspruch unseres Hauses heißt: Die Freunde unserer Freunde sind auch unsere Freunde!« fuhr der Conte fort, »und da ich Ihre reizende Landsmännin zu meinen Freundinnen zähle ...«

Konrad rechnete es Cobra hoch an, daß sie bei dieser zweideutigen Erklärung errötete.

Er verbeugte sich, sagte steif: »Es ist mir eine Ehre!«

»Darf ich Sie bitten, an unserem Tisch Platz zu nehmen?«

»Es wäre mir ein Vergnügen, aber – der Graf werden bemerkt haben – ich bin nicht allein! Meine Freunde und ich waren gerade im Aufbruch begriffen ...«

Conte Orlini hob spöttisch seine glänzenden, schwarzen, schön ge-

schwungenen Augenbrauen. »Oh, Sie wollten doch nicht etwa schon nach Hause?«

»Nein. Ins »Pinocchio.«

Conte Orlini machte eine abfällige Handbewegung. »Ein fader Laden, dort werden Sie sich bestimmt nicht amüsieren. Ich habe eine viel bessere Idee! Wir gehen jetzt alle zu mir nach Hause! Wie wäre es, meine Lieben?«

Seine Gäste äußerten begeistert ihre Zustimmung, die Superblondine klatschte hingerissen in die Hände, und auch Cobra rief:

»O ja, das wäre wunderbar!«

Aber Konrad kam es vor, als wenn ihre Freude nicht ganz echt klänge.

»Ich werde meine Freunde fragen«, sagte er.

»Fragen? Nichts da!« rief der Conte. »Die Einladung eines Orlini ist eine Ehre, die nicht einmal der Papst ausschlagen würde!«

Seine Gäste schrien Beifall.

»Avanti! Avanti!« rief der Conte.

Konrad Hartwig beeilte sich, als erster hinaus zu kommen, um seine Freunde von der veränderten Situation zu unterrichten.

»Conte Orlini hat uns alle noch zu sich nach Haus eingeladen«, sagte er, »müssen wir hin?«

»Eine Absage würde er als tödliche Beleidigung auffassen«, erklärte Mike O'Connor.

»In seinen Palazzo?!« rief Tino. »Du scheinst aber einen ganz tollen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, alter Junge!«

»Eine Einladung in einen römischen Palazzo – so etwas habe ich mir immer schon gewünscht!« sagte Uwe Holsten.

Sie kamen nicht dazu, weitere Einzelheiten zu besprechen, denn der Conte und sein Anhang traten schon auf die Straße und stießen zu ihnen. Eine allgemeine Begrüßung und Vorstellung setzte ein. Konrad Hartwig schwirrte der Kopf von den Namen, die auf ihn einstürmten. Er behielt nur, daß die Superblondine sich Mimi nannte und ein sehr gut aussehender junger Mann trotz seiner blonden Haare Italiener und ein Principe Cesare Spontini war, wahrscheinlich ein naher Verwand-

ter der alten Principessa Spontini, die er auf dem Wohltätigkeitsbasar kennengelernt hatte.

Später, als Konrad in Mike O'Connors Auto saß – Cobra hatte sich ihnen angeschlossen und neben Mike auf dem Vordersitz Platz genommen –, fragte der Ire: »Glaubst du, daß der Conte etwas weiß?«

»Anscheinend nicht«, erklärte Konrad, »jedenfalls hat er sich nichts anmerken lassen.«

»Sei nicht so sicher!« warnte Mike O'Connor. »Der Conte Orlini gehört zu der verschlagenen Sorte. Er ist zwar nicht intelligent, aber verdammt schlau und verteuflert rachsüchtig.«

»Was kann er mir denn anhaben?«

»Allerhand. Du wirst schon sehen.«

»Danke für den Tip. Ich werde auf der Hut sein.«

»Wovon spricht ihr eigentlich?« fragte Cobra neugierig und drehte sich zu Konrad um. »Was hast du für ein Geheimnis?«

»Gar keines«, erklärte Mike O'Connor rasch. »Ich habe es nur für richtig gehalten, Konrad über den Charakter deines neuen Freundes aufzuklären.«

»Er ist nicht mein Freund – jedenfalls nicht in dem Sinne, wie du glaubst.«

»Aber du gehörst doch zu seiner Clique?«

»Das schon, aber ...«

»Dann mach uns nichts vor. Jeder in ganz Rom weiß, daß der Conte kein Mädchen ungeschoren läßt, das sich in seine Nähe wagt.«

»Na, vielleicht bin ich nicht sein Typ«, behauptete Cobra, aber es klang nicht gerade überzeugend.

»Hattest du schon mal die Ehre, seinen Palazzo zu betreten?«

»Bis heute nicht. Allerdings kenne ich Ottavio erst seit vierzehn Tagen. Es war gar nicht so einfach, an ihn heranzukommen. Man reißt sich ziemlich um ihn.«

»So anziehend kann ich ihn beim besten Willen nicht finden«, konnte Konrad sich nicht enthalten zu bemerken.

Mike O'Connor hatte Mühe, das Tempo der vor ihnen fahrenden Autokarawane einzuhalten, den Anschluß nicht zu verlieren, ohne ge-

gen die Verkehrsregeln zu verstoßen. »Du verwechselst die Begriffe, alter Junge«, sagte er. »Es geht hier nicht um persönliche Sympathie, sondern um die Karriere. Habe ich recht, Cobra?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich wußte gar nicht, daß du solch ein Zyniker bist!«

»Der Conte«, dozierte Mike O'Connor, »stammt aus einer ungeheuer einflußreichen Familie. Er verfügt über einen Reichtum, von dem du dir keine Vorstellung machen kannst, Conny. Auch wenn er wie Rumpelstilzchen aussehen würde – so heißt doch dieser boshafte Zwerg in einem eurer deutschen Märchen? Also selbst dann würden die Frauen sich an ihn hängen.«

»Nicht alle, Mike!« verteidigte Cobra ihr Geschlecht. »Aber immerhin du!«

»Ich würde mich nie mit ihm einlassen!«

»Wenn das dein Ernst ist, kann ich dich nur warnen. Du bist schon zu weit gegangen, um dir jetzt noch einen Rückzieher erlauben zu können. Ein Wink Orlinis, und alle Türen Roms klappen dir vor der Nase zu!«

»Dann fahre ich eben nach Deutschland zurück!« erklärte Cobra trotzig.

Konrad schenkte diesem Geplänkel keine Aufmerksamkeit mehr. Er starrte angestrengt in die mondhelle Frühlingsnacht hinaus. Sie fuhr gerade jene schmale Straße hinauf, auf der er einmal – wie lange schien das jetzt schon zurückzuliegen! – der schönen Römerin, die er damals noch für ein junges Mädchen gehalten hatte, vergebens gefolgt war.

Mike bremste, und das Auto hielt vor den uralten Quadern, die den Park und den Palazzo der Orlini umschlossen. Konrad war es, als wenn das Schicksal selber ihn hierher geführt, als wenn sich in dieser Nacht etwas ereignen müßte, das seinem Leben eine befreiende Wendung geben würde.



Claudia Orlini erwachte aus unruhigem Schlummer. Durch einen Spalt der schweren altrosa Damastvorhänge fiel ein Strahl fahlen hellen Mondlichts in das luxuriös eingerichtete Schlafgemach.

Die junge Frau tat einen tiefen Atemzug, richtete sich auf, lauschte auf das Geräusch, das sie geweckt hatte – weinte ihre kleine Tochter im Kinderzimmer nebenan? Nein, das war es nicht.

Fetzen von Musik klangen zu ihr herauf, Gelächter, Gläserklingen. Die Mauern des alten Palazzo waren sehr dick. Claudia Orlini wußte, es mußte unten wieder einmal hoch hergehen, wenn der Lärm so stark war, sie aus dem Schlaf zu wecken. Der Conte hatte Gäste mitgebracht.

Gäste! Um Claudias Lippen legte sich ein bitterer Zug. Sie wußte nur zu gut, was das für Gäste waren, die ihr Mann nach Mitternacht in irgendwelchen zweifelhaften Lokalen zusammentrommelte.

Claudia erhob sich lautlos, lief auf nackten Füßen über die dicken Teppiche, öffnete die Tür zum Kinderzimmer. Auch hier wagte sie es nicht, das Licht anzuknipsen. Niemand durfte merken, daß sie erwacht war.

Vorsichtig zog sie den Vorhang weiter auseinander. Jetzt schien das Mondlicht in breiter Bahn gerade auf das Kinderbettchen, in dem Lucrezia, ihre kleine Tochter, schlief. Sie lag, die Fäustchen an den rosigen Wangen, auf die die überlangen, seidig gebogenen Wimpern tiefe Schatten warfen, die kastanienbraunen Locken zerzaust, und atmete mit halboffenem Munde. Das Mondlicht schien zu stören, sie bewegte sich unruhig, vergrub das Gesichtchen in die Kissen.

Claudia ließ den Vorhang rasch wieder fallen, war mit leisen Schritten beim Kinderbett, beugte sich über ihr Töchterchen und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Stirn.

»Schlaf, mein Liebling, schlaf weiter!« flüsterte sie, »nichts darf dir geschehen!«

Sie glättete die seidenbezogene Daunendecke, vergewisserte sich, daß die Türe zur Galerie abgeschlossen war, und schlüpfte in ihr Schlafzimmer zurück.

An ihrer eigenen Tür fehlte schon seit langem der Schlüssel. Ihr

Mann hatte ihn entfernen lassen, als sie sich ihm das erste Mal verweigert hatte, damals, als er sich betrunken wie ein Tier auf sie gestürzt hatte.

Claudia erschauerte bei der Erinnerung. Sie hüllte sich in ihren Morgenrock aus golddurchwirktem Brokat, stand unschlüssig inmitten ihres prachtvollen Zimmers, das ihr doch keinen Schutz bot. Sie zermarterte ihr Hirn wie schon oft nach einer Zuflucht, aber es gab keine für sie – keinen einzigen Ort in dem ganzen riesigen Palazzo, wo sie sich hätte verbergen können.

Die einzige Möglichkeit, sich im Kinderzimmer einzuschließen, verbot sie sich selber. Lucrezia durfte niemals Zeuge einer jener hässlichen Szenen werden, miterleben, wie ihr Vater ihre Mutter demütigte und quälte. Sie wußte, daß der Conte keine Rücksicht auf seine Tochter nehmen, daß er nicht davor zurückschrecken würde, die Türe mit der Axt aufzubrechen, wenn er sie im Kinderzimmer vermutet hätte. Es gab nur eines für sie, immer nur eines: zu beten. Claudia sank auf den mit rotem Samt überzogenen Schemel vor der wundervollen alten Mutter-Gottes-Statue, vor der Tag und Nacht ein Lichtlein flackerte, in die Knie. »Heilige Mutter Gottes«, flehte sie inbrünstig, »liebe Maria, beschütze mich, beschütze mein Kind! Hilf mir, hilf uns beiden ...!«

Ganz in ihr Gebet versunken, hörte sie nicht, wie die Türe sich öffnete. Erst als alle zwölf Kerzen an dem Kristall-Kronleuchter aufbrannten, fuhr sie zusammen, wandte sich um.

Der Conte Ottavio Orlini, ihr Ehemann, war eingetreten, betrachtete sie seltsamen Blickes aus seinen stechenden schwarzen Augen. »Du betest?« sagte er hämisch. »Recht so, meine süße Sünderin – es gibt vieles, was du dem Himmel abzubitten hast! Ich zweifle nur, ob er dir verzeihen wird!« Sie richtete sich langsam auf, stand, den schönen Kopf hoch erhoben, aufrecht vor ihm. »Was willst du?« fragte sie mit einer Stimme, die das heftige, angstvolle Pochen ihres Herzens kaum übertönte.

»Welch reizende Begrüßung«, sagte er spöttisch, »und das, nachdem wir uns drei volle Tage nicht mehr gesehen haben!« Er machte einen Schritt auf sie zu. »Du hast doch sicher Sehnsucht gehabt, meine Süße?«

»Nein.« Sie hob abwehrend die Hände, wich vor ihm zurück.

Durch die geöffnete Tür klang jetzt lauter die wilde Musik und der trunkene Lärm.

Er lachte böse. »Ich auch nicht nach dir! Bilde dir nur nicht ein, daß ich hinter dir herlaufe. Ich könnte dich zwingen, mir das zu geben, was du mir verweigerst, es wäre mein Recht! Aber du reizt mich längst nicht mehr, du, mit deinem faden Lärwchen und dem Temperament einer Strohpuppe!«

Sie faßte wieder Mut. »Bitte«, sagte sie, »laß mich allein. Ich bin müde.« Sie sprach mit gedämpfter Stimme, um ihr Töchterchen im Nebenzimmer nicht zu wecken.

»Da du schon als Gattin versagt hast, solltest du doch wohl wenigstens deine Pflichten als Hausfrau erfüllen«, sagte er mit einem bösen Grinsen. »Wir haben Gäste, Claudia!«

»Du hast Gäste!«

»Wo liegt da der Unterschied! Wir sind verheiratet, mein Engel – hast du das vergessen?«

»Wenn ich es doch nur für eine Sekunde vergessen könnte!«

Er lachte auf. »Das könnte dir so passen!« Er trat mit einem geschmeidigen Schritt auf sie zu, packte sie, ehe sie sich's versah, beim Handgelenk. »Komm«, sagte er, und jedes Lächeln war jetzt aus seinem Gesicht verschwunden, »mach kein Theater!«

»Aber – doch nicht so! Ich muß mich doch wenigstens erst anziehen!«

»Warum? Die Mädchen unten sind weniger bekleidet als du!«

»Ottavio!«

Sein schmales Gesicht hatte sich zu einer grausamen Maske verzerrt. »Komm!« sagte er drohend. »Oder soll ich dich an den Haaren herunterzerren?« Er packte sie mit rohem Griff an ihren Locken.

Sie konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken.

Ihr Schmerz und ihre Angst schienen ihm wohlzutun. Seine Miene glättete sich, er zog die Hand aus ihrem Haar. »Das nur als Kostprobe«, sagte er. »Also, kommst du freiwillig mit, oder?«

»Ich komme«, sagte sie leise.

Aber er lockerte den Griff um ihr Handgelenk nicht, zerrte sie mit sich auf die Galerie hinaus, die breite, wundervoll geschwungene Trep-

pe hinunter – ein architektonisches Kunstwerk aus dem 14. Jahrhundert – und in die Gesellschaftsräume hinein.

»Freunde!« rief er laut in den Lärm. »Meine Frau hat es sich nicht nehmen lassen, euch zu begrüßen ...« Er schleuderte Claudia so heftig nach vorne, daß sie stolperte und beinahe gefallen wäre.

Jedes Gespräch verstummte von einer Sekunde zur anderen, alle standen plötzlich bewegungslos, mitten aus Tanz und Gelächter herausgerissen, und starrten die schöne junge Frau fassungslos an, die barfuß, mit zerzaustem Haar in dem Raum stand.

Als sie stolperte, hatte Konrad Hartwig eine Bewegung auf sie zu gemacht, um sie aufzufangen – aber Mike O'Connor hatte ihn mit scharfem Ruck zurückgerissen. Jetzt stand Konrad erstarrt wie die anderen, und es war ihm, als wenn ihm das Herz in der Brust vor Liebe, Qual und Mitleid zerspringen müßte.

»Nun also, verehrte Gattin«, sagte die scharfe, bösertige Stimme des Conte, »worauf wartest du noch? Begrüße die Damen ...« Er stieß sie zu der kurven reichen blonden Mimi hin. »Gib ihr die Hand – ja, so ist's recht! Sag: Ich bin erfreut und geehrt, Sie in unserem Hause begrüßen zu dürfen –, nun sag schon!«

Claudia Orlini wiederholte die ihr vorg gesprochenen Worte mit der Teilnahmslosigkeit eines Automaten. Ihr zartes Gesicht war geisterhaft blaß, ihre tiefblauen Augen weit aufgerissen, aber es war offensichtlich, daß sie weder die Frauen noch die Männer, denen sie wie ein dressiertes Tier vorgeführt wurde, wirklich sah.

Cobra machte einen hilflosen Versuch, dieses unwürdige Schauspiel abubrechen. »Bitte, setzen Sie sich doch, Contessa«, sagte sie, »trinken Sie einen Schluck, das wird Ihnen guttun!«

Aber Claudia schien diese gutgemeinten Worte gar nicht zu hören, sie blickte durch das Mädchen hindurch ins Leere. Der Conte warf Cobra einen zornigen Blick zu, zerrte seine Gattin weiter.

Konrad war es, als wenn er Claudias Demütigung nicht eine Sekunde länger ertragen könnte! – Wenn sie mich auch so begrüßen muß, dachte er, werde ich etwas tun! Ich muß etwas tun! Ich darf es nicht zulassen!

Mike O'Connor schien, wie immer, seine Gedanken zu erraten. – »Nimm dich zusammen«, flüsterte er dem Freund zu, »es hilft dir nichts, wenn du verrückt spielst!«

Die heiße Musik aus der Stereo-Anlage war verstummt. Immer wieder leierte Claudia in die tödliche Stille hinein ihren Spruch herunter: »Ich bin erfreut und geehrt, Sie in unserem Hause begrüßen zu dürfen ...«

»Allmählich wird's langweilig!« rief der junge, hübsche Cesare Spontini. »Denk dir was Neues aus – wir haben genug davon, Ottavio!«

»Recht hat er«, stimmte Tino Reggi, durch den Einspruch des anderen mutig geworden, zu. »Lassen Sie lieber die Mädchen tanzen, Conte, das ist amüsanter!«

»Eine gute Idee, meine Freunde«, stimmte der Conte Orlini lächelnd zu, »ja, ein Striptease, das wäre jetzt die passende Unterhaltung! Claudia, meine Süße, wie wäre es?«

Jetzt warf sich die superblonde Mimi in die Bresche. »Lassen Sie mich das lieber machen, Conte Ottavio«, schlug sie vor, »ich kann's besser!«

»Bist du sicher?« fragte der Conte mit einem zynischen Lächeln. »Ich nicht! Du kennst meine verehrte Gattin nicht, du unterschätzt bei weitem ihre Fähigkeiten! Sie ist in jeder Beziehung ein wahres Wunder an Vollkommenheit!« Er zog Claudia hinter sich her in die Halle hinaus. »Folgt mir, Freunde!« rief er über die Schulter zurück. »Ihr habt die Ehre, eine einmalige Darbietung zu sehen – den berühmten Entkleidungstanz der edlen und vortrefflichen Contessa Claudia Orlini!«

»Jetzt geht er wirklich zu weit«, sagte Uwe Holsten unbehaglich.

»Verdammt, das kann man doch nicht zulassen«, stimmte Tino ihm zu.

Alle, außer Cesare Spontini, spürten, wie ungeheuerlich der Conte sich an seiner Gattin verging, aber trotz allem wagte keiner, seiner Aufforderung Widerstand zu leisten. Alle folgten dem Paar in die Halle, verstört, entsetzt und befangen – nur in einigen Augen blitzte unverhohlene Sensationslust, schmierige Lüsternheit.

Mike O'Connor hielt seinen Freund zurück. »Bleib hier«, sagte er, »sieh es dir nicht an ...«

Konrad riß sich los. »Laß mich! Ich kann es nicht zulassen ...«

»Es geht dich nichts an!« mahnte Mike, »glaub mir, du schadest ihr nur.«

Aber Konrad ließ sich nicht aufhalten, er stürmte den anderen nach.

»Musik!« rief der Conte. »Los, leg was Passendes auf, Cesare!«

Aus sämtlichen Lautsprechern der Stereoanlage ertönte ein leidenschaftlicher, schwüler orientalischer Tanz.

»Heb die Beine, Claudia! Dreh dich!« rief der Conte. »Zeig, was du kannst!«

Es war, als erwachte Claudia Orlini plötzlich aus einem Zustand dumpfer Betäubung. Ein leidenschaftliches Licht leuchtete in ihren dunkelblauen Augen auf. »Nein!« rief sie.

»Was?! Du wagst es, mir zu widersprechen? Mir, deinem Gatten?« Mit einer blitzschnellen, von niemandem vorausgesehenen Bewegung hob der Conte die Hand und riß Claudias schneeweißes, bis zum Hals geschlossenes Nachthemd mit einem einzigen Ruck bis zur Gürtellinie auf.

Das war mehr, als Konrad Hartwig ertragen konnte.

Er stürzte sich auf den Conte, packte ihn bei den Schultern, drängte ihn von seiner Frau zurück. »Wie wagen Sie es, diese Dame so zu behandeln?« brüllte er, außer sich vor Zorn.

Der Conte versuchte vergeblich, sich aus seinem eisenharten Griff zu befreien. »Diese Dame ist meine Gattin«, keuchte er, »Sie befinden sich in meinem Hause! Sie werden bereuen ...«

Es war Mike O'Connor, der die beiden schwer miteinander ringenden Männer trennte.

»Entschuldigen Sie meinen Freund«, sagte er, »er ist nicht mehr ganz nüchtern – wir haben alle zuviel getrunken. Ich denke, es würde besser sein, wenn wir diese kleine Geselligkeit jetzt beendeten!«

Der Conte Orlini rückte seine Krawatte zurecht, sein Gesicht hatte sich zu einer grausamen Maske verzerrt. »Niemand verläßt dieses Haus«, sagte er, »bevor meine Frau nicht getanzt hat. Ich habe es meinen Gästen versprochen, und ein Conte Orlini hält sein Wort!«

Er wandte sich an Claudia, die, das zerrissene Gewand krampfhaft vor der Brust zusammenhaltend, wie erstarrt dastand. »Tanz!« schrie er. »Tanze endlich! Wage es nicht, mich lächerlich zu machen!«

»Ich schlage ihn zusammen!« stieß Konrad zwischen den Zähnen hervor und wollte sich wieder auf den Gastgeber stürzen.

Mike O'Connor und Uwe Holsten gelang es nur mit Mühe, ihn zu bändigen.

Claudia rührte sich nicht von der Stelle. In wilder Wut schlug ihr der Conte mitten in das edle, geisterhaft blasse Gesicht.

Aber nicht sie, sondern Konrad war es, der aufschrie wie ein gequältes Tier.

»Genug!« befahl eine herrische Stimme von der Galerie herab.

Alle blickten nach oben.

Es war Helena Orlini, die, in einen weiten samtenen Mantel gehüllt, die Treppe herschritt.

»Genug, Ottavio«, sagte sie scharf, »du benimmst dich wie ein Fuhrknecht! Ich werde mit deiner Mutter über dich sprechen müssen!«

Das Gesicht des Conte verfiel von einer Sekunde zur anderen. Jeder herrische Zug darin verschwand, zum Vorschein kam die weinerliche Miene eines verängstigten kleinen Jungen.

»Helena«, wimmerte er, »bitte nicht, Helena ...«

Claudia fand endlich die Kraft, sich aus der Gruppe zu lösen. Sie floh die Treppe hinauf, ihrer Schwägerin entgegen, die sie liebevoll an sich zog und mit dem Mantel umhüllte.

Gemeinsam schritten die beiden Frauen die Treppen hinauf.

»Helena«, rief der Conte verzweifelt, »sag Mamma nichts! Verrate mich nicht!«

Er lief, ohne länger auf seine Gäste zu achten, hinter seiner Schwester und Claudia die Treppe hinauf. Mike faßte Konrad beim Arm. »Gehen wir«, sagte er aufatmend, »das Spiel ist aus!«

Uwe Holsten und Tino Reggi folgten ihnen. »Donnerwetter«, sagte der blonde Hamburger beeindruckt, »so sieht also das berühmte süße Leben aus! Ich hätte es mir anders vorgestellt!«

Cobra lief ihnen nach. »Der Conte muß verrückt sein«, flüsterte sie, »so benimmt sich doch nur ein Wahnsinniger ...«

»Nicht verrückt«, erklärte Tino Reggi, »nur schwer degeneriert. Ein Wüstling, und stirbt beinahe vor Angst vor der Mamma! Schade, daß ich darüber nicht schreiben darf! Das wäre ein Fressen für die links-radikale Presse!«

»Warum darfst du nicht?« fragte Uwe Holsten.

»Die Orlinis würden mich wie eine Laus zerquetschen!« Ein Diener tauchte auf, öffnete ihnen die schwere Tür des Palazzos, begleitete sie durch den Park und schloß die eiserne Pforte auf. Der Mond war untergegangen, und im Osten begann sich der Himmel zu röten.

»Ich bring' dich nach Hause, Conny«, erbot sich Mike O'Connor.

»Darf ich mitfahren?« fragte Cobra.

»Begleite das Mädchen«, sagte Konrad, »ich gehe lieber zu Fuß. Ich brauche jetzt Luft, viel, viel frische Luft!«

Erst als er allein durch die Straßen der Ewigen Stadt schlenderte, die jetzt in den frühen Morgenstunden schon wieder lebendig zu werden begann, fiel ihm ein, daß er in dieser Nacht ein Jahr älter geworden war – er wußte, er würde seinen dreißigsten Geburtstag bis ans Ende seines Lebens nicht vergessen.



Als Konrad Hartwig am nächsten Abend von der Deutschen Botschaft heimkam – sehr zerschlagen, denn er hatte nach der durchbummelten Nacht einen anstrengenden Dienst hinter sich gebracht, wartete Mike O'Connor auf der Treppe zu seinem Appartement auf ihn. Er hatte sich dort häuslich niedergelassen, eine geöffnete Flasche Whisky neben sich, eine brennende Pfeife im Mund.

»Hallo, alter Junge«, sagte er gemütlich. Konrad war gerade dabei, die Türe aufzuschließen. Er zuckte zusammen, fuhr herum.

»Hab' ich dich erschreckt? Tut mir leid.« Der Ire erhob sich gemächlich. »Ich dachte, du hättest meinen Wagen unten gesehen.«

»Ich habe nicht darauf geachtet.«

»Kann ich verstehen. Wahrscheinlich bist du immer noch ein bißchen durcheinander. Ich übrigens auch.« Er ging hinter dem Freund her in die kleine Wohnung.

»Schlag jetzt bloß nicht vor, daß wir heute abend wieder ausgehen sollen«, sagte Konrad, »mein Bedarf an Vergnügen ist für längere Zeit gedeckt!«

»Wem sagst du das? Nein, ich wollte dir nur zum Geburtstag gratulieren, gestern haben wir das im Wirbel der Ereignisse ganz vergessen ...« Er griff in die Hosentasche, holte ein kleines Päckchen daraus hervor. »Da! Ich hab' auch was für dich!«

Konrad Hartwig nahm es mit Dank entgegen, bot seinem Freund einen Platz an, stellte Gläser auf den Tisch, holte Eis und Wasser aus dem Kühlschrank. Mike O'Connor goß sich und Konrad drei Finger hoch ein, gab einen Eiswürfel und Wasser dazu, hob sein Glas: »Na dann, cheerio, alter Junge, auf dein Wohl! Auf daß du lange leben, von den Qualen der Liebe und von pedantischen Vorgesetzten verschont bleiben mögest!«

Sie tranken beide. Konrad öffnete das sorgsam verschnürte Päckchen. Eine antike goldene römische Münze kam zum Vorschein.

Konrad betrachtete sie aufmerksam, drehte sie hin und her.

»Fabelhaft«, sagte er, ehrlich beeindruckt, »ein prächtiges Stück.«

Das Telefon klingelte. Konrad nahm den Hörer ab, meldete sich. Er deckte die Muschel zu. »Ferngespräch aus München«, sagte er.

Mike O'Connor erhob sich halb. »Soll ich hinausgehen?«

»Ach, es ist doch sicher nur Anette!«

Während Konrad auf die Verbindung wartete, dachte er über seine Worte nach. Warum hatte er gesagt »nur Anette«? War sie ihm denn so unwichtig geworden?

Dann hörte er die herbe, sympathische Stimme seiner Verlobten. »Konrad«, rief sie. »Konrad – gut, daß ich dich endlich erwische! Ich habe schon den ganzen Nachmittag versucht, dich zu erreichen!«

»Du hättest in die Botschaft anrufen sollen!«

»Du warst dort? Da sieht man mal wieder, wie schlecht ich dich ken-

ne! Ich hätte geschworen, du hättest die letzte Nacht durchgebummelt und heute den Dienst geschwänzt!«

»Deine Annahme stimmt zur Hälfte, Anette. Ich war aus!«

»Mit deinen Freunden?«

»Ja.«

»War's nett?«

»So lala.«

Anette schwieg einen Augenblick. »Was ist los mit dir?« fragte sie dann. »Sag mal, mein Lieber, du bist so sonderbar?«

»Nur verkatert.«

»Es ist also alles in Ordnung?«

»Ja, natürlich.«

»Hast du mein Geschenk schon bekommen?«

»Dein Geschenk? Nein.«

»Schade, aber ich hätte es mir denken können. Ich bin ein bißchen spät damit fertig geworden. Ich habe dir nämlich einen Pullover gestrickt. Hoffentlich gefällt er dir.«

»Bestimmt.«

»Und hoffentlich paßt er auch.«

»Ganz bestimmt.«

»Also dann«, sagte Anette, durch seine kurzen Antworten spürbar unsicher geworden, »ich gratuliere dir! Feiert nur schön weiter!«

»Heute nicht mehr.«

Sie lachte. »Na, dann muß es ja gestern hoch hergegangen sein!«

»Kann man wohl sagen!« Es war ihm, als wenn sie meilenweit von ihm entfernt wäre, viel weiter als jene 1.200 Kilometer, die wirklich zwischen Rom und München lagen. Er mußte sich zwingen, ihr etwas Nettes zu sagen. »Es war sehr lieb von dir, daß du angerufen hast!« erklärte er und hängte hastig auf, bevor sie noch etwas erwidern konnte. Ihrer Frage: »Liebst du mich noch?« wäre er nicht mehr gewachsen gewesen.

»Na, wie geht es Anette?« fragte Mike.

»Wie es ihr geht?« Jetzt erst wurde es sich Konrad bewußt, daß er ganz vergessen hatte, danach zu fragen. »Oh, sicher gut.« Er setzte sich,

nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Ihr geht es immer gut. Sie hat keine Probleme.«

»Sei froh darüber«, sagte Mike.

»Bin ich ja auch.«

»Ich hoffe«, sagte Mike O'Connor und stocherte umständlich in seiner Pfeife, »die Ereignisse der gestrigen Nacht haben dich einigermaßen zur Besinnung gebracht ...«

»Ich hätte den Conte zusammenschlagen sollen«, erwiderte Konrad.

»So? Hättest du? Und weißt du, was das für Folgen gehabt hätte? Die Orlinis hätten sich bei deiner Botschaft beschwert, und du wärest aus Rom abgeschoben worden. Jedenfalls hätte mein Chef so auf einen solchen Skandal reagiert, und ich kann mir nicht vorstellen, daß der deutsche Botschafter anders entschieden hätte.«

»Ich hätte es darauf ankommen lassen.«

»Ja, das weiß ich. Du warst ja kaum zu bändigen.« Er hielt ein Streichholz an seine Pfeife.

»Warum hast du dich da nicht herausgehalten?« fragte Konrad, »das war ganz allein meine Angelegenheit!«

»Vielleicht hast du recht!« Mike O'Connor zog heftig an seiner Pfeife. »Vielleicht wäre es wirklich besser gewesen. Rom scheint kein gutes Pflaster für dich zu sein. Ich möchte dir fast nahelegen, von dir aus um eine Versetzung zu bitten.«

»Ich denke nicht daran!«

»Du gibst also nicht auf?«

»Doch. Ich kann dich beruhigen. Ich habe meine Lektion gelernt.«

»Na, Gott sei Dank. Glaube mir, du würdest auch der schönen Claudia nur Schwierigkeiten machen, wenn du dich weiter um sie bemühen würdest!«

»Ich habe dir ja schon gesagt, daß das vorbei ist!« erklärte Konrad Hartwig gereizt. »Was verlangst du noch von mir? Eine eidesstattliche Erklärung?«

Es klingelte.

»Das werden Uwe Holsten und Tino Reggi sein«, sagte Mike

O'Connor. »Willst du ihnen aufmachen? Oder wäre es dir lieber, wenn ich sie abschiebe?«

Konrad stand auf. »Ich gehe schon öffnen!«

Tatsächlich hatte er nicht die geringste Lust, mit den Freunden noch einmal die Ereignisse der gestrigen Nacht durchzukauen. Aber er wußte, daß sie es ihm bitter übelgenommen hätten, wenn er sie heute, ausgerechnet an seinem Geburtstag, fortgeschickt hätte. Er betätigte den Haustüröffner, wartete, machte die Wohnungstür auf.

Eine verschleierte Dame stand ihm gegenüber, grüßte stumm. Es dauerte eine Sekunde, bis er Helena Orlini, die Schwester des Conte, erkannte.

»Wollen Sie nicht hereinkommen?« fragte er, völlig verwirrt.

Sie schüttelte den Kopf, zog einen Brief aus ihrer Tasche, übergab ihn Konrad.

»Für mich?« fragte er verdutzt.

Sie nickte, legte den Finger auf die Lippen, wandte sich ab und eilte die Treppe hinunter.

Konrad Hartwig schloß die Wohnungstür zu, blieb in der Diele stehen, riß den Umschlag auf, überflog die wenigen, mit einer sehr weiblichen, harmonischen Schrift geschriebenen Zeilen.

Der Brief kam von Claudia.

Konrad spürte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. Die Buchstaben tanzten und verschwammen vor seinen Augen.

Es dauerte einige Sekunden, bis er sich soweit beruhigt hatte, daß er den Inhalt des Schreibens in sich aufnehmen konnte. Claudia Orlini wollte ihn sprechen. Sie bat ihn um ein Treffen. »Bitte, kommen Sie morgen früh um neun Uhr in die Villa Borghese. Erwarten Sie mich im Obergeschoß, vor dem Gemälde Tizians: »Die himmlische und die irdische Liebe«. Dort werden wir ungestört sein.«

Konrad las diese Zeilen immer wieder und wieder. Sein Herz brannte, seine Phantasie machte wilde Sprünge. Er vergaß, wo er war, vergaß, daß er Besuch hatte. Sein Herz und sein Verstand waren von einem einzigen Gedanken erfüllt: Claudia! Er würde sie wiedersehen!

Er achtete nicht darauf, daß im Wohnraum das Telefon klingelte,

sah nicht auf, als Mike O'Connor zu ihm in die Diele trat. Erst als der Freund ihn ansprach, zuckte er zusammen, fand mühsam in die Wirklichkeit zurück. »Was ist?« fragte er. »Was hast du gesagt?«

»Uwe Holsten hat angerufen. Er erwartet uns im Palazzo-Hotel.«

»Ach so«, sagte Konrad, merkte jetzt erst, daß er Claudias Brief noch in der Hand hielt, steckte ihn mit einer hastigen Bewegung in die Tasche.

»Du hast Post bekommen?« fragte Mike.

»Ja.«

»Von Anette ...«

»Ja. Das heißt – nein. Es ist nichts von Belang.«

Mike O'Connor betrachtete ihn aus besorgten Augen. »Ich nehme an, du hast keine Lust, mit ins ›Palazzo‹ zu kommen?«

»Nein, wirklich nicht. Wir hatten doch ausgemacht ...«

»Die anderen werden sehr enttäuscht sein.«

»Sag ihnen, daß ich zu müde bin.«

»Na schön. Wie du willst.« Mike O'Connor ergriff seinen Hut. »Also dann, auf ein andermal.«

In dieser Sekunde begriff Konrad, daß er die Einsamkeit seiner Wohnung schwerer würde ertragen können als die Geselligkeit seiner Freunde. Die Stunden bis zum Wiedersehen mit Claudia dehnten sich vor ihm wie eine endlose Wüste.

»Warte«, sagte er, »ich glaube, ich komme doch mit!« Mike O'Connor verzog die Lippen zu einem breiten Lächeln. »Recht hast du«, sagte er und klopfte dem Freund auf den Rücken, »was kann das schlechte Leben nützen. Außerdem verspreche ich dir: Heute Abend liegen wir alle Punkt elf Uhr im Bett.«

»Ich jedenfalls«, sagte Konrad, »noch eine solche römische Nacht wäre mehr, als ich ertragen könnte.«



Im Hotel Palazzo wurden sie schon von Uwe Holsten und Tino Reggi erwartet und mit Hallo begrüßt. Sie mußten rasch hintereinander einige scharfe Cocktails trinken, die Konrad Hartwig auf der Zunge

brannten, aber im Magen ein angenehmes Gefühl von Wärme hervorriefen und seine seelische Spannung wenigstens vorübergehend merklich lösten. Er war dankbar, daß wie auf Verabredung keiner der anderen die Ereignisse der vergangenen Nacht auch nur mit einer Silbe erwähnte.

Uwe lud die Freunde zu einem festlichen Dinner ein, das Tino Reggi zusammengestellt hatte. Als der Ober sie an den für vier Personen reservierten Tisch führte, begriff Konrad, wie fest man mit seinem Kommen gerechnet hatte, und war froh, die Einladung nicht ausgeschlagen zu haben.

Der Tisch lag etwas erhöht am hinteren Ende des Raumes, und so bot sich den jungen Männern eine prächtige Übersicht und eine unvergleichliche Gelegenheit, über alle und jeden zu lästern. Besonders Tino Reggi tat das mit großer Zungenfertigkeit. O'Connor steuerte seinen trockenen Witz bei, während Uwe Holsten sich vorwiegend der erlesenen Speisenfolge widmete, die mit Hummer begann und über verschieden zubereitetes Wildbret zu Käse und Süßigkeiten führte. Konrad verspürte wenig Appetit, aber er trank mehr als gewöhnlich.

Trotz seiner leichten Trunkenheit kam es ihm aber sofort zum Bewußtsein, als in dem eben noch so lebendigen Raum eine plötzliche, gespannte Stille eintrat. Tino Reggi unterbrach sich sogar mitten im Satz, und Uwe Holsten ließ Messer und Gabel sinken.

Konrad, der als einziger mit dem Rücken zur Tür saß, wollte über die Schulter blicken.

Mike legte mahnend die Hand auf seinen Arm. »Dreh dich nicht um!« sagte er.

»Warum – was ist denn?«

»Ponti und die Loren«, zischte Tino bedeutungsvoll. In diesem Moment begannen alle Anwesenden wie auf Kommando gleichzeitig zu reden und zu lachen, als wenn sie die versäumten Sekunden so rasch wie möglich wieder einholen wollten.

Konrads Blick fiel in einen hohen, schräg gegenüber hängenden Spiegel – er sah eine schöne, hochgewachsene Frau mit üppigen Schultern und tiefdunklem Haar, die, ein stolzes und doch ein wenig unsicheres

Lächeln um die vollen Lippen, an der Seite eines kleineren, glatzköpfigen Herrn durch das Bild schritt, um gleich darauf wieder zu verschwinden.

»Sie sind in ein separates Zimmer gegangen«, sagte Uwe Holsten, leicht enttäuscht.

»Besprechung mit einem französischen Produzenten«, behauptete Tino, der immer alles wußte oder im Notfall wenigstens doch so tat. »Sie wird ihren nächsten Film in Frankreich machen.«

»Es heißt ja auch, daß Ponti die französische Staatsangehörigkeit erworben hat«, sagte Uwe Holsten beeindruckt.

»Ich hätte die römische Gesellschaft für abgebrühter gehalten«, bemerkte Mike grinsend, »eine Schauspielerin und ihr Freund – was soll das schon? Selbst wenn es sich um die berühmte Loren handelt, ich schwöre euch, im ›Regence‹ in London hätte überhaupt kein Mensch von den beiden Notiz genommen.«

»Sie lebt mit ihm im Konkubinat«, erklärte Tino mit Nachdruck. »Du scheinst nicht zu wissen, was das bedeutet.«

»O doch, daß sie nicht verheiratet sind!«

»Genau.«

»Aber sie dürften wohl kaum das einzige Paar dieser Art sein!«

»Immerhin das prominenteste. Ich wundere mich, daß sie sich getrauen, hier aufzukreuzen!« Tino schob sich genüsslich einen Happen Käse in den Mund. »Sie können jederzeit verhaftet werden, falls jemand Anzeige erstattet.«

»Dazu würde sich bestimmt kein Staatsanwalt hergeben«, behauptete Uwe Holsten, »eine so bedeutende und beliebte Schauspielerin!«

»Außerdem ist Ponti jetzt ja nicht mehr Italiener«, sagte Mike, »die beiden sind damit einer Scheidung wohl wieder ein ganzes Stück nähergekommen.«

»Wer weiß«, erwiderte Tino beißend, »wenn ihr mich fragt ... ans Ziel werden sie niemals kommen, darauf gehe ich jede Wette ein. Wie wäre es, Holsten? Zehn Flaschen Spumanti Extra?«

»Die kriegst du auch ohne Wette«, sagte Holsten großspurig, »aber auf eure italienischen Komplikationen verstehe ich mich zu wenig, um es mit dir aufnehmen zu können.«

»Die Sache ist doch ganz einfach«, sagte Mike. »Ponti war – oder vielmehr ist – mit seiner ersten Frau katholisch verheiratet. Das heißt, für die katholische Kirche ist die Ehe ein Sakrament und damit unauflöslich. Das ist alles.«

»Aber mir leuchtet das nicht ein«, beharrte Uwe, »die kirchliche Ehe ist vielleicht nicht zu lösen, aber die staatliche ...« – »Auch die staatliche nicht. Jedenfalls nicht bei uns in Italien.«

Mit mühsamer Zurückhaltung, um sein persönliches Interesse nicht zu verraten, fragte Konrad: »Aber Ponti hat doch alles darangesetzt, eine Scheidung durchzuführen. Wenn die Dinge so liegen, wie ihr behauptet, wie war denn das überhaupt möglich?«

»Es hat sich niemals um ein Scheidungsbegehren gehandelt«, erklärte Tino, »sondern Ponti und seine rechtmäßig angetraute Frau sind um eine Annullierung ihrer Ehe eingegangen – sie lebt ja auch längst mit einem anderen Mann zusammen und hat deshalb genausoviel Interesse daran wie er. Aber die Sacra Rota, das ist das höchste kirchliche Gericht, das in letzter Instanz über alle solchen Fälle aus der ganzen katholischen Welt zu entscheiden hat, hat das Gesuch verworfen.«

»Wenn du schon länger in Rom wärst, Konrad«, sagte Mike, »dann wüßtest du, daß ein Teil der italienischen Presse die Rota gerade wegen dieses Falles ziemlich scharf angegriffen hat ...«

»Völlig zu unrecht übrigens!« rief Tino. »Ich bin überzeugt, die Richter hätten diese Ehe annulliert, wenn sie eine Handhabe dazu gehabt hätten. Aber ich sehe keinen Punkt, von dem sie hätten ausgehen können. Pontis Ehe war freiwillig geschlossen worden, sie war jahrelang für beide Teile glücklich, es sind zwei Kinder aus ihr hervorgegangen. Wenn man sie für ungültig erklären wollte, müßte man das ganze kirchliche Recht geradezu auf den Kopf stellen.«

»Nehmen wir aber einmal an«, sagte Konrad, »die Ehe wäre nicht glücklich gewesen? Er – oder in diesem Falle besser sie – hätte ihren Mann gequält, gedemütigt, vielleicht sogar geschlagen? Dann hätte die Rota doch bestimmt ...«

»Nein, auch dann nicht!« sagte Tino. »Das alles mögen bei euch Scheidungsgründe sein. Bei uns kann man auf ein solches nachweisli-

ches Verschulden des einen Partners hin nur eine Trennung von Tisch und Bett erreichen. Soweit sind Ponti und seine Frau doch schon lange. Aber eine solche Trennung bedeutet nicht, daß sie sich wiederverheiraten dürfen. Die Ehe als solche besteht immer noch, bis einer der beiden Partner stirbt.«

»Grauenhaft«, sagte Konrad, und er fühlte sich plötzlich ernüchtert und wie ausgebrannt.

»Aber könnte da nicht der Papst ein Machtwort sprechen?« wandte Uwe ein. »Immerhin handelt es sich um das Glück der Loren ...«

»Um das Glück einer Schauspielerin!« fiel Tino ihm ins Wort, »was bedeutet das schon? Ja, wäre Ponti ein Fürst, möglichst aus regierendem Hause, dann wäre es etwas anderes. In solchen Fällen hat sich der Papst das Recht der Annullierung über die Köpfe der Rota hinweg vorbehalten!«

Konrad schob seinen Teller von sich, zündete sich eine Zigarette an. »Ich kann nicht sagen, wie furchtbar ich das alles finde!«

Tino Reggi lachte. »Aber doch nicht für dich! Du bist frei und ungebunden, deine Verlobte ist weit weg – was zerbrichst du dir den Kopf über anderer Leute Sorgen?« – »Immerhin ist's interessant«, sagte Uwe. »Ich wundere mich nur, wie unter diesen Umständen ein Italiener überhaupt den Mut aufbringt, sich jemals zu verheiraten!«

»Eine sehr treffende Bemerkung!« stimmte Tino zu. »Es kann sich dabei nur um den Mut der Verzweiflung handeln. Ich für mein Teil habe mir jedenfalls geschworen, Junggeselle zu bleiben.«

»Wahrscheinlich nur deshalb, weil es dir viel zu lästig wäre, eine Frau und dazu noch eine Schar Bambini zu ernähren«, sagte Mike grinsend.

»Wer denkt denn an so etwas?« rief Tino. »Es käme natürlich nur eine glänzende Partie in Frage, ein Mädchen, das soviel Geld mit in die Ehe bringt, daß wir beide bis zum Ende unserer Tage sorglos davon leben könnten!«

»Und wenn ein Italiener sich in eine verheiratete Frau verliebt«, sagte Konrad zögernd, »was dann? Was würdest du zum Beispiel in einem solchen Falle tun, Tino?« – »Natürlich versuchen, sie zu erobern, das

heißt, falls ihr Gatte kein eifersüchtiger Berserker ist. Und auch dann gibt es immer Wege und Möglichkeiten, sich heimlich zu treffen ...«

»Ich würde es nicht tun«, sagte Mike und sah Konrad an, »ich würde mich nicht heimlich mit einer verheirateten Frau treffen. Es könnte eine Falle sein.« Konrad senkte verwirrt den Blick. Wieder einmal wurde ihm bewußt, wie gut der Freund ihn kannte, daß er weit mehr ahnte, als es ihm angenehm war.

»Eine verheiratete Frau kann niemals so gefährlich sein wie ein anständiges junges Mädchen«, behauptete Tino, der glücklicherweise nicht begriffen hatte, worum es ging. »Nein, nein, nein, sagt mir nichts, die Ehe ist eine Falle. Kaum schnuppert man am Köder, bums, schnappt sie zu! Für mich kommen überhaupt nur die leichten Dinger in Frage, die es auf den Geldbeutel oder auf eine Karriere abgesehen haben!«

»Na ja, um deinen Geldbeutel brauchst du nicht zu fürchten, Tino«, sagte Mike, »der ist sowieso immer leer!« Alle lachten, und das Gespräch wandte sich endlich wieder dem unvermeidlichen Thema zu: den abenteuerlustigen und ehrgeizigen jungen Mädchen von der Via Veneto, wie man sie am besten einfangen und – wieder loswerden konnte.

Nur Konrad beteiligte sich nicht an dieser Unterhaltung. Das Geschwätz seiner Freunde schien ihm fad und schal. Er fühlte sich, inmitten der fröhlichen kleinen Gesellschaft, unerträglich einsam, atmete auf, als man sich endlich trennte. Niemals hatte er geahnt, daß Liebe den Menschen wie ein wilder, weher Schmerz überfallen konnte. Aber wenn es auch sein Verhängnis war, er wußte, daß er Claudia wiedersehen mußte. Er hatte keine Wahl.



Als Konrad Hartwig am nächsten Morgen sein Auto am Rande des Pincio parkte, zeigte ihm ein Blick auf seine Armbanduhr, daß es noch eine gute halbe Stunde vor der verabredeten Zeit war.

Er schlenderte durch die herrlichen Parkanlagen, vorbei an Spring-

brunnen, Zierbauten und Gartenhäuschen. Aber immer wieder beschleunigte er unwillkürlich seinen Schritt, denn alles in ihm drängte dem Wiedersehen mit Claudia Orlini entgegen. Es kostete ihn Anstrengung, sich zurückzuhalten.

Im Giardino del Lago blieb er einige Zeit stehen, sah den Kindern zu, die hier auf dem künstlichen See ihre kleinen Schiffe schwimmen ließen, den jungen Müttern und Nursen, die die Kleinsten in hochrädigen Wagen spazieren fuhren. Aber er nahm nichts von dem friedlichen Schauspiel, das sich ihm da in der Frische des Morgens bot, wirklich in sich auf. Jetzt, da eine Begegnung mit Claudia in erreichbare Nähe gerückt war, schien jede Minute ohne sie vertan und verloren.

Als er die Villa Borghese erreichte, war das Museum noch geschlossen. Er wagte es nicht, vor dem Tor zu warten, weil das Claudias Wünschen nicht entsprochen hätte. Er wurde sich quälend bewußt, wie gefährlich für sie dieses heimliche Treffen mit einem Fremden sein mußte.

Er kehrte noch einmal um, setzte sich auf eine Bank gegenüber dem Mosesbrunnen, zündete sich eine Zigarette an. Sein Mund war wie ausgetrocknet, die Zigarette schmeckte wie Stroh. Mit Überwindung rauchte er sie zu Ende, nur damit die Zeit verging. Dann hörte er die Glocken einer nahen Kirche läuten, verglich die Zeit – es war endlich, endlich neun Uhr geworden.

Er hastete zur Villa Borghese zurück. Das Museum war geöffnet. Er trat ein, eilte die Treppe hinauf, seine Augen und sein Herz suchten Claudia.

Er fand sie nicht, bemühte sich, sich zwischen den vielen wundervollen Kunstwerken zu orientieren. Das riesige Tiziangemälde ›Himmlische und irdische Liebe‹ war nicht zu übersehen. Die mit rotem Plüsch bezogene Bank gegenüber war leer, Claudia nirgends zu sehen.

Ruhelos begann er vor dem Gemälde auf und ab zu gehen, drei Schritte vor und drei Schritte zurück, von Angst und Mißtrauen gefoltert. Wenn die schöne Contessa verhindert war? Wenn sie sich einen Scherz mit ihm erlaubt hatte? Schlimmer noch, wenn Mike O'Connor recht behalten sollte, wenn diese Verabredung nichts als eine Falle war, in die man ihn gelockt hatte? Er kannte ja Claudia Orlinis Schrift nicht –

woher konnte er wissen, ob wirklich sie es gewesen war, die ihm den Brief geschrieben hatte? Ob ihre Schwägerin nicht doch zu ihrem Bruder hielt, ihn vielleicht auf Befehl des Conte oder seiner Mutter hierher bestellt hatte?

Die Minuten zerrannen schwerflüssig wie zähe, rotglühende Lava. Nach einer Viertelstunde vergeblichen Wartens gab er jede Hoffnung auf. Aber er konnte sich nicht entschließen zu gehen. Er ließ sich auf die Bank sinken, verbarg den Kopf in den Händen. Sein Herz war schwer wie Blei.

»Signor Hartwig?« Die klare, warme Stimme Claudia Orlinis riß ihn aus seiner dumpfen Betäubung. Er sprang auf, starrte sie an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt – sie war also gekommen, war doch gekommen! »Entschuldigen Sie bitte, daß ich mich verspätet habe«, sagte sie.

Er war unfähig, ein Wort hervorzubringen, konnte sie nur ansehen.

Claudia trug an diesem Morgen ein graues Jerseykostüm im Chanel-Stil. Das offene Jäckchen war mit einer blaurosa Borte umrandet und am Hals mit einer antiken Goldbroche zusammengesteckt. Darunter schimmerte eine hellblaue Seidenbluse. Sie wirkte anders, als er sie in Erinnerung gehabt hatte, anders als die versteinte junge Frau aus dem Palazzo – moderner, sicherer, unbefangener. Aber ihr schönes, ebenmäßiges Gesicht mit den tiefblauen Augen, dem wundervollen blassen Mund, dem üppigen dunklen Haar war ihm in jedem Zug vertraut. »Ich bin leider aufgehalten worden«, sagte sie.

Er versuchte, etwas zu entgegnen, aber noch immer versagte ihm seine Stimme.

Sie deutete sein Schweigen falsch. »Sie können deutsch mit mir sprechen«, sagte sie mit einem kleinen Lächeln, das ihr zartes Gesicht aufleuchten ließ. »Sie sprechen deutsch?« brachte Konrad heiser hervor. »Ja. Meine Mutter ist Deutsche.«

Diese einfache Erklärung verursachte einen Aufruhr in seinem Herzen. Von einer Sekunde zur anderen änderte sich das Bild, das er sich von Claudia gemacht hatte – sie war nicht mehr die verzauberte Prinzessin aus dem verwunschenen Schloß, sondern ein Mensch aus

Fleisch und Blut, und diese Erkenntnis ließ ihn seine Liebe nur noch tiefer fühlen.

»Sie haben nach Italien geheiratet, Contessa?«

»Nein. Ich bin hier aufgewachsen. Mein Vater ist ein italienischer Landadeliger. Aber«, fügte sie hinzu, wie um ihm eine Freundlichkeit zu sagen, »ich war zwei Jahre lang in einem deutschen Pensionat.«

»Warum haben Sie den Conte Orlini geheiratet?« brach es aus ihm heraus – beinahe hätte er gefragt: Warum haben Sie nicht auf mich gewartet?

Aber sie verstand den Sinn seiner Frage sehr gut. Ihr Gesicht verschloß sich. »Ich bin gekommen, um mich bei Ihnen für das Benehmen des Conte zu entschuldigen«, sagte sie.

»Warum haben Sie ihn geheiratet?« fragte er noch einmal. »Warum? Warum?«

»Es würde Ihnen nichts nützen, das zu wissen«, erwiderte sie gefaßt, »wichtiger ist, daß Sie die Tatsache begreifen: Ich bin verheiratet, durch ein heiliges Sakrament unauflöslich mit diesem Mann verbunden.« Aus ihrer ganzen Erklärung nahm er nur ein Wort in sich auf. Sie hatte gesagt: Mit diesem Mann, nicht: Mit meinem Mann.

»Aber Sie können ihn doch unmöglich lieben!«

»Darauf kommt es nicht an.«

»Sie wissen selber, daß das nicht stimmt!« Er hätte gerne ihre Hand ergriffen, wagte es nicht, aus Angst, sie zu verscheuchen.

»Sie sind noch so jung, Contessa, das ganze Leben liegt vor Ihnen! Sie könnten glücklich sein! Statt dessen – es muß doch die Hölle sein, die Sie durchmachen!«

»Nein, es ist das Leben. Wir haben kein Recht, glücklich zu sein. Wir müssen die Gebote befolgen.«

»Welche Gebote?«

»Die Gesetze der Kirche. Gottes Gesetze.«

»Das hat Ihnen Ihr Beichtvater eingeredet!«

Ihr Mund verzog sich zu einem wehen kleinen Lächeln. »Sie werden wohl verstehen, daß ich meinem Beichtvater ein stärkeres Recht, mich zu beraten, einräume als Ihnen!«

»Ja«, sagte er verwirrt, »ja, natürlich ...«

»Ich habe mich nur mit Ihnen hier verabredet, um Ihnen einen Wunsch vorzutragen ...«

Sein Herz flammte auf. »Einen Wunsch?«

»Ja. Ich bitte Sie, mich in Zukunft nicht mehr zu verfolgen.«

»Ich habe nicht ...«

»Doch. Ich bin nicht blind, Signor Hartwig, und meine Schwägerin ist es noch viel weniger. Wir haben Sie sehr wohl bemerkt. Also, bitte, versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Bemühungen um mich aufgeben. Es ist sinnlos.«

Er sah sich in die Verteidigung gedrängt.

»Es war nicht meine Schuld, daß mich Ihr Gatte in sein Haus eingeladen hat ...«

»Dessen bin ich gar nicht so sicher«, erwiderte sie. »Ist Ihnen nicht selber der Gedanke gekommen, daß er Ihre – nun, sagen wir – Bemühungen um mich bemerkt, daß man sie ihm hinterbracht haben könnte.«

»Wer sollte denn ...«

»Oh, es gibt Klatschmäuler genug in Rom! Und Ihr Benehmen damals beim Wohltätigkeitsbasar war mehr als auffallend.«

»Ich bin mir nicht bewußt, zudringlich geworden zu sein. Sollte das aber doch der Fall gewesen sein«, sagte er steif, »kann ich mich nur entschuldigen.«

»Nein, Sie waren nicht zudringlich«, sagte sie mit unerwarteter Heftigkeit. »Wenn es so gewesen wäre, glauben Sie, ich hätte mich dann hier mit Ihnen getroffen? Ich verstehe sehr gut, daß Sie ...« sie zögerte »... daß Sie es gut mit mir meinen. Ich hatte wirklich nicht die Absicht, Sie zu verletzen oder gar zu beleidigen! Aber ich verlange von Ihnen ja, ich verlange es –, daß Sie mir in Zukunft aus dem Wege gehen!«

»Das ist mehr, als ich versprechen kann.«

»Aber Sie müssen es! Der Conte ist rasend eifersüchtig ...«

»Aber er liebt Sie doch gar nicht! Ein Mann, der eine Frau liebt, kann sie nicht so behandeln!«

»Es gibt auch Eifersucht ohne Liebe«, sagte sie müde.

»Sie wollen mir also klarmachen, daß der Conte sich an jenem Abend im Palazzo nur deshalb so aufgeführt hat, weil er auf mich eifersüchtig ist?«

»Ich weiß es nicht«, bekannte sie, »ich weiß es wirklich nicht. Aber ich halte es durchaus für möglich. Jedenfalls – er hat sich früher nie so benommen.«

»Bis ich auftauchte, war er also ein liebevoller, besorgter Ehemann?«

»Sie wissen genau, daß das nicht zutrifft. Warum quälen Sie mich?«

»Verzeihen Sie, Contessa, bitte, verzeihen Sie mir ...«

»Er liebt mich längst nicht mehr, wahrscheinlich hat er mich nie geliebt. Aber er hat ein Recht auf meine Treue, und nur diese Treue gibt mir das Recht auf seine Achtung.«

»Aber – Sie haben ihn doch nicht betrogen!«

»Das würde ich auch niemals tun«, erklärte sie mit Festigkeit, »aber schon Gedanken können Sünde sein ...«

»O Claudia!« rief er. »Claudia!« Er ergriff ihre beiden Hände. »Ich bin Ihnen also nicht gleichgültig? Auch Sie fühlen, daß wir beide ...«

Sie entriß ihm ihre Hände, ein Handschuh fiel zu Boden. »Sie dürfen so etwas nicht sagen! Nie, nie wieder!«

»Claudia«, bat er, außer sich, »warum verlassen Sie diesen Mann nicht, der Sie unglücklich macht? Der Ihrer gar nicht wert ist? Ich weiß, eine Scheidung ist unmöglich, aber warum trennen Sie sich nicht von ihm? Kommen Sie mit mir nach Deutschland! Ich werde Sie zu meiner Mutter bringen! Es kann alles noch gut werden ...«

»Nein«, sagte sie, »nie! Wir dürfen uns nie mehr wiedersehen!«

Wie ein grauer Schatten tauchte Helena Orlini von der Tür her auf. Sie winkte ihrer Schwägerin zu, und wortlos gehorchte Claudia Orlini. Noch ein letzter Blick aus ihren wunderbaren Augen, und dann war sie verschwunden. Hätte nicht ihr Handschuh auf dem roten Läufer gelegen, Konrad hätte sich einbilden können, alles nur geträumt zu haben.

Er bückte sich, hob den Handschuh auf, drückte ihn an seine Lippen, ließ ihn in seine Tasche gleiten.

Sein Herz war schwer vor Glück und Leid.

Die alte Contessa Orlini hatte sich nach der Heirat ihres Sohnes in ein Landhaus der Familie nach Frascati zurückgezogen. Von hier aus verwaltete sie die weitverzweigten Ländereien und das Vermögen der Orlini, hier gab sie ihre Empfänge für wenige, aber auserlesene Gäste, unterstützte sie junge Künstler, und auch Politiker. Sie pflegte immer wieder lächelnd zu erklären, daß sie sich auf ihr Altenteil zurückgezogen und nur noch den einen Wunsch hätte, sich auf das Jenseits vorzubereiten. Tatsächlich aber war sie eine rastlose Frau, die, ganz im Gegensatz zu ihrem Sohn, im Müßiggang niemals Befriedigung gefunden hatte und niemals finden würde.

Wie immer überfiel den Conte Orlini eine gewisse Beklemmung, wenn er durch den wundervollen alten Privatpark, vorbei an prächtigen Wasserspielen und den mächtigen hundertjährigen Zypressen auf das alte Haus zu fuhr. Nie war es ihm gelungen, die Furcht vor der Mutter, ein Überbleibsel aus frühen Kindertagen, gänzlich abzuschütteln, ein konstantes schlechtes Gewissen, das ihm auch dann zusetzte, wenn er sich keiner wirklichen Schuld bewußt war. Heute, da er zu einer förmlichen Aussprache zu ihr hinüberbestellt worden war, war dieses Unbehagen stärker denn je. Am liebsten wäre er auf dem weiten Vorplatz umgekehrt und nach Rom zurück geflohen, aber auch dazu fehlte ihm der Mut. Die alte Contessa empfing ihn auf der Loggia hinter dem Haus, deren Brüstung mit antiken Skulpturen geschmückt war und deren harmonisch gezogene steinerne Bögen einen herrlichen Fernblick über Rom und, an besonders klaren Tagen, bis zum Mittelmeer boten.

Conte Ottavio hatte keine Augen für die Schönheit dieser Umgebung. Fast schüchtern näherte er sich seiner Mutter, die in einem bequemen Korbstuhl saß und ihrem Sekretär, einem ehrgeizigen jungen Sizilianer, Briefe diktierte. »Ah, da bist du ja!« sagte sie endlich, und, zu ihrem Sekretär: »Sie können jetzt gehen, Augusto! Wir machen später weiter!«

Der junge Mann entfernte sich mit einer geschmeidigen Verbeugung

und einem lauernden Seitenblick auf den Conte. Mutter und Sohn blieben allein zurück.

Conte Ottavio beugte sich über die schmale, ringgeschmückte Hand seiner Mutter. »Wie geht es dir, Mamma? Ich hoffe, du fühlst dich wohl?«

»Danke«, entgegnete sie kurz, »bitte, setz dich. Möchtest du etwas zu trinken?«

»Ja, gerne!«

Er nahm Platz, und sie schenkte ihm ein Glas aus einer Kristallkaraffe, in der Eiswürfel klingelten, ein. Er nahm einen Schluck, stellte das Glas sogleich wieder, fast angewidert, zurück. Es enthielt eine Limonade aus frisch ausgepressten Früchten.

Die alte Dame beobachtete seine Reaktion mit einem ironischen Lächeln.

»Es tut mir leid, daß es dir nicht schmeckt, Ottavio, aber wir Landleute pflegen am Vormittag keinen Alkohol zu uns zu nehmen!«

»Ich auch nicht, Mamma«, versicherte der Conte, ein wenig zu hastig.

»Es freut mich, das zu hören – andere Dinge, die ich über dich erfahren habe, freuen mich allerdings weniger!«

»Du darfst Helena nicht glauben, Mamma!« sagte er eifrig. »Sie lügt, sie will mich bei dir schlechtmachen! Sie ist eine Intrigantin, sie ...«

Die alte Contessa fiel ihm ins Wort. »Helena ist nicht die einzige Quelle, aus der ich Nachrichten über deinen Lebenswandel erhalte, Ottavio!«

Er sprang auf. »Du läßt mich bespitzeln?«

»Das ist ein sehr häßliches Wort«, sagte sie, »bleib sitzen, wenn ich mit dir spreche.« Der Conte ließ sich gehorsam in seinen Sessel zurücksinken.

»Ich bin in ständiger Sorge um dich«, fuhr die alte Dame fort, »der Gedanke quält mich, was aus dir werden soll, wenn ich diese Welt verlassen habe.«

»Ich weiß schon, was ich zu tun habe!«

»Nein. Gerade das weißt du eben nicht. Wie wären sonst solche Vorfälle möglich wie vorgestern nacht in deinem Palazzo?«

»Also war es doch Helena, ich werde sie ...«

»Nichts wirst du tun.« Die Contessa seufzte. »Wann wirst du endlich erwachsen werden, Ottavio?«

»Aber ich bin erwachsen, Mamma, längst!«

»Nur den Jahren nach, Ottavio. Wie alt bist du heute?«

»Zweiundvierzig.«

»Dann solltest du eigentlich bald zur Vernunft kommen. Du hast deine Frau beleidigt, du hast sie gedemütigt, du hast sie unzumutbar behandelt ...«

»Aber wenn du nur wüßtest, wie gemein sie zu mir ist!«

Die Contessa brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Bitte, laß mich erst einmal ausreden. Was zwischen dir und deiner Frau hinter verschlossenen Türen vorgeht, ist nicht interessant. Das ist eine Sache, die nur euch beide angeht. Wenn du dich aber in Gegenwart von Zeugen gehen läßt, ist das etwas ganz anderes! Weißt du überhaupt, wen du in jener Nacht eingeladen hattest?«

»Ein paar Mädchen ... aber das ist doch nicht so schlimm, Mamma, das tun doch alle!«

»Einmal abgesehen davon, daß ein Orlini sich nicht das, was alle tun, zum Maßstab nehmen sollte, die Mädchen sind mir im Augenblick gar nicht so wichtig.

Aber die Herren! Ich habe mir berichten lassen, daß sich unter ihnen zwei ausländische Attachés befanden und ein römischer Journalist, ein Zeitungsmann, Ottavio!«

»Pah! So einer ist doch käuflich!«

»Ich habe eine bessere Verwendung für mein Geld, als solchen Kreaturen damit den Mund zu stopfen«, sagte die alte Contessa scharf. »Aber ich gebe zu, das wäre im Notfall möglich. Auf die beiden Attachés habe ich jedoch nicht den geringsten Einfluß, sie sind wirkliche Zeugen, und ich fürchte, unbestechliche Zeugen.«

»Was sollen sie uns schon anhaben?«

»So redet nur ein Kind, Ottavio! Hast du vergessen, daß deine Frau schon einmal versucht hat, aus ihrer Ehe auszubrechen?«

Das Gesicht des Conte verzog sich zu einem hämischen Lächeln.
»Das ist ihr aber schlecht bekommen.«

»Ja«, sagte die Contessa, »es war ein Wahnsinn von ihr, auf eine Annullierung eurer Ehe zu dringen. Sie war damals sehr falsch beraten. Aber eine Trennung, Ottavio, wird sie, nach allem, was seither geschehen ist, besonders nach dem, was du dir vorgestern nacht erlaubt hast, sicher durchsetzen können.«

Der Conte zuckte die Schultern. »Dann soll sie doch gehen. Mir liegt längst nichts mehr an ihr.« In seinen Augen erschien ein böses Glitzern. »Aber wenn sie sich mit einem anderen einläßt, dann wehe ihr! Ich schlage ihm alle Knochen entzwei! Sie gehört mir, nur mir!«

»Du bist wie ein Junge, der sein Spielzeug zerbricht und achtlos in die Ecke wirft, aber es nicht dulden will, wenn ein anderer es aufliest.«

»Was ist Schlechtes dabei?«

»Es ist ganz und gar töricht. Nun hör mir einmal gut zu, Ottavio, ich will dich nicht daran erinnern, wie sehr dir selber damals an dieser Ehe gelegen war ...«

»Ich muß verrückt gewesen sein!«

Die Contessa ließ sich nicht unterbrechen. »Auch ich war für diese Heirat. Claudia war ein anständiges, tugendhaftes Mädchen aus guter Familie! Ihre Mutter hat acht Kindern, darunter vier Söhnen, das Leben geschenkt ...«

»Pah, diese Deutsche!«

»Sie ist eine beneidenswerte Frau, und ihr Mann hat gut gewählt, als er sich für sie entschied. Vermögen, Einfluß und ein alter Name sind wichtig, Ottavio, aber was nützen sie ohne Erben? Unsere Familie steht jetzt nur noch auf deinen beiden Augen. Weißt du, was das bedeutet? Mit dir wird sie aussterben, wenn du dich nicht änderst.«

»Ich habe ein Kind ...«

»Ja. Eine Tochter. Auch diese Tochter ist wichtig. Wenn du dich weiter so ins Unrecht setzest, wird Claudia bei einer Trennung Lucrezia behalten.«

»Niemals!«

»Selbstverständlich würde ich alles daransetzen, das zu unterbinden. Aber auch meine Macht hat Grenzen, wenn du mir ständig entgegenarbeitest.«

Der Conte rückte unruhig in seinem Sessel hin und her. Er hätte sich gerne eine Zigarette angezündet, aber er wagte es nicht, seine Mutter noch mehr zu reizen.

»Was willst du eigentlich von mir, Mamma?«

»Söhne. Enkelsöhne. Das ist der Sinn jeder Ehe. Bring mir Söhne, und alles, was du sonst noch tust und treibst, wird mich nicht mehr interessieren.«

»Aber wie kann ich das denn, wenn Claudia ...« Die Stimme des Conte wurde weinerlich. »Sie behandelt mich schlecht, Mamma ...«

»Du mußt lernen, sie zu beherrschen!«

»Aber sie gehorcht mir nicht!« Er beugte sich zu seiner Mutter vor und flüsterte, mit einem seltsamen Ausdruck in den dunklen, stechenden Augen. »Sie betrügt mich ...«

»Das wäre kein Wunder«, sagte die alte Dame unbeeindruckt. »Sieh zu, daß sie einen Sohn von dir empfängt, daß sie jedes Jahr ein Kind bekommt, dann wird ihr die Lust an Seitensprüngen schon vergehen. So machen es richtige Männer.«

»Aber wenn sie sich weigert?«

»Dazu hat sie kein Recht. Sie ist deine Frau, und sie kann sich den ehelichen Pflichten nicht entziehen.«

»Ach«, sagte der Conte enttäuscht, »das klingt aber gar nicht lustig.«

»Amüsieren, Ottavio, kannst du dich mit anderen Frauen. Dazu ist die Ehe nicht da. Tu deine Pflicht und verschaff mir Enkelsöhne. Claudia liebt dich nicht, das hast du gewußt, als du sie heiratetest. Aber sie ist gut erzogen, und sie ist fromm. Sie wird sich dir nicht widersetzen.«

»Doch, das tut sie. Immerzu, Mamma. Sie ist sehr störrisch.«

»Kannst du etwas anderes erwarten, wenn du ihr Dinge zumutest wie vorgestern? Glaubst du, ich hätte mir so etwas von deinem Vater gefallen lassen? Er hatte auch seine Freundinnen, genau wie du. Aber er hat nie vergessen, daß ich, nur ich, seine Gattin war. Er ist mir mit

Achtung, mit Güte und Freundlichkeit entgegengekommen. Wer seine Frau in den Schmutz zieht, besudelt sich selber.«

»Ja, Mamma«, sagte der Conte kleinlaut.

»Ich freue mich, daß du mich endlich verstanden hast. Also – wie wirst du dich deiner Frau gegenüber in Zukunft benehmen?«

»Ich werde freundlich zu ihr sein.«

»Du wirst dich um sie bemühen, Ottavio! Ich will nie wieder solche Geschichten über dich hören, ich könnte sonst sehr, sehr böse mit dir werden.«



Anette Sörgel bewohnte in München zusammen mit einem anderen jungen Mädchen namens Inge Lehnert, das Kunstgeschichte und Archäologie studierte, ein möbliertes Appartement in Schwabing, kaum zehn Minuten von der Universität entfernt.

Als sie ein paar Tage nach Konrad Hartwigs Geburtstag am späten Nachmittag aus einem Seminar nach Hause kam, war Inge schon dabei, sich für eine Verabredung am Abend umzuziehen.

»Ist Post für mich gekommen?« rief Anette, kaum, daß sie die Türe aufgeschlossen hatte.

»Ja«, rief Inge aus dem Badezimmer zurück, »aus Rom! Von deinem Verlobten!«

»Wo ist der Brief?«

»Siehst du ihn denn nicht? Er muß doch gerade vor deiner Nase liegen!« Inge kam aus dem Bad. Sie hatte sich ihr Haar mit einem Band aus der Stirn zurückgebunden, ihr Gesicht glänzte von Creme. »Liegt er nicht in der Diele? Dann habe ich ihn – warte mal. Richtig! Ich habe ihn auf den Schreibtisch gelegt!« Anette stürzte zum Schreibtisch, warf die Kollegtasche in hohem Bogen auf die Couch, riß den Brief auf. Ihre Augen strahlten.

»Bestimmt hat er inzwischen den Pullover bekommen, ich bin mal gespannt, wie ...« Sie verstummte mitten im Satz, wurde blaß.

»Was ist?« fragte Inge. »Irgend etwas nicht in Ordnung?«

Anette hatte den Brief sinken lassen, sah die Freundin aus leeren Augen an. »Er will die Verlobung lösen!«

»Nein!« rief Inge impulsiv. »Das kann doch nicht wahr sein!«

»Doch!« Anette reichte ihrer Freundin den Brief. »Da! Lies selber!«

Die beiden Mädchen kannten sich schon seit ihrer Teenagerzeit, und zwischen ihnen hatte es nie ein Geheimnis gegeben.

»Warte, ich hol' uns erst mal was zu trinken!« sagte Inge. »Und du – setz dich! Du siehst aus, als wenn du jeden Augenblick umkippen könntest!«

Sie drückte die Freundin sanft in einen Sessel, verschwand in die Küche und kam mit einer angebrochenen Flasche Eierlikör und zwei Gläsern zurück.

Sie hielt die Flasche gegen das Licht, um festzustellen, wieviel noch darin war. »Was Stärkeres war nicht aufzutreiben«, sagte sie, »unsere Vorräte sind wieder mal erschöpft ... Na, immerhin besser als gar nichts!« Sie schenkte ein, reichte Anette das eine Glas. »Hat er eine andere?« fragte sie.

»Ja. Das heißt, nein«, sagte Anette tonlos, »sie ist verheiratet!«

»Der Schuft!«

Inge nahm den Brief und las: »Liebe Anette, Du warst wohl immer die Klügere von uns beiden. Du hattest recht, als Du es ablehnst, mich Hals über Kopf zu heiraten, als ich Dich darum bat – wie recht Du damit hattest, weiß ich erst heute. Schon damals sah ich eine Gefahr auf mich zukommen. Ich wollte Schutz bei Dir suchen – aber auch eine Ehe hätte mich Dir nicht bewahren können. Ich habe mich in eine Frau verliebt, nein, nicht verliebt, es ist die wirkliche große Liebe, wie sie einen Menschen nur einmal im Leben trifft, und ich glaube, daß viele sie niemals kennenlernen. Es ist eine quälende, schmerzhaft, peinigende Liebe, denn sie kann niemals Erfüllung finden. Die Frau, die ich liebe, ist verheiratet, und es gibt keinen Weg, der mich zu ihr führen könnte. Ich darf sie nicht einmal wiedersehen.

Dennoch werde ich mich innerlich nie von ihr lösen können, und Du, liebe Anette, bedeutest mir zuviel, als daß ich Dich belügen oder

mit halbem Herzen heiraten könnte. Deshalb muß ich Dich bitten, unsere Verlobung zu lösen und mir mein Wort zurückzugeben.

Ich weiß, daß ich Dir mit diesem Brief und diesem Entschluß sehr weh tue, aber ich weiß auch, wie vernünftig Du bist und daß Du begreifen wirst – ich kann nicht anders handeln. Du bist ein wunderbares Mädchen, und Du hast einen Mann verdient, der Dich aufrichtig liebt und Dich wirklich glücklich machen kann. Ich wünsche Dir, daß Du ihn bald, sehr bald findest – und mir, daß Du ohne Groll an mich denkst und mir, wenn möglich, Deine Freundschaft bewahrst.«

Inge ließ den Brief sinken. »Na«, sagte sie, »das ist aber wirklich ein tolles Stück!«

Anette saß blaß und in sich zusammengesunken in ihrem Sessel und starrte mit leeren Augen vor sich hin.

»Was wirst du jetzt tun?« fragte Inge.

»Was kann ich tun?« fragte Anette zurück.

»Du willst dir das doch nicht etwa ohne weiteres gefallen lassen? Schließlich hast du ein Recht ...«

Anette richtete sich auf, straffte die Schultern. »Liebe hat mit Recht nichts zu tun!«

»Wie weise!« Inge zog ein Zigarettenpäckchen aus ihrem Morgenrock, zündete sich eine Zigarette an, reichte sie der Freundin, nahm sich selber eine.

»Aber wenn du mich fragst – es gibt Situationen, wo aller Edelmut falsch angebracht ist. Wenn ich mit Konrad verlobt wäre ... Na, der bekäme was von mir zu hören!«

»Spürst du denn nicht, wie unglücklich er selber ist?«

»Verrückt ist er, komplett wahnsinnig! Die große Liebe – und dann zu einer verheirateten Frau, die nichts von ihm wissen will! Sowas gibt's doch nur in Romanen – oder höchstens, daß ein unreifer Junge sich dergleichen in der Pubertätszeit zurecht spinnt.«

»Konrad ist nicht unreif«, sagte Anette.

»Ja! Und deshalb bleibt eben nur die einzige andere Erklärung – er ist übergeschnappt!«

»Du urteilst, wie du es verstehst!«

»Verstehst du es etwa besser?«

»Doch«, sagte Anette, »ja – ich glaube schon.«

»Na, dann tu mir den Gefallen und erklär's mir mal!«

»Konrad und ich«, sagte Anette und streifte die Asche ihrer Zigarette ab, »wir haben uns zu gut gekannt – zu gut verstanden ...«

»Und ich habe mir immer sagen lassen, das wäre die beste Voraussetzung für eine glückliche Ehe!«

»Das mag stimmen. Aber nicht für eine große Leidenschaft!«

»Ein Funken Wahrheit liegt darin«, gab Inge zu, »du warst immer zu – zu trocken und zu nüchtern ... Entschuldige, wenn ich dir das gerade jetzt sage! Es hat schon was zu bedeuten, daß Konrad in seinem Brief zweimal betont, daß du so »vernünftig« wärest. Wenn man einen Mann verrückt machen will, darf man nicht immer die Vernünftige spielen.«

»Ich wollte ihn ja nicht verrückt machen – ich wollte ihn heiraten!«

»Und – warum hast du es dann nicht getan? Er hat dich ja darum gebeten – aber du hast es ihm abgeschlagen!« – »Es schien mir zu überstürzt.«

»Sag lieber – du warst einmal mehr zu vernünftig! Und jetzt haben wir den Salat.«

»Wenn wir wirklich geheiratet hätten, was wäre damit gewonnen gewesen? Er schreibt ja selber ...« Inge fiel ihr ins Wort. »Daß er froh ist, sich noch nicht gebunden zu haben! Aber das bedeutet noch nichts. Ich gehe jede Wette ein – wenn ihr verheiratet wäret, hätte er sich nicht so in diese blödsinnige Leidenschaft verrannt. Du wärest bei ihm gewesen und hättest auf ihn aufpassen können ...«

»Es ist besser so!« behauptete Anette.

Aber Inge ließ sich nicht beirren. »Du hättest dieser Schlange Bescheid sagen können! Wenn sie ihren Mann betrügt, so ist das ihre Sache. Aber du hättest von ihr verlangen können, daß sie von deinem Mann die Finger läßt!«

»Aber«, sagte Anette, »er schreibt doch gerade, daß er gar keine Hoffnung hat, daß er sie nicht einmal wiedersehen darf ...«

»Noch gemeiner von diesem Biest!« sagte Inge. »Erst verdreht sie ihm

den Kopf, bis er nicht mehr weiß, wo oben und unten ist, und dann läßt sie ihn stehen ... Das ist so ungefähr das Gemeinste, was ich mir vorstellen kann! Kennst du sie übrigens?»

»Nein.«

Inge nahm Konrads Brief noch einmal auf. »Komisch. Aber es muß doch schon damals etwas zwischen den beiden im Gange gewesen sein, als er dich bat, ihn auf der Stelle zu heiraten ...«

»Ich habe jedenfalls nichts gemerkt.«

»Hm«, sagte Inge, »demnach ist das Ganze eine höchst mysteriöse Angelegenheit. Wenn jemand anderer darin verwickelt wäre und nicht gerade du, würde ich es sehr spannend finden.« Sie erhob sich.

»Aber ich habe jetzt leider keine Zeit mehr. In einer halben Stunde werde ich abgeholt, und bis dahin muß ich schön sein wie ein Götterbild!« Sie sah das verzweifelte Gesicht ihrer Freundin und fügte mit Überwindung hinzu: »Oder wäre es dir lieber, ich würde absagen?«

»Nein, nein, geh ruhig ...«

»Ich habe eine andere Idee! Wie wäre es, wenn du mitkommen würdest? Ich hänge mich rasch an die Leitung und treibe einen zweiten Knaben auf ...«

»Nein, danke«, sagte Anette, »das ist sehr lieb von dir, aber wirklich nicht nötig!«

»Sei nicht so stur! Wenn ich daran denke, daß du hier traurig und verlassen herumsitzt, ist mir der ganze Abend verdorben!«

Anette lächelte schwach. »Glaubst du, es wäre lustiger für euch, wenn ich dabei wäre? Nein, kümmere dich nicht um mich, ich weiß schon, was ich zu tun habe.« – »Weißt du es wirklich?«

»Ja – ich werde nach Rom fahren.«

»Nach Rom? Du, das ist die Idee des Jahrhunderts! Du übertriffst dich selber. Meine Mutter sagt zwar immer, man soll keinem Mann nachlaufen, aber in diesem Falle ...«

»Ich will mich ihm nicht aufdrängen«, sagte Anette, »aber ich könnte mir vorstellen, daß er Hilfe braucht.«

»Und wann willst du fahren?«

»Sobald ich das Geld für die Reise habe.«

»Anette, die Vernünftige«, spottete Inge, »wenn ich mich entschlossen hätte, meinen Exverlobten aufzusuchen, dann täte ich es auf der Stelle, notfalls würde ich per Anhalter reisen ...«

»Ja, du!« sagte Anette. »Aber mit der Fahrt allein ist es ja nicht getan. Rom ist teuer. Ich muß in einem Hotel wohnen, und gerade in der augenblicklichen Situation will und darf ich niemandem zur Last fallen. Stell dir nur vor, wie unangenehm es wäre, wenn ich am Ende ausgerechnet Konrad bitten müßte, mir auszuhelfen.«

»Oder wenn du dir auf der Via Veneto einen zahlungskräftigen Kavalier angeln müßtest!« Die Freundin gab Anette einen raschen Kuß auf die Wange. »Du hast ganz recht, bleib du nur so, wie du bist, mein Goldstück! Konrad Hartwig wird sich umschaun, wenn er noch einmal ein Mädchen finden will wie dich!«

»Gerade das will er ja nicht«, sagte Anette, »er will mich los sein!«

Aber erst, als Inge wieder im Badezimmer verschwunden war, kamen ihr die lange zurückgehaltenen Tränen. Sie schluchzte verzweifelt und fassungslos, und niemand, der sie jetzt beobachtet hätte, würde sie für ein vernünftiges Mädchen gehalten haben. Doch keiner sah ihre Tränen.

Als Inge, fertig zum Ausgehen angezogen und sehr sorgfältig zu-rechtgemacht, das gemeinsame Wohnzimmer wieder betrat, saß Anette mit steinernem Gesicht am Schreibtisch und schrieb ihrem Vater. Sie bat ihn, ihr einen Scheck für ihre Romreise zu schicken.



Konrad Hartwig hatte nicht nur Anette, er hatte auch Claudia Orlini geschrieben, nur wenige Zeilen, in denen er ihr versprochen hatte, sie nie mehr zu belästigen. »Aber meine Liebe«, hatte er geschrieben, »kann ich nicht aus meinem Herzen reißen, selbst wenn ich es wollte. Ich werde an Sie denken und auf Sie warten bis ans Ende meiner Tage. Wenn Sie einmal einen Menschen brauchen, dann werde ich für Sie dasein. Sie brauchen nur zu rufen, und ich werde kommen, und wenn ich die halbe Welt durchqueren müßte ...«

Er mußte diesen Brief schreiben, er mußte seinen Gefühlen Luft machen. Aber kaum, daß er ihn abgeschickt hatte, bereute er es.

Wenn Claudia ihn nun gar nicht erhielt? Wenn er in falsche Hände geraten war? Wenn ihre Schwägerin ihn abgefangen hatte oder gar der Conte Orlini?

Er wußte, er würde es sich nicht verzeihen, wenn er ihr durch sein impulsives Handeln wieder Schwierigkeiten bereitet hätte.

Aber nachdem einige Tage vergangen waren und nichts geschah, beruhigte er sich allmählich wieder. Der Conte hätte bestimmt sofort reagiert, wenn er dieses Geständnis gelesen hätte. Da er nichts von sich hören ließ, durfte er annehmen, daß Claudia selber seinen Brief empfangen hatte. Die Vorstellung, daß sie ein Zeugnis seiner Liebe besaß, machte ihn fast glücklich. Doch dieses trügerische Glücksgefühl dauerte nicht lange. Allzu bald wurde es wieder von dumpfer Verzweiflung verdrängt.

Konrad wich seinen Freunden aus, vermied es, sich in der Via Veneto sehen zu lassen. Er stürzte sich mit wahrer Besessenheit in seine Arbeit. Aber auch sie gab ihm keine Befriedigung.

Der Dienst als Kulturattaché war abwechslungsreich und interessant genug, und in normaler Verfassung hätte er ihm sicherlich Freude gemacht. Jetzt aber schien ihm seine Tätigkeit läppisch, er hätte gerne härter gearbeitet, wenn möglich, sogar körperlich. Auch im Sport fand er keinen Ausgleich. Ob er Tennis spielte oder Golf, immer traf er auf andere und, wie ihm schien, zudringliche Leute. Es fiel ihm schon schwer genug, sich in der Botschaft mit den unterschiedlichsten Leuten, Romreisenden, bedeutenden Künstlern und Sportlern, zu befassen. Wenn sein Dienst zu Ende war, war auch seine Kraft, Interesse zu heucheln, eine gleichgültige oder gar freundliche Miene aufzusetzen, erschöpft. Er fühlte sich sehr elend.



Eines Nachmittags, als er in seinem Büro in der Deutschen Botschaft saß und sich bemühte, seine Gedanken auf ein bestimmtes Problem zu konzentrieren – das Goethe-Institut wollte einen deutschen Liederabend veranstalten und bat um Vermittlung geeigneter Künstler –, trat nach kurzem Anklopfen seine Sekretärin, Fräulein Erlmaier, ein.

»Herr Hartwig«, sagte sie, »entschuldigen Sie, wenn ich störe – aber draußen wartet eine Dame, die Sie gerne sprechen möchte.«

»Wie heißt sie?« fragte er, ohne aufzusehen. »Und was will sie?«

»Sie möchte Sie persönlich sprechen, Herr Hartwig, und den Namen, den habe ich leider nicht genau verstanden, er klang – fremdländisch.«

Er hob mit einem Ruck den Kopf. »Italienisch?« fragte er.

»Ja – ich glaube, ja!«

Claudia, dachte Konrad mit jäh erwachter Hoffnung. Claudia ist zu mir gekommen!

»Sie ist sehr hübsch«, fügte Fräulein Erlmaier hinzu.

»Bitten Sie sie zu mir herein!« Konrad sprang auf, ging um seinen Schreibtisch herum und auf die Türe zu, hinter der Fräulein Erlmaier eben verschwunden war. Aber es war nicht die Contessa Claudia Orlini, die eintrat, sondern Cobra. Konrad konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. Er stand wie angewurzelt.

»Guten Tag, Herr Attaché«, sagte Cobra lächelnd, »Sie scheinen nicht sehr erfreut über meinen Besuch zu sein ...«

Konrad faßte sich. »Ehrlich gestanden – ich bin ein wenig überrascht«, sagte er, und mit einem Blick auf Fräulein Erlmaier fügte er hinzu: »Bitte, lassen Sie uns allein! Ich werde Sie rufen, wenn ich Sie brauche!« Die Sekretärin zog sich, ein wissendes Lächeln um die schmalen Lippen, zurück.

»Setzen wir uns doch, Cobra!« Er führte seinen Gast zu dem niedrigen Marmortisch mit den tiefen Sesseln.

Cobra nahm gehorsam Platz, schlug die langen, schlanken Beine übereinander. »Herr Attaché ...«, begann sie zögernd.

»Cobra, bitte«, unterbrach er sie, »nicht so förmlich! Wir duzen uns doch – oder?«

»Ich dachte nur, das könnte dir hier ...« Sie warf einen raschen Blick

über die dicken Teppiche und die kostbaren antiken Möbel, »... in dieser Umgebung unangenehm sein.«

»Keineswegs«, sagte er kurz angebunden. »Bitte, komm zur Sache. Warum möchtest du mich sprechen?«

Wenn sie sich durch seine Kälte gekränkt fühlte, so verzog sie doch keine Miene. »Ich habe eine Stellung gefunden«, sagte sie, »als Mannequin bei Emilio Schuberth. Aber ich brauche eine Arbeitsgenehmigung, und dazu fehlen mir einige Papiere ...«

»Dafür bin ich nicht zuständig«, erklärte Konrad Hartwig, »solche Dinge erledigt Legationssekretär Krone.«

»Ich weiß wohl, daß du dich nicht damit befaßt, aber ich dachte, du könntest mir eine Empfehlung an diesen Herrn Krone geben, damit er ein bißchen Dampf hinter die Sache setzt. Bei Ämtern dauert alles so lange.«

»Wenn's weiter nichts ist ...« Konrad erhob sich, ging zum Telefon, wählte eine Nummer der Hausleitung. »Kann ich, bitte, mal Legationssekretär Krone sprechen«, sagte er, »ja, hier ist der Kulturattaché – Herr Legationssekretär, bei Ihnen wird gleich eine junge Dame erscheinen, sie heißt, Augenblick mal ...« Er deckte den Hörer zu. »Wie heißt du eigentlich?«

»Anna Schneider«, sagte Cobra lächelnd.

»Anna Schneider«, sagte Konrad ins Telefon, »sie bemüht sich um eine Arbeitserlaubnis hier in Rom. Würden Sie bitte so nett sein und sie unter Ihre Fittiche nehmen? Die Dame ist eine gute Bekannte von mir ...« Er lachte. »Nein, nicht so, wie Sie jetzt denken! Aber sie ist ein netter Käfer, Sie werden selber sehen!« Er hängte ein. »In Ordnung, Cobra!«

Cobra war aufgestanden und an den Schreibtisch getreten. »Der nette Käfer dankt«, sagte sie.

»Ich habe dich doch hoffentlich nicht beleidigt?« fragte er.

»Nicht im geringsten«, sagte sie ruhig, »ich danke dir.«

»Sonst noch was?«

»Nein!«

Er brachte sie zur Tür. »Viel Glück!«

»Danke. Ich kann es brauchen.«

Erst nachdem Cobra gegangen war, wurde ihm bewußt, daß er sich nicht gerade liebenswürdig verhalten hatte. Er hatte nicht eine einzige persönliche Frage gestellt, sondern sie so schnell wie möglich abgeschoben.

Jetzt, nachträglich, tat es ihm leid. Cobra war ein sympathisches Mädchen, und sie hatte sehr reizend ausgesehen in ihrem taillierten weißen Leinenkostüm, einem giftgrünen Tüchlein in ihren roten Locken. Daß er selber unglücklich war, berechtigte ihn schließlich nicht dazu, seine Mitmenschen vor den Kopf zu stoßen. Er nahm sich vor, sollte er sie zufällig noch einmal treffen, besonders nett zu ihr zu sein. Diese Gelegenheit ergab sich früher, als er ahnte.



Als Konrad Hartwig am späten Nachmittag die Deutsche Botschaft verließ, sah er auf der anderen Seite der Fahrbahn ein weißes Kostüm, einen roten Schopf und ein giftgrünes Tüchlein aufblitzen.

Kurz entschlossen überquerte er die Straße und hatte sie mit wenigen Schritten eingeholt. »Cobra!« rief er. »Fein, daß ich dich noch einmal treffe!«

Sie wandte sich ihm zu, und ihre hellen Augen lachten ihn an.

»Wartest du auf jemanden?« fragte er.

»O nein! Ich habe nichts Besonderes vor. Ich bummle nur so herum!«

Sie verschwieg ihm, daß sie sich absichtlich länger in der Nähe aufgehalten hatte, um ihm über den Weg zulaufen, und er war viel zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt, als daß er diesen kleinen Trick durchschaut hätte.

»Ich habe mein Auto hier«, sagte er, »darf ich dich irgendwohin bringen?«

»Gerne.« Sie hakte sich unbefangen bei ihm ein, und er führte sie zum Parkplatz.

»Ich bin zwar kein besonders guter Fahrer«, sagte er, als er die Tü-

ren seines Sportwagens aufschloß, »früher einmal habe ich mich dafür gehalten, aber hier in Rom ...« Er machte eine vielsagende Handbewegung. »Jedenfalls werde ich mich bemühen, dich sicher als Ziel zu bringen! Also – wohin?«

Sie war auf den Sitz neben dem Steuer geschlüpft. »Zur Spanischen Treppe«, sagte sie.

Er war von der anderen Seite her eingestiegen, ließ den Motor an, lavierte das niedrige, langgestreckte Auto auf die Fahrbahn. »Also dort warten deine Verehrer?« fragte er.

»O nein«, erwiderte sie und warf einen raschen, prüfenden Blick in den Spiegel auf der Sonnenblende, »ob du's glaubst oder nicht, ich habe ein neues Leben angefangen. Von Verehrern keine Spur mehr.«

»Wie schade«, sagte er, »für dich!«

»Keine Spur. Ich hatte fast vergessen, wie angenehm es ist, morgens ohne dicken Kopf und ohne schlechten Geschmack im Munde aufzuwachen. Außerdem – jetzt kann ich endlich viele Dinge tun, zu denen ich früher nie gekommen bin.«

»Was zum Beispiel?«

»Die Spanische Treppe hinauf und hinunter laufen. Das hatte ich mir immer schon gewünscht.«

Er lachte. »Ich muß schon sagen – du bist ein bescheidenes Mädchen.«

Sie betrachtete verstohlen sein männliches, gutgeschnittenes Profil, wandte den Kopf rasch ab, als sich seine Augen ihr zuwandten.

Aber er hatte ihren Blick bemerkt. »Etwas mit mir nicht in Ordnung?« fragte er.

»O nein. Im Gegenteil. Du siehst blendend aus. Vielleicht ein bißchen hohlwangig.«

»Viel Arbeit«, sagte er kurz.

»Das habe ich mir schon gedacht.«

»Wieso?«

»Ich mache mir Sorgen um dich, weil du dich überhaupt nicht mehr sehen läßt. Aber ich habe gleich gesagt, daß du sicher zuviel zu tun hättest.«

»Ich habe eben dasselbe Rezept wie du angewandt«, erklärte er, »mit dem gleichen Erfolg – ich finde es auch herrlich, morgens aufzuwachen und ausgeschlafen zu haben.«

So siehst du aber gar nicht aus, hätte sie beinahe gesagt, aber sie unterdrückte noch rechtzeitig diese Worte. Sie dachte, daß sie ihn sehr behutsam behandeln mußte, wenn sie ihn nicht gleich wieder aus den Augen verlieren wollte. So ließ sie das gefährliche Thema fallen, erzählte statt dessen, wie sie Verbindung zu dem berühmten Modeschöpfer Emilio Schuberth angebahnt hatte und wie froh sie über das Engagement war.

Er mußte sich jetzt ganz auf den Straßenverkehr konzentrieren, hörte nur mit halbem Ohr zu, aber ihr fröhliches Geplauder tat ihm gut.

Auf der Piazza di Spagna parkierte er sein Auto auf dem Platz vor »Babington's English Tea Rooms«, half Cobra beim Aussteigen. Plötzlich fiel es ihm schwer, ihr Lebewohl zu sagen. Es war ihm, als wenn die Einsamkeit wie ein graues Gespenst auf ihn lauerte.

»Wie wäre es?« fragte er. »Wollen wir noch eine Tasse Tee zusammen trinken?«

»Mit Vergnügen«, stimmte sie zu, »aber erst muß ich die Treppe hinauf! Du weißt ja, was man sich vorgenommen hat – aber wenn du so lange auf mich warten willst?«

»Was hältst du von mir? Ich komme mit!«

Es war einer jener herrlichen Frühlingstage, an denen ganz Rom in ein wundervolles, blaugoldenes Licht getaucht zu sein scheint. Auf der Piazza di Spagna wimmelte es von fröhlichen Menschen, Fremden und Einheimischen. Am Fuße der Spanischen Treppe hielten die Blumenhändlerinnen unter bunten Schirmen ihre blühende, duftende Pracht feil. An der Brüstung der Treppe lehnten junge Burschen, rauchten, genossen den Sonnenschein, der jetzt, da es auf den Abend zuging, milde und wohltuend war. Liebespaare hockten auf den Stufen, und eine Familie vom Lande verzehrte hier ein ganzes Picknick aus einem großen braunen Korb.

Cobra schritt so behende wie eine Gazelle die flachen Stufen hinauf, und Konrad konnte nicht anders, als ihre anmutigen Bewegungen zu

bewundern. Er fand es durchaus nicht erstaunlich, daß Emilio Schuberth sie als Mannequin beschäftigen wollte, nur ein Blinder konnte den Reiz ihres schlanken Körpers übersehen.

Auf halber Höhe drehte Cobra sich zu ihm um. »Gefällt's dir?« fragte sie.

»Du gefällst mir«, erwiderte er offen.

»Vorsicht!« warnte sie. »Ich bin für Schmeicheleien sehr empfänglich!«

Gemeinsam sahen sie auf den Spanischen Platz hinab, auf das bunte Leben und Treiben, bewunderten den Brunnen, der einer vom Wasser überfluteten Barke glich, den der Vater Berninis schuf.

Sie schritten weiter hinauf und waren beide doch ein wenig außer Atem geraten, als sie die Höhe und den Vorplatz zur Kirche Trinità dei Monti erreichten. Sie betrachteten den antiken Obelisken – den Besuch der Kirche schenkten sie sich, der herrliche Frühlingstag übte auf beide eine größere Anziehungskraft aus – und stiegen Hand in Hand, wie zwei Kinder, langsam die Treppe wieder hinunter.

Plötzlich blieb Cobra stehen. »Hilfst du mir?« fragte sie.

»Wie denn?«

»Hebe mich bitte auf die Brüstung – ich traue mich nicht zu klettern, mein Rock ist zu eng!«

Er tat ihr den Gefallen. Ihr Körper war warm und fest und federleicht, aber er empfand bei der Berührung nicht mehr, als wenn er ein Kind auf die Mauer gehoben hätte. Er schwang sich neben sie, zog ein Zigarettenpäckchen aus der Jackentasche, bot es ihr an.

Sie schüttelte den Kopf. »Danke. Nicht jetzt.«

»Ich hätte Lust, mir eine Pfeife anzustecken«, sagte er.

»Warum tust du es nicht?«

»Da hast du auch wieder recht!« Er holte Pfeife und Tabaksbeutel hervor, begann mit der umständlichen Zeremonie des Stopfens.

»Es ist merkwürdig«, sagte sie, »ein schöner Tag ist immer schön, nicht wahr? Auch wenn man Kummer hat.«

»Hast du Kummer?« fragte er.

»Ja«, sagte sie offen, »du nicht?«

»Doch«, gab er zu, ohne sie anzusehen.

»Erst habe ich gedacht«, sagte sie, »verflixt und zugenäht, warum muß gerade dich so etwas treffen? Aber inzwischen bin ich darauf gekommen – ein großer Kummer ist immer noch besser als ein leeres Herz.«

»Wovon redest du eigentlich?« fragte er irritiert.

Sie sah ihn aus ihren schräggeschnittenen Augen an, deren Iris in dieser Beleuchtung eher grün als blau zu schimmern schien.

»Weißt du das wirklich nicht?«

»Keine Ahnung.«

»Ich meine einfach – ein großes Gefühl ist etwas Wunderbares. Auch wenn es schmerzt, es macht reich. Menschen, die keine echte Liebe empfinden können, sind arm dran. Nur – die meisten merken es nicht.«

Er begriff sehr gut, was sie ihm sagen wollte, und obwohl ihn das Thema peinlich berührte, war er ihr doch dankbar für ihr Verständnis.

»Du bist ein feiner Kerl, Cobra«, sagte er.

»Ja, ich weiß!« Sie sah auf ihre kleinen Füße in den hochhackigen Pumps, die gegen die Brüstung baumelten, »ein netter Käfer!«

Aber dann, ganz unvermittelt, hob sie den Kopf und lachte. »Ist's nicht idiotisch, hier im goldenen Sonnenschein auf der schönsten Treppe der Welt zu sitzen und solche Gespräche zu führen? Ich weiß, ich weiß, du brauchst es mir nicht erst unter die Nase zu reiben – ich habe davon angefangen. Ich habe nun mal so ein verwünschtes Talent, im falschen Augenblick das Richtige zu sagen!« Sie rutschte von der Brüstung, reichte ihm die Hand. »Komm! Jetzt habe ich Lust auf Tee!«

Er steckte die gestopfte Pfeife wieder in den Tabaksbeutel zurück, ergriff ihre Hand und schwang sich herab. Hand in Hand liefen sie die Treppe hinunter. Sie blieben zusammen, bis die Nacht über die Ewige Stadt hereinbrach.

Aber Cobra verzichtete auf jeden weiteren Versuch, ihm näherzukommen, und gab sich damit zufrieden, bei ihm zu sein.

Als er sie gegen zehn Uhr nach Hause brachte, versprach er, sich

bald wieder zu melden – aber er hatte sie schon vergessen, als er ihr kaum den Rücken gewandt hatte. Er war verrückt. Kaum war er allein – schon sah er wieder *sie* vor sich, und wieder brach die verzehrende Sehnsucht nach *ihr*, nach Claudia Orlini, in ihm auf.



Die riesige Tafel, an der man im Palazzo Orlini zu speisen pflegte, war für eine große Familie, für glänzende Gesellschaften berechnet, und in jenen Tagen, als die alte Contessa Orlini noch hier herrschte, war sie manchmal fast zu klein erschienen. Die alte Dame hatte öfters darüber gestöhnt, daß sie ohne Umstände immer nur einen kleinen Kreis ihrer Freunde zum Dinner einladen konnte.

Das war inzwischen sehr anders geworden. Conte Ottavio Orlini fand es mühsam und durchaus nicht lohnend, den Gastgeber zu spielen, die gute Gesellschaft Roms schien ihm hoffnungslos langweilig, Gespräche mit Politikern oder Künstlern ermüdeten ihn rasch, wenn er ihnen überhaupt zu folgen vermochte. Claudia hatte sich auf das Betreiben ihrer Mutter hin zu Beginn ihrer Ehe bemüht, sich eine gesellschaftliche Position zu schaffen. Aber sie hatte es bald wieder aufgegeben. Die Sprunghaftigkeit des Conte, seine unberechenbaren Launen, seine moralische Haltlosigkeit hatten sie mehr als einmal in Situationen gebracht, denen sie in ihrer Jugend und Unerfahrenheit nicht gewachsen war. Das Fiasko ihrer Ehe hatte sie entmutigt, sie schämte sich für ihren Gatten, und sie hatte bald nur noch einen Wunsch, ihr eigenes Elend und die Trostlosigkeit ihrer Ehe vor fremden Augen zu verbergen.

So pflegten jetzt nur drei Menschen an dem übergroßen, langgestreckten Tisch zwischen den hohen, mit kostbaren Gobelins bedeckten Wänden zu essen: der Conte Orlini, seine Gattin und seine Schwester, und meistens verliefen solche Mahlzeiten in lastendem Schweigen.

Aber seit dem Gespräch mit seiner Mutter war der Conte bemüht, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Er machte Konversation, erzähl-

te seltsame Anekdoten, zu denen sich Claudia nur ein gezwungenes Lächeln abringen konnte. Auf sie wirkte die Lebhaftigkeit ihres Mannes gekünstelt, seinen Humor fand sie grausam und fragwürdig, und seine plumpen Schmeicheleien stießen sie ab.

»Ich habe gehört, daß dieser Deutsche – na, wie heißt er doch gleich – in unserer Oper dirigieren wird«, sagte er eines Tages.

»Karajan«, erklärte Helena Orlini.

Der Conte tupfte sich mit der Serviette den Mund ab. »Wie bitte?« fragte er verständnislos.

»Der Dirigent, den du meinst, heißt Herbert von Karajan«, erläuterte seine Schwester.

»Ach so! Ja, natürlich.« Conte Orlini wandte sich an Claudia. »Möchtest du hingehen?«

Helena nahm ihr die Antwort ab. »Wir hatten vor, hinzugehen«, sagte sie.

»Dann erlaube mir, daß ich dich diesmal vertrete«, sagte der Conte, »ich finde, es ist an der Zeit, daß ich mich wieder einmal an der Seite meiner schönen Frau zeige!« Er nahm Claudias Hand und küßte sie. »Ganz wie du willst«, sagte Helena ruhig.

»Also, abgemacht!« Der Conte schob seinen Sessel zurück, noch ehe einer der Diener ihm helfen konnte. »Trinken wir den Kaffee in der Bibliothek ...« Er reichte seiner Frau den Arm.

Claudia mußte seinem Wunsche wohl oder übel folgen. Die Diener, die das Essen serviert hatten, standen zwar mit unbewegten Mienen, aber sie waren sich nur zu bewußt, daß sie alles, was in den oberen Räumen geschah, mit größtem Interesse verfolgten und jedes Wort, das hier fiel, unten in der Küche bis ins kleinste durchsprachen. So wagte sie es nur, über die Schulter zurück einen flehenden Blick zu ihrer Schwägerin zu werfen, aber Helena schüttelte nur stumm den Kopf.

Die Bibliothek des Conte war ein imposanter Raum, an dessen Wänden mächtige geschnitzte Schränke voller Bücher standen, in denen allerdings schon seit erdenklicher Zeit kein Mensch mehr gelesen hatte – es handelte sich fast ausschließlich um Erstausgaben, schwere Folianten aus den Anfangszeiten der Buchdruckerkunst und alten Ma-

nuskripten, die heute nur noch von Gelehrten entziffert werden konnten. Diese Bücher bestimmten die Atmosphäre des düsteren Raumes, sie verbreiteten einen seltsam trockenen Geruch von Staub, Pergament und Papier.

Claudia war froh, als sie sich endlich, ohne abwesend zu erscheinen, von ihrem Mann lösen und sich in einem der hochlehnigen Sessel niederlassen konnte. »Du hast Helena gekränkt, Ottavio«, sagte sie, »warum möchtest du nicht, daß sie mit uns in die Oper kommt?« Ihre Stimme klang ganz ruhig, obwohl sie innerlich von jenem nervösen Zittern ergriffen war, das sie stets in Gegenwart ihres Mannes packte und das sie einfach nicht überwinden konnte.

»Weil ich mit dir allein sein möchte, meine Liebe«, erwiderte er lächelnd und zündete sich einen langen brasilianischen Cigarillo an.

»Aber – dazu haben wir oft genug Gelegenheit.«

»Haben wir das wirklich?«

»Leben wir nicht zusammen?«

»Das stimmt nicht ganz. Wir wohnen im gleichen Haus. Das ist auch alles.«

»Wir sind verheiratet, Ottavio.«

In seinem Lächeln erschien jener Zug von Grausamkeit, der von allem Anfang an abstoßend auf sie gewirkt hatte. »Gut, daß du mich daran erinnerst«, sagte er.

»Die Mädchen, mit denen du herumziehst, geben sich wohl alle Mühe, es dich vergessen zu machen«, gab sie zurück.

»Bist du eifersüchtig? Wie schmeichelhaft für mich!«

»Du weißt sehr gut, daß das keineswegs der Fall ist ...« Sie stockte, preßte die Hände zusammen.

»Sprich dich ruhig aus!« drängte er. »Weil du mich nicht liebst ... Das wolltest du doch sagen!«

»Ich habe dir niemals etwas vorgemacht.«

»Nein, wirklich nicht, Edelste. Du hast dir nie die Mühe gemacht, deinen Abscheu vor mir zu verbergen.«

»Und du hast niemals auch nur versucht, dich etwas weniger abscheulich zu benehmen!«

Er klatschte in die Hände. »Bravo! Bravo! Du bist entzückend, wenn du in Zorn gerätst! Das steht dir weit besser als diese ewige Leidensmiene! Fast könntest du mich wieder reizen.«

Sie erhob sich. »Ich glaube, ich ziehe es doch vor, den Kaffee in meinem Zimmer zu trinken.«

Er vertrat ihr den Weg. »Es liegt dir also nichts daran, mir zu gefallen?«

»Nein!« sagte sie so ruhig wie möglich.

»Dann würde es mich wirklich interessieren, warum du mich überhaupt geheiratet hast!«

»Hast du das schon vergessen?«

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Ach ja, wahrhaftig, wie dumm ich doch manchmal bin! Die Erklärung liegt ja auf der Hand. Warum sollte ausgerechnet die schöne Tochter ehrbarer, aber verschuldeter Eltern die Werbung eines abstoßenden, aber steinreichen Mannes ausschlagen? Warum wohl?«

»Du weißt genau, daß ich dich nicht deines Geldes wegen genommen habe«, sagte sie mit erzwungener Beherrschung.

»Ah, nicht? Das Geld war wohl nur eine willkommene Zugabe? Die bedeutende Summe, die deine Eltern von meiner Mutter bekommen haben, ist in deinen Augen wohl nur eine Lappalie?«

»Vielleicht«, sagte sie bitter, »hast du mich wirklich gekauft. Vielleicht verdiene ich deshalb nichts Besseres, als wie eine Sklavin behandelt zu werden ...«

»Na, endlich siehst du es ein!« rief er. »Vergiß es nicht gleich wieder! Denk immer daran, wenn es dir in den Sinn kommen sollte, gegen mich aufzumucken.«

»Danke«, sagte sie mühsam beherrscht, »ich werde deinen Rat beherzigen. Aber darf ich dir jetzt auch eine Frage stellen ...?«

»Ich warte darauf!«

»Wieso hattest du es nötig, eine Frau zu kaufen?«

Sein Gesicht rötete sich, sein schwaches Kinn begann zu zittern. Er trat auf sie zu, packte sie mit schmerzhaftem Griff bei den Schultern, ließ sie aber unvermittelt wieder los. »Verdammt«, sagte er, »wenn du mir doch nur nicht so gleichgültig wärest!«

– Claudia stand starr. Nur für einen Moment. Dann stürzte sie aus dem Zimmer.

Draußen in der Halle rannte sie fast ihrer Schwägerin in die Arme.

»Ihr habt wieder gestritten?« fragte Helena Orlini.

»Ja ...«

»Du mußt lernen, dich zu beherrschen.«

»Ich weiß.«

»Er ist dein Mann.«

Claudia sah ihre Schwägerin an. »Auch das weiß ich«, sagte sie, »bei Gott, wenn ich das doch nur vergessen könnte!«



Konrad Hartwig versuchte, das Versprechen zu erfüllen, das Claudia von ihm gefordert hatte – sie nicht mehr zu verfolgen, nicht mehr die Begegnung mit ihr zu suchen, ihr aus dem Wege zu gehen.

Er mied die Nähe des Palazzo Orlini, besuchte keine Veranstaltungen der römischen Gesellschaft, wenn es nicht die Pflicht seines Berufes von ihm forderte. Aber immer wieder zog es ihn zum Petersdom, um die Erinnerung an seine erste Begegnung mit Claudia Orlini noch einmal zu durchleben, diese unvergeßliche Erinnerung an ihr reines, leidgeprüftes Gesicht.

Doch ohne daß er es sich selber zugab, flackerte, sobald er in den hohen, kühlen Dom trat, jedesmal auch wieder die Hoffnung in ihm auf, ihr hier, gerade hier noch einmal zu begegnen, aus einem Zufall heraus, für den er nicht verantwortlich war und dessentwegen sie ihm keinen Vorwurf hätte machen können.

Als es dann tatsächlich geschah, kam es doch so unvermittelt, daß er überwältigt stehenblieb, unfähig, auch nur eine Bewegung zu machen.

Es war in den frühen Morgenstunden. Noch bevor er seinen Dienst in der Botschaft antrat, hatte es ihn zum Petersdom getrieben, und er hatte seinen ruhelosen Rundgang aufgenommen.

Gerade, als er vom Hauptaltar her in den linken Seitenflügel trat,

sah er sie. Sie stand vor einem der Beichtstühle, ein Gebetbuch in der Hand, völlig in ihre Andacht versunken.

Er wagte es nicht, sie zu stören, er sah sie nur an, und sein Herz klopfte so laut, daß es ihm schien, als wäre der ganze riesige Dom davon erfüllt.

Er stand und starrte sie an, bis sie im Beichtstuhl verschwand. Dann erst konnte er wieder atmen, wagte er, sich zu bewegen.

In diesem Augenblick erhob sich eine Frau von einer der Bänke im Seitenschiff, kam auf ihn zu. Es war Helena Orlini.

»Es ist gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Attaché«, sagte sie, noch ehe er sich von seiner Überraschung erholt hatte. »Ich habe Ihnen etwas zu übergeben ...«

»Ja ...?« fragte Konrad erwartungsvoll. Er war überzeugt, daß es sich nur um eine Botschaft von Claudia handeln konnte, und ein jähes Glücksgefühl verschlug ihm fast den Atem.

Er streckte seine Hand aus, aber Helena Orlini schüttelte den Kopf. »Nicht hier«, sagte sie. »Folgen Sie mir unauffällig.«

Sie wandte sich rasch ab, und er ließ sie einige Schritte vorausgehen, ehe er ihr folgte. Er ahnte nicht, wohin sie ihn führen wollte, und er hatte Mühe, sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Pilger und Schaulustige aus aller Welt erfüllten den riesigen Dom mit lebhaftem Hin und Her. Das Gemurmeln der vielen Andächtigen und Neugierigen und die gedämpften Erklärungen der Fremdenführer vereinigten sich zu einer seltsamen Lautkulisse – oder war es sein eigenes Blut, das so stark in seinen Ohren rauschte, daß ihm beinahe schwindlig wurde? Helena Orlini hatte sich nach rechts gewandt, eilte um den Hauptaltar herum und verschwand in den Sakristeien. Hier wurde es ruhiger, nur noch geistliche Herren und Ministranten eilten hinein und hinaus. Konrad fühlte sich seltsam unbehaglich. Zum ersten Mal stellte er sich die Frage, was Helena Orlini wohl mit ihm vorhaben mochte. Dann, überraschend, stand er in einer kleinen Espresso-Bar, sah Helena Orlini nur wenige Schritte von sich entfernt. Sie blickte sich suchend nach einem freien Tisch um. Aber der kleine Raum war vollständig von einer ländlichen Hochzeitsgesellschaft eingenommen – dem jungen Brautpaar, den Eltern, den Trauzeu-

gen. Sie sprachen aufgeregt miteinander, die junge Braut – ganz in Weiß – war sichtlich nervös, der Bräutigam fuhr sich immer wieder mit einem Taschentuch über das rote, verschwitzte Gesicht. Eine ältere Frau – wahrscheinlich die Mutter der Braut – kämpfte mit den Tränen.

Es war unmöglich, hier miteinander zu reden. Helena Orlini zuckte die schmalen Schultern, wollte sich gerade wieder zur Tür wenden, als ein Pfarrer eintrat.

Er winkte der Hochzeitsgesellschaft lächelnd zu. »Kommen Sie, bitte, es ist soweit!«

Erleichtert brachen die Wartenden auf. Der Inhaber der Bar kam hinter seiner Theke hervor, räumte ab, wischte mit einer Serviette über Tische und Stühle.

»Setzen wir uns«, sagte Helena Orlini, und zu dem Mann an der Bar gewandt, fügte sie hinzu: »Bringen Sie mir einen Espresso, bitte!«

»Mir auch«, bat Konrad. Sein Blick glitt, ohne wirklich etwas wahrzunehmen, über die mit alkoholischen Getränken aus aller Welt wohlgefüllten Regale der Bar. »Hier können die Bewohner der Vatikanstadt zollfrei einkaufen«, sagte Helena Orlini erklärend.

Aber Konrad hörte nur mit halbem Ohr hin. »Sie haben mir eine Botschaft zu übermitteln, Contessa?« fragte er.

»Ihnen etwas zu übergeben«, verbesserte sie. Sie zog einen weißen Umschlag aus ihrer Handtasche, ließ ihn aber wieder zurückgleiten, weil in diesem Augenblick der Barbesitzer die Tassen mit dem schwarzen, dampfenden Espresso vor sie auf den Tisch stellte.

Erst als dieser gegangen war, übergab sie Konrad den verschlossenen Umschlag.

Die Enttäuschung traf ihn wie ein Schlag mitten ins Herz. Er erkannte seine eigene Handschrift. »Aber diesen Brief«, stammelte er, »habe ich doch selber geschrieben!«

»Eben deshalb gebe ich ihn Ihnen zurück«, entgegnete sie kühl.

»Sie haben kein Recht ...«

»Doch. Ich habe das Recht und die Pflicht, die Frau meines Bruders vor Ihren Nachstellungen zu schützen.«

»Donna Claudia hat ihn also gar nicht gelesen?«

»Nein.« Sie sah, wie es in seinem Gesicht zuckte, fügte sanfter hinzu:
»Glauben Sie mir, es ist besser so.«

»Ich sehe nicht ein ...«

»Haben Sie gar nicht daran gedacht, was passiert wäre, wenn mein Bruder dieses Schreiben abgefangen hätte?«

»Nicht der Conte, Sie haben ihn an sich genommen!«

»Stimmt. Aber es hätte auch anders kommen können.«

Helena Orlini rührte in ihrem Täßchen. »Signor Hartwig«, sagte sie mit einiger Überwindung, »ich weiß, Sie haben meine Schwägerin sehr gerne ...«

Sie machte eine Pause, schien auf eine Erklärung zu warten.

Aber Konrad schwieg. Es wäre ihm wie eine Entweihung vorgekommen, seine Gefühle vor dieser Frau, deren Rolle in Claudias Leben er immer noch nicht ganz durchschaute, zu enthüllen.

»Gerade weil dem so ist«, fuhr Helena Orlini fort, »müssen Sie sie in Ruhe lassen. Sie werden ihr nur Unglück bringen ...«

»Unglücklicher als jetzt kann sie wohl kaum noch werden!«

»In gewisser Beziehung haben Sie recht«, sagte Helena Orlini ruhig. »Claudia ist nicht glücklich. Mein Bruder ist ein sehr ...«, sie schien nach dem richtigen Wort zu suchen, »... schwieriger Mensch. Es ist nicht leicht, mit ihm zusammenzuleben. Aber Sie wissen, daß die Ehe jedenfalls bei uns in Italien – ein unauflösliches Band ist.«

»Aber das darf doch kein Grund sein, jeden Menschen, der es gut mit ihr meint, von ihr fernzuhalten!«

»Wenn Sie es gut mit mir meinten, Signor Hartwig, würden Sie sich zurückziehen.«

»Das habe ich ja getan! Ich habe in diesem Brief nur geschrieben, daß ich ...« Er stockte.

»Daß Sie auf sie warten«, ergänzte Helena Orlini. Er fuhr hoch. »Sie haben ihn geöffnet?«

Jetzt, zum ersten Mal, lächelte Helena Orlini, ein dünnes, schmallippiges Lächeln. »Nein«, sagte sie, »aber man braucht keine hellseherischen Fähigkeiten, um den Inhalt zu erraten. Verstehen Sie mich richtig, Signor Hartwig, ich mache Ihnen keinen Vorwurf.

Wir alle begehen Fehler. Auch ich. Ich hätte niemals zulassen dürfen, daß Claudia sich heimlich mit Ihnen traf.«

»Es ist nichts geschehen, was ...«

»Ich weiß. Claudia ist nicht fähig, etwas wirklich Unrechtes zu tun. Sie würde ihren Mann niemals und unter keinen Umständen betrügen. Gerade deshalb dürfen Sie sie nicht in Konflikte stürzen. Ihr Leben ist auch ohnedies schwer genug.«

»Was soll ich also tun? Was verlangen Sie von mir?«

»Daß Sie jeden Gedanken an meine Schwägerin, jedes Gefühl für sie aus Ihrem Herzen reißen. Ich weiß, das ist schwer. Aber wenn Sie sie lieben, werden Sie es fertigbringen.«

»Das ist ja paradox! Weil ich sie liebe, soll ich mich zwingen, sie zu vergessen?«

»Genau das. Es gibt Frauen, die sich über eine unglückliche Ehe mit einem Hausfreund trösten können. Claudia gehört nicht dazu, ganz abgesehen davon, daß mein Bruder nicht der Mann ist, auch nur die leiseste Untreue ungestraft durchgehen zu lassen. Aber, wollen wir einmal ganz offen sein, auch der mißtrauischste Mann kann hintergangen werden. Dazu lassen sich immer Mittel und Wege finden. Es liegt an Claudia selber. Sie hat ein sehr empfindliches Gewissen. Sie könnte niemals über ihren eigenen Schatten springen.«

»Sie ist eine wunderbare Frau!«

»Ja, das ist sie. Und gerade deshalb dürfen Sie ihren Seelenfrieden nicht stören.«

»Ihren Seelenfrieden! Besitzt sie ihn denn?«

»Sie wird ihn zurückgewonnen haben, wenn sie den Beichtstuhl verläßt.« Helena Orlini warf einen raschen Blick auf ihre zierliche, brillantenbesetzte Armbanduhr. »Machen wir es kurz, Signor Hartwig. Claudia wird sich mit meinem Bruder versöhnen ...«

»Niemals!« rief er impulsiv.

»O doch. Sie wird ihm alles verzeihen, was er ihr angetan hat. Ihr bedeutet Pflichterfüllung mehr als alles andere. Und sie wird ihre Pflicht tun.«

»Ihre Pflicht?«

»Ja. Sie wird ihm Kinder schenken, Söhne, denn darin besteht ihre wichtigste Aufgabe als Ehefrau ...«

»Diesem degenerierten Mann? Das ist ja absurd.«

»Mein Bruder mag degeneriert sein«, sagte Helena Orlini gelassen, »darin haben Sie vollkommen recht. Aber Claudia ist es nicht, und gerade deshalb hat man sie für meinen Bruder ausgesucht ...«

»Wer ... man?«

Helena Orlini beantwortete diese Frage nicht. »Sie wird als Mutter das Glück der Befriedigung finden, die ihr als Ehefrau versagt geblieben ist. Sie, Signor Hartwig, haben ihr nichts, aber auch gar nichts zu bieten.« – »Meinen Schutz!«

»Als Mitglied der Familie Orlini ist sie vor jeder Gefahr und jeder Not geschützt. – Also versprechen Sie mir ...«

»Ich habe Donna Claudia schon mein Wort gegeben!«

»Dann halten Sie es!« Helena Orlini erhob sich. »Sollten Sie noch einen einzigen Versuch machen, sich meiner Schwägerin zu nähern, müßte ich meinem Bruder Mitteilung davon machen, und wenn Sie auch nur ein wenig Phantasie haben, werden Sie sich vorstellen können, was das für Sie bedeuten würde!« Auch Konrad stand auf. »Soll das eine Drohung sein?«

»Sie haben mich sehr gut verstanden!«

»Würden Sie wenigstens Donna Claudia ausrichten ...«

»Nein«, sagte Helena Orlini hart, »leben Sie wohl, Signor Hartwig!« Sie wandte sich zur Tür und verschwand, ohne sich noch einmal umzudrehen.



Am gleichen Abend gaben Gina Lollobrigida und ihr Gatte, Dr. Mirko Skofic, Arzt und Verleger, eine Party in ihrer luxuriösen Villa an der Via Appia antica. Das Fest hatte rein privaten Charakter, die Presse war nicht eingeladen. Dennoch hatten die findigen Journalisten Roms schon lange vorher Wind von der Sache bekommen, und als die Auffahrt der Gäste begann, wimmelte die sonst so stille antike Straße von Zeitungsleuten.

Tino Reggi traf erst zwei Stunden nach Mitternacht auf dem Schauplatz ein, der immer noch einem kleinen Heerlager glich. Der größte Teil der Fotoreporter hatte seine Bilder schon geschossen und war abgezogen, aber etwa zwanzig Unentwegte harrten noch aus. Sie hatten es sich auf den mächtigen Steinquadern und im Gras seitlich der Via Appia bequem gemacht, spielten im Licht ihrer Autoscheinwerfer Karten, tranken und plauderten miteinander, rauchten unzählige Zigaretten.

Tino kam nicht allein. Er hatte Uwe Holsten mitgebracht, der sich von diesem nächtlichen Ausflug eine große Sensation versprach.

Als die beiden Männer aus Reggis Topolino stiegen, wurden sie mit Hallo begrüßt. Ein breitschultriger Mann mit einem tiefschwarzen Vollbart, der seinem runden Gesicht eine gewisse Würde verlieh, schwang sich von einer halb zerfallenen antiken Grabstätte und kam auf sie zu, schüttelte beiden nacheinander die Hand. Es war Silvio Franco, ein Fotograf, der die Aufnahmen zu Tino Reggis Berichten zu machen pflegte. »Du kommst wieder mal reichlich spät, Tino«, sagte er, »der Auftrieb ist längst vorüber!«

»Weiß ich, weiß ich«, winkte Tino ab, »aber der Hauptrummel beginnt ja doch erst, wenn sie aufbrechen. Mir sind die feinen Herrschaften in leicht aufgelöstem Zustand interessanter, als wenn sie auf Schau machen! Hast du schon was geschossen?«

Silvio Franco klopfte auf seine Fototasche. »Zwei volle Filme, fabelhaftes Material!«

»Um so besser. Ich denke, ich werde meinen Bericht mal unter einem neuen Motto aufziehen: Mit wem sie kamen und mit wem sie gingen! – Verstehst du? Du siehst zu, daß du sie beim Abgang noch einmal möglichst alle vor die Linse kriegst, dann lassen sich interessante Vergleiche anstellen!«

Silvio grinste. »Mir scheint, du hältst nicht viel von der Treue unserer Schauspieler!«

»Von der Treue überhaupt«, gab Tino unumwunden zu.

Er griff ins Seitenfach seines kleinen Autos, holte eine Flasche Cognac heraus. »Kommt, Freunde ... machen wir es uns bequem!«

Mit sicherem Blick wählte er einen Standort dem großen Parktor der Villa Gina Lollobrigidas direkt gegenüber. Uwe breitete eine Decke aus, und sie lagerten sich im Gras.

»Es kann noch eine Weile dauern, Uwe«, sagte Tino, »nur Geduld! Wenn wir Glück haben, wird sich's lohnen!«

»Für mich lohnt es sich jetzt schon«, sagte Uwe. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen einen halb versunkenen Stein, verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Für mich ist das alles außerordentlich eindrucksvoll – diese mehr als zweitausend Jahre alte Straße, die verfallenen Gräber, die mächtigen Pinien, die so dunkel gegen den flimmernen Sternenhimmel stehen ...«

»Ist dein Freund immer so romantisch?« fragte Silvio.

»Nur wenn's ihn erwischt«, erklärte Tino spöttisch.

Uwe ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Nein, wirklich!« sagte er, »merkt ihr denn nicht, wie phantastisch das alles ist? Oder seid ihr so abgebrüht?«

»Mehr als das«, behauptete Tino und ließ die Cognacflasche kreisen, »uns kann so leicht nichts mehr aus der Fassung bringen! Was, Silvio?«

»Du sagst es«, bestätigte der Fotograf.

»Seid mal einen Moment still!« bat Uwe.

»Ja, was ist?«

»Nur einen Augenblick!«

Die Männer schwiegen, und jetzt hörten sie alle ganz deutlich das Zirpen der Zikaden.

»Toll«, sagte Uwe, »wenn man bedenkt, daß die schon gezirpt haben, als Cäsar an der Spitze seiner Soldaten von einem gewonnenen Feldzug nach Rom zurückmarschierte ...«

»Das waren aber bestimmt nicht dieselben«, sagte Tino, und alle stimmten in sein Gelächter mit ein.

Aus der Villa der Lollobrigida tönte gedämpfte Musik herüber. Tino warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Jetzt müssen bald die ersten kommen«, sagte er.

»Ist das nicht eigentlich unfair, daß wir ihnen hier auflauern?« frag-

te Uwe. »Ich meine, sollte man den Stars nicht doch auch ein gewisses Recht auf ihr Privatleben einräumen?«

»Hast du eine Ahnung!« sagte Tino.

»Die würden vor Schreck umsinken, wenn hier draußen niemand auf sie warten würde«, fügte Silvio hinzu, »die würden glauben, wir hätten sie vergessen; etwas Schlimmeres gibt es für die gar nicht!«

Er erhob sich, begann auf und ab zu gehen, schlug die Hände gegen die Oberarme. Es war ein heißer Tag gewesen, und auch die Nacht war immer noch warm. Aber er war schon seit Stunden im Freien und begann nun doch zu frieren.

Gerade, als er das dritte Mal hin und her gegangen war und Uwe sich eben eine Zigarette angezündet hatte, näherten sich Schritte, Stimmen und Gelächter. Das große Parktor wurde geöffnet, und die Gruppe der ersten Heimkehrer trat auf die Straße.

Im Nu verwandelte sich die stille Szenerie. Die Fotoreporter stürzten auf das Tor zu, auch Tino war mit einem einzigen Satz auf den Steinen, Blitzlichter erhellten die Nacht.

Uwe hielt sich zurück, um die anderen nicht bei ihrer Arbeit zu stören. Er erkannte unter den Gästen lediglich die kleine rothaarige Rita Pavone in einem giftgrünen Samtanzug. Sie warf nach allen Seiten kesse Kußhändchen, bevor sie an der Seite eines großen blonden Mannes in einem schneeweißen Cadillac in der Dunkelheit verschwand.

Tino Reggi machte sich eifrig Notizen. »Weißt du, wer ihr Begleiter war?« fragte er und gab gleich darauf selber die Antwort: »Ein amerikanischer Agent. Das hat was zu bedeuten!«

Von da an ging es Schlag auf Schlag. Die Journalisten ließen die Motoren ihrer Autos laufen, stellten die Scheinwerfer ein, so daß das Gartentor in helles Licht getaucht wurde. Claudia Cardinale, sehr kapri zios, in weißen Seidenhosen, erschien lächelnd neben Franco Cristaldi, wie immer. »Der versucht jetzt auch, seine Ehe zu annullieren«, war Tinos Kommentar.

Ihr auf dem Fuß folgten Damen und Herren der römischen Gesellschaft – Tino kannte jeden einzelnen Namen und notierte eifrig – und wieder Filmschauspieler. Dann eine Gruppe italienischer Schriftstel-

ler, wahrscheinlich von dem Verleger Mirko Skofic eingeladen – und wieder Schauspieler.

Das Interesse der Journalisten erlahmte nicht, nur Tino war sichtlich enttäuscht. »Die sind mir alle viel zu nüchtern«, sagte er, »verflucht, diesen nächtlichen Ausflug hätte ich mir ersparen können!«

Aber er kritzelte weiter in sein Notizbuch.

»Der Conte Ottavio Orlini!« zischelte Uwe, der den gutaussehenden Mann mit der römischen Nase und dem schwachen Kinn sofort erkannt hatte.

»Na, wensschon«, sagte Tino, ohne den Kopf zu heben, »mit seiner Frau?«

»Nein! Seine Begleiterin kenne ich nicht!«

Wieder zerriß der grelle Schein der Blitzlichter die Nacht. Tino Reggi sah auf und erkannte die Begleiterin an der Seite des Conte – ein zierliches, dunkelhaariges Mädchen in einem einfachen Cocktailkleid, eine weiße, mit Straßperlen bestickte Stola um die Schultern. Er verfärbte sich. Mit verbissenem Gesicht und flackernden Augen löste er sich von Silvio und trat auf das Paar zu.

Das Mädchen an der Seite des Conte schrie auf, preßte die Hand vor den Mund – aus weit aufgerissenen Augen starrte sie den Journalisten an. »Tino!«

Er packte die Hand des Mädchens, riß sie an sich. »Pia!« sagte er scharf. »Du kommst sofort mit mir nach Hause!«

Das bestürzte Mädchen wagte nicht, sich zu wehren. »Was fällt Ihnen ein, Sie ...?!« brüllte der Conte. »Lassen Sie diese Dame sofort los!«

»Diese junge Dame ist meine Schwester!«

»Daß ich nicht lache! Loslassen, hab' ich gesagt!«

»Tino!« flehte das Mädchen. »Bitte, Tino ... Ottavio!«

»Du kommst jetzt mit!« verlangte Tino.

»Ja, aber mit mir!« rief der Conte. Brutal schlug er auf die Hand des Journalisten, der seine Schwester mit einem unterdrückten Schrei losließ.

»Was fällt Ihnen ein, Sie gemeiner Kerl?«

Weiter kam Tino nicht. Die Faust des Conte sauste durch die Luft, traf ihn genau an der Kinnspitze. Lautlos sackte er zusammen.

»Komm«, sagte der Conte herrisch und bot dem fassungslosen Mädchen seinen Arm. Er stieg über den Bewußtlosen hinweg, riß die Tür seines rassigen Wagens auf, stieß Pia hinein und setzte sich ans Steuer. Eisige Stille begleitete diesen Abgang.

Die Kollegen Tinos liefen zu ihm hin, trugen ihn auf den Platz unter der Pinie zurück, betteten ihn auf eine Decke. Uwe Holsten bemühte sich um den Bewußtlosen. Er holte Eau de Cologne aus dem Auto, rieb ihm die Schläfen ein, bettete den Kopf tief – er hatte keine Ahnung, was wirklich in einem solchen Fall zu tun war, aber er versuchte alles, was ihm einfiel, netzte Tinos Lippen vorsichtig mit Cognac.

Es dauerte gute fünf Minuten, bis der Journalist wieder zu sich kam. »Verdammt«, murmelte er. »Verdammt!« Er rieb sein schmerzendes Kinn.

Uwe Holsten stützte ihn im Rücken, richtete ihn vorsichtig auf, reichte ihm die Cognacflasche. »Da, nimm einen Schluck!«

Tino trank, schüttelte sich. »Was ist denn passiert?« fragte er.

»Weißt du das wirklich nicht mehr? Der Conte hat dich niedergeschlagen, als du deine Schwester mit nach Hause nehmen wolltest ...«

»Dieses Schwein!« knirschte Tino – alle Kaltschnäuzigkeit war wie eine Maske von ihm gefallen. »Das wird er mir büßen! Er wird es bereuen, sich mit mir eingelassen zu haben ...« Er schüttelte die Fäuste. »Den mache ich noch fertig!«



Am nächsten Tag brachten alle Zeitungen Roms eine Notiz über den nächtlichen Zwischenfall auf der Via Appia, die meisten sogar ein Foto.

Konrad Hartwig, der in seinem Arbeitsraum auf der Deutschen Botschaft die Tageszeitungen studierte, sprang die Schlagzeile auf dem zweiten Blatt des Tempo sofort ins Auge: »Römischer Graf schlägt Journalisten nieder.«

Er betrachtete das Foto. Von Tino war nur der Rücken und der Hinterkopf zu sehen, das schmale Gesicht des Mädchens, das die Hand

vor den Mund hielt und mit weit aufgerissenen Augen auf die beiden Männer starrte, sagte ihm nichts. Aber der Conte Orlini war deutlich zu erkennen, und der Anblick seines wutverzerrten Gesichtes bereitete Konrad eine nahezu körperliche Übelkeit. Am liebsten hätte er die Zeitung sofort aus der Hand gelegt, es kostete ihn Überwindung, den Bericht zu lesen. »Der Conte Orlini, letzter Sproß einer altadeligen römischen Familie, hielt es für richtig, sich gegen das berechnete Interesse eines Journalisten durch Handgreiflichkeiten zu wehren. Er schlug den überraschten Zeitungsmann k.o. und entzog sich und seine unbekannte Begleiterin den übrigen Reportern durch die Flucht in seinem Sportwagen. Es ist anzunehmen, daß dieser Zwischenfall ein gerichtliches Nachspiel für den ehrenwerten Conte haben wird.«

Kein Wort mehr. Die Kollegen Tinos waren übereingekommen, die Tatsache, daß es sich bei der Begleiterin des Conte um die Schwester des Journalisten gehandelt hatte, zu verschweigen. Sie alle besaßen ein starkes Familiengefühl und wußten, daß die Bekanntgabe dieser Beziehung für Tino und seine Schwester eine Schande bedeutet hätte, die auch durch eine gerichtliche Bestrafung des Conte nicht gesühnt werden konnte.

Konrad legte die Zeitung angeekelt beiseite, klingelte nach seiner Sekretärin. Fräulein Erlmaier, übereifrig wie immer, stürzte, Stenogrammblock, Bleistift und einen weißen Umschlag in der Hand, ins Zimmer.

»Herr Attaché«, sagte sie atemlos, »die Sekretärin des Herrn Botschafters hat gerade eben dieses Kuvert hier für Sie abgegeben! Es sind zwei Karten für die heutige Oper mit Karajan darin. Die Gattin des Herrn Botschafters fühlt sich nicht gut und deshalb ...«

Konrad nahm den Umschlag an sich.

»Verstehe schon«, sagte er, »ich werde hingehen. Aber deshalb brauchen Sie sich doch nicht so aufzuregen!«

»Es sind zwei Karten«, wiederholte Fräulein Erlmaier beziehungs-
voll.

Konrad war viel zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt, um zu begreifen, daß Fräulein Erlmaier sich nichts sehnlicher wünschte, als von ihm zum Mitkommen aufgefordert zu werden.

»Ich werde schon jemanden auftreiben, der mich begleitet«, sagte er.

»Ganz bestimmt! Die Vorstellung ist schon seit Wochen ausverkauft. Karajan dirigiert Mozart. ›Die Zauberflöte‹.«

Er entzog den Umschlag Fräulein Erlmaiers sehnsüchtigen Augen und steckte ihn in die Innentasche seines Jacketts. »Machen wir uns an die Post, sind Sie soweit?«

»Ja«, hauchte Fräulein Erlmaier, einmal mehr in ihrem Leben maßlos enttäuscht.

Erst als Konrad Hartwig sein Diktat beendet hatte und wieder allein war, überlegte er, wen er mit in die Oper nehmen wollte – und erst jetzt wurde ihm bewußt, daß seine Sekretärin ihn liebend gern begleitet hätte. Er war schon drauf und dran, sie zurückzurufen, als ihm eine andere Frau einfiel: die rothaarige kapriziöse Cobra. Er hatte sie seit jenem Nachmittag auf der Spanischen Treppe nicht mehr gesehen, und ohne recht zu wissen, warum, hatte er das Gefühl, ihr zu Dank verpflichtet zu sein. Er suchte ihre Telefonnummer heraus, gab sie an die Vermittlung durch, und wenige Sekunden später war die Verbindung da. »Konrad, du?« fragte Cobra, und aus ihrer hellen Stimme klang echte Freude.

»Wessen Anruf hattest du denn erwartet?« fragte er grob, obwohl er eigentlich beabsichtigt hatte, sehr nett zu ihr zu sein.

Cobra lachte unbekümmert. »Deinen ganz bestimmt nicht! Ich war eigentlich sicher, daß du nie mehr etwas von dir hören lassen würdest!«

»Da siehst du, wie der Mensch sich täuschen kann! Hast du Lust, heute abend mit mir in die Oper zu gehen?«

»Hat die Dame deines Herzens im letzten Moment abgesagt?«

»So ähnlich«, sagte er, »also, kommst du mit oder nicht?«

Es entstand eine sekundenlange Pause, dann erklärte Cobra: »Auch auf die Gefahr hin, daß du deine impulsive Einladung bereust, ich komme mit! Hol mich eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung von meiner Wohnung ab, ja?«

»Fein. Also dann, bis heute abend.«

Als Konrad auflegte, fühlte er sich noch unsicherer als zuvor. Fast

tat es ihm leid, nicht doch das bescheidene Fräulein Erlmaier eingeladen zu haben.

Mit Cobra ging es ihm merkwürdig. Er war nicht in sie verliebt, nein, das bestimmt nicht, und doch gelang es ihr immer wieder, ihn zu verwirren.



Cobra wohnte in einem jener neuerbauten Viertel am Rande der Stadt, deren hohe, übermoderne Mietshäuser auf Konrad immer wieder den Eindruck machten, als wenn sie gar nicht zu Rom gehören könnten. Sie wären, so fand er, in einer amerikanischen Großstadt besser am Platz gewesen. Aber er wußte, daß sich die Bevölkerung Roms nach dem letzten Krieg sehr stark vermehrt hatte, und für all diese Menschen, die meist aus dem Süden des Landes in die Hauptstadt strömten, mußten menschenwürdige Unterkünfte geschaffen werden, und Grund und Boden waren teuer. Sicher machten die Architekten das Beste aus den gegebenen Möglichkeiten, und er schalt sich selber altmodisch, daß ihn die Seelenlosigkeit dieser gleichförmigen Häuserblöcke störte.

Im Erdgeschoß des Hauses, in dem Cobra ein Appartement gemietet hatte, befand sich eine Espresso-Bar, und statt an ihrer Wohnung zu klingeln, trat er in die Bar, in der es von Chrom und Stahl nur so blitzte, und telefonierte nach oben.

»Ich bin in fünf Minuten fertig«, erklärte Cobra.

Dann dauerte es doch doppelt so lange, bis sie erschien, aber ihr Aussehen entschädigte Konrad reichlich für die lange Wartezeit.

Sie trug ein raffiniert geschnittenes, langes weißes Seidenkleid, das die Linien ihres schlanken, biegsamen Körpers wundervoll zur Geltung brachte, dazu einen glitzernden Modeschmuck, der allein durch die Art, wie sie ihn trug, wesentlich effektvoller wirkte, als die kostbarsten Steine es am Hals einer weniger schönen Frau vermocht hätten. Ihr leuchtendes Haar hatte sie hochgesteckt und mit einer weißen Rose geschmückt, ein Samtcape wirkungsvoll über ihren schönen Schultern drapiert.

Eine Sekunde blieb sie in königlicher Pose im Eingang stehen und genoß die bewundernden Blicke der anwesenden Männer, dann zerstörte sie mit einer mutwilligen kleinen Grimasse den atemberaubenden Eindruck ihrer eigenen kleinen Inszenierung, zeigte lächelnd ihre weißen Zähne.

»Hallo, Konrad«, sagte sie, »da bin ich! Haben wir noch Zeit für einen Espresso?«

»Nicht, nachdem du mich zehn Minuten hast warten lassen«, erwiderte er.

Sie machte einen anmutigen kleinen Knicks. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Herr Oberlehrer!«

Dann hängte sie sich unbefangen bei ihm ein. »Also, gehen wir!«

Es stellte sich heraus, daß Konrad vollkommen im Recht gewesen war, als er zur Eile mahnte. Sie trafen in letzter Minute im Opernhaus ein und konnten eben noch im Dunkeln auf ihre Plätze im Parkett huschen, als die Ouvertüre schon begann.

»Es tut mir wirklich leid, Konrad«, sagte Cobra reuevoll und drückte seine Hand.

»Macht nichts«, flüsterte er zurück und legte mahnend den Finger auf den Mund.

Und dann gab es nichts mehr als Musik, Mozarts wundervolle, noch im Tragischen heiter überhöhte Klänge, die, von einem bedeutenden Orchester unter der Stabführung eines Meisters dargebracht, Konrad und Cobra den Alltag und seine Probleme vergessen ließen und sie in nahezu himmlische Sphären entführten. Der Vorhang ging auf, die Bühne lag in strahlendem Glanz, und das unvergängliche Märchen begann – Papageno und die Königin der Nacht trieben ihr Spiel, der Prinz trat auf und verliebte sich in das Bild einer unbekannten Frau.

»Dies Bildnis ist bezaubernd schön ...«

Die prächtig geschulten italienischen Stimmen verliehen dem Werk einen ganz neuen Zauber, und Konrad war es, als wenn es die Geschichte seiner eigenen Liebe wäre, die sich dort oben auf der Bühne abspielte.

Er schloß die Augen und sah Claudia vor sich, wie er sie damals zum

ersten Mal im Petersdom gesehen hatte – ihr reines, edles Profil, die Tränen in ihren schönen Augen. Schmerzhaft und zugleich berauschend loderte die Liebe in seinem Herzen auf zu dieser Frau, die ihm immer noch so fern war wie die Tochter der Königin der Nacht dem für sie entbrannten Prinzen.

Als der erste Akt zu Ende war und der Vorhang fiel, dauerte es Sekunden, bis das Publikum sich aus seinem Bann gelöst hatte. Dann brach begeisterter Applaus los. Auch Cobra klatschte mit, aber entgegen ihrer sonstigen Art war sie seltsam still, verzichtete auf jeden Kommentar. Konrad warf ihr einen raschen, prüfenden Blick zu – ahnte sie, was in ihm vorgegangen war?

Er zwang sich zur Munterkeit. »Komm«, sagte er, »gehen wir ins Restaurant. Jetzt sollst du deinen Espresso haben!«

Sie ließen sich von der eleganten Menschenmenge durch die Gänge die Treppe hinaufschieben. Im Restaurant des Opernhauses herrschte schon ein ziemliches Gedränge, und Konrad bat seine Begleiterin, zu warten.

»Ach was«, sagte sie, »ich boxe mich schon mit dir durch!«

Als sie das Buffet fast erreicht hatten, drehte sich ein eleganter Mann im Smoking, eine Flasche Sekt unter dem Arm, zwei Gläser in der Hand, gerade um – sie standen dem Conte Orlini gegenüber.

Konrads eben noch gelöstes Gesicht erstarrte zu einer Maske. Er spürte den Druck von Cobras kleiner Hand auf seinem Arm, zwang sich zu einem Gruß. Der Conte nickte hochmütig – es war fraglich, ob er die beiden überhaupt erkannt hatte – und schob sich an ihnen vorbei, zum Ausgang.

»Ich glaube, jetzt möchte ich doch lieber einen Cognac«, sagte Cobra mit rauher Stimme. »Der Anblick dieses Menschen schlägt mir auf den Magen!«

Als Konrad Hartwig die Getränke erobert hatte, zogen sie sich in eine Ecke des großen Raumes zurück. »Na denn, prost, Konrad«, sagte Cobra, »nimm's nicht so tragisch!« Aber der mitfühlende Ausdruck ihrer hellen Augen stand im Gegensatz zu ihrem burschikosen Ton.

»Es ist ja nichts geschehen«, sagte er gezwungen.

»Na eben.« Cobra leerte ihr Glas. »Wir sind noch ohne Ohrfeigen davongekommen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Hast du nicht gelesen, daß er gestern nacht Tino Reggi niedergeschlagen hat?«

»War das Tino?«

»Ja. Ich an seiner Stelle würde den Schuft jetzt wirklich verklagen. Einen Denkkzettel hätte er bestimmt verdient.«

»Sinnlos«, sagte Konrad, »was käme schon dabei heraus? Eine Geldstrafe. Du glaubst doch nicht, daß ihn das treffen würde?«

»Da hast du auch wieder recht.«

Ein Schatten war über ihre festliche Stimmung gefallen. Ohne daß sie sich darüber absprachen, zog es sie beide wieder auf ihre Sitze im Parkett zurück. Der Wunsch, zu sehen und gesehen zu werden, war ihnen vergangen.

Noch hatte der zweite Akt nicht begonnen, die Musiker nahmen wieder ihre Plätze ein, begannen die Instrumente zu stimmen. Cobra zog ein kleines, mit Perlmutter eingelegetes Opernglas aus ihrem Seidentäschchen, richtete es zu den Logen empor.

»Suchst du jemand Bestimmten?« fragte Konrad.

»Es würde mich nur interessieren, mit wem der Conte heute unterwegs ist«, sagte sie. Dann, ganz unvermittelt, ließ sie das Glas sinken.

»Was ist?« fragte er. »Hast du ihn entdeckt?«

»Ja«, sagte sie kurz.

Er nahm ihr, durch ihr seltsames Benehmen gereizt, das Glas aus der Hand. »Wo?«

»Konrad«, bat sie, »schau nicht hin!«

»Warum denn nicht?« Er hatte das Opernglas schon vor den Augen, wandte den Kopf in die Richtung, in die Cobra zuletzt geschaut hatte.

»Nicht!« bat sie noch einmal und versuchte, seinen Arm herunterzuziehen.

Aber da hatte er sie schon entdeckt – Claudia Orlini an der Seite ihres Gatten. Sie war schöner denn je, von einer geradezu hinreißenden Schönheit. Konrad war sich nicht darüber klar, daß er sie zum er-

sten Mal geschminkt und in großer Aufmachung sah. In ihrem kastanienbraunen, üppigen Haar funkelten Diamanten, ein Smaragdcollier schmückte ihren schlanken, stolzen Hals und das große Dekolleté, das ihr golden schimmerndes Abendkleid und die breite Zobelstola freiließe.

Sie bot einen bezaubernden Anblick, und doch war sie Konrad Hartwig niemals so fremd, so wildfremd erschienen wie in diesem Augenblick. Sie schien lächelnd auf die Worte ihres Gatten zu lauschen, der sein dunkles, faunisches Gesicht zu ihr neigte – jetzt legte sie sogar in einer sehr vertrauten Geste die schmale Hand auf seinen Arm.

Konrad atmete auf, als sich der Zuschauerraum in diesem Augenblick verdunkelte und niemand, nicht einmal Cobra, den Ausdruck seines Gesichtes sehen konnte. Er war nicht fähig, den wilden Schmerz, der ihn überfallen hatte, zu verbergen.

»Ich Narr«, durchzuckte es ihn, »was habe ich mir vorgemacht! Sie gehört zu ihm, sie gehört wirklich zu ihm, nicht nur, weil sie mit ihm verheiratet ist. Sie ist so verdorben wie er, sonst könnte sie ihm nicht so zulächeln, sie hat nur ihr Spiel mit mir getrieben! Und ich verdammter Narr habe mir eingebildet, sie schützen zu müssen!«

Er fühlte sich so elend und zutiefst gedemütigt wie nie zuvor in seinem Leben, und die wunderbare Musik Mozarts hatte jeden Zauber für ihn verloren. Mit ausgebrannten Augen starrte er auf die Bühne, unfähig, irgend etwas anderes wahrzunehmen als den eigenen Schmerz.



»Cobra«, sagte Konrad, als er nach der Vorstellung das Opernhaus mit ihr verließ, »willst du noch einen Sprung zu mir heraufkommen?« Er wagte es nicht, sie bei dieser Frage anzusehen.

»Ja«, sagte sie unbefangen und hängte sich bei ihm ein, »warum nicht?«

Sie hatten sich aus dem Strom der Zuschauer gelöst und waren in die schmale Seitenstraße eingebogen, in der Konrad mit viel Glück noch einen Parkplatz gefunden hatte.

Er blieb stehen und sah sie an. »Du weißt, daß ich dich nicht liebe!«

»Aber ja«, erwiderte sie, »das brauchst du mir doch nicht ausdrücklich zu sagen!«

»Und trotzdem willst du ...«

Sie lächelte. »Ich bin eben doch ein leichtes Mädchen!«

»Sag so etwas nicht!« erwiderte er heftig.

»Entschuldige, ich – es war nur ein dummer Spaß. Ich wollte es dir leichter machen.«

»Du – mir?«

Sie sah ihm offen in die Augen. »Ja.«

»Oh, Cobra«, rief er erschüttert und riß sie in seine Arme.

»Was bin ich doch für ein Schuft!«

»Nein«, sagte sie und strich ihm sanft übers Haar, »nur sehr, sehr unglücklich!« Sie bog sich zurück und sah ihn an. »Aber das vergeht, Konrad, ganz bestimmt! Und vielleicht kann ich dir helfen, daß es schneller geht!«

Er küßte sie voller Dankbarkeit.

Eine kleine Weile später liefen sie Hand in Hand die Treppe zu seiner Wohnung hinauf. Er schloß die Tür auf und ließ sie vorangehen.

»Na, so etwas!« sagte sie. »Hast du heute früh das Licht brennen lassen?«

»Ausgeschlossen«, erwiderte er, »als ich das Haus verließ, war es ja längst hell!«

Aber dann sah auch er den Lichtschimmer, der aus dem Wohnraum in die kleine Diele drang. Unwillkürlich hielt er Cobra zurück. Eine böse Ahnung überfiel ihn.

Er knipste das Dielenlicht an. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Wohnraums, und Anette Sörgel erschien auf der Schwelle.

»Da bist du ja endlich, Konrad«, sagte sie, »und das also ist deine römische Liebe!«

Konrads Augen wurden schmal. »Wie bist du hier hereingekommen?« fragte er scharf.

»Ist das alles, was dich interessiert?« gab Anette heftig zurück.

Die beiden sahen sich an, als wenn sie im nächsten Augenblick aufeinander losgehen wollten.

»Es ist wohl besser, wenn ich jetzt gehe«, sagte Cobra. Sie kam sich sehr überflüssig vor.

Konrad wandte sich ihr zu. »Aber warum denn? Niemand hat ein Recht, dich von hier zu vertreiben!«

»Ich weiß, Konrad«, sagte Cobra gefaßt, »aber es ist schon sehr spät ...«

»Warte noch fünf Minuten, dann werde ich dich nach Hause fahren!«

»Sehr lieb von dir. Ich finde schon ein Taxi.«

Cobra lächelte Konrad zu. Es war ihm, als wenn ihre Augen ihm eine Botschaft übermitteln wollten. Dann drehte sie sich um und verschwand, ein zarter, weißer Traum.

»Wer war das?« fragte Anette. Sie versuchte mit Festigkeit zu sprechen, aber sie konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme zitterte.

»Meine römische Liebe«, erklärte er kühl, »du sagtest es ja schon.«

»Alles, was du mir schriebst, war also – gelogen?«

»Ich habe versucht, unsere Verlobung im Guten zu lösen. Wenn du mir daraus einen Vorwurf machen willst ...«

Anette warf den Kopf mit dem leuchtend blonden Haar in den Nacken. »Ja, das will ich! Nach allem, was zwischen uns war, hätte ich zumindest das Recht auf eine ehrliche Erklärung gehabt.«

»Jetzt hast du sie also«, sagte er, »bist du nun zufrieden?«

»Konrad«, brach es aus ihr heraus. »Konrad ...«

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Es ist wirklich schon spät. Soll ich dich in dein Hotel bringen? Du bist doch wieder im ‚Raffaello‘ abgestiegen, nehme ich an?«

»Du scheinst es sehr eilig zu haben, mich loszuwerden«, sagte sie bitter.

»Ich möchte dir und mir eine Szene ersparen, die zu keinem Ergebnis führen könnte.«

»Aber ich muß mit dir sprechen, Konrad!«

Sie spürte, daß er sie nicht zum Bleiben auffordern würde, aber sie wollte sich nicht so ohne weiteres abschieben lassen. Deshalb drehte sie sich um und ging in den großen Wohnraum zurück. Er mußte ihr wohl oder übel folgen.

Sie setzte sich in einen der bequemen modernen Sessel, sah flehend zu ihm auf. »Wir sind doch einmal sehr glücklich zusammen gewesen, Konrad ...«

»Das habe ich niemals geleugnet.«

»Und jetzt – jetzt soll auf einmal alles vorbei sein?«

»Das habe ich dir geschrieben.« Er hätte sich gerne eine Pfeife gestopft, aber da er dieses anscheinend unvermeidliche Gespräch so kurz wie möglich halten wollte, griff er doch lieber zur Zigarette.

»Aber du hast mir nicht die Wahrheit geschrieben, nicht wahr?« fragte Anette hartnäckig.

»Kommt es denn darauf an?«

»Ja.« Sie versuchte nervös den Rock ihres sportlichen Kostüms über die Knie zu ziehen. »Begreifst du denn nicht, wie demütigend das für mich ist? Kaum habe ich dir den Rücken gekehrt, da bündelst du mit einem Mädchen an. Nun, zugegeben, sie ist sehr attraktiv, aber ...«

Plötzlich überkam ihn Mitleid mit ihr. »Quäl dich doch nicht so, Anette!«

»Du quälst mich! Versetz dich doch in meine Situation! Ich habe meinen Vater um das Fahrgeld angebettelt – du weißt, wie ungern ich ihn um etwas angehe. Ich habe wichtige Vorlesungen geschwänzt, um zu dir zu kommen. Es hat mich einige Mühe gekostet, die Hausmeisterin zu überreden, mich in deine Wohnung zu lassen ...«

»Das alles war sehr unvernünftig von dir, Anette. Du hättest es nicht tun sollen.«

»Aber ich habe es doch deinetwegen getan! Ich glaubte, du brauchtest meine Hilfe. Und dann kommst du nach Hause, unternehmungslustig und vergnügt, in Begleitung eines fremden Mädchens ...«

»Du bist enttäuscht, daß ich nicht todunglücklich bin.« – »Ja«, gestand sie, »denn dann hätte ich dir leichter verziehen.«

»Anette«, sagte er unbehaglich, »das alles hat doch keinen Sinn. Warum willst du nicht begreifen, daß unsere Wege sich trennen müssen?«

»Nein! Eben das verstehe ich nicht. Gut, du hast in Rom eine Freundin gefunden – ich meine, das ist natürlich nicht gut, sondern ziem-

lich bitter für mich. Aber woher weißt du, daß diese Verliebtheit ewig dauern wird?»

»Das habe ich ja gar nicht behauptet!«

»Wie lange kennt ihr euch überhaupt schon?»

»Wir waren vier-, fünfmal zusammen.«

»Na, siehst du! Und wir beide kennen uns seit Jahren, wir kennen uns mit allen unseren Fehlern und Schwächen. Wir kommen aus dem gleichen Milieu, wir passen zusammen ...«

»Das weiß ich ja alles, Anette.« Zu spät dachte er daran, seine Zigarette abzustreifen. Die Asche zerstäubte über seinen Smoking.

»Und trotzdem willst du mir den Laufpaß geben?»

»Ich habe einfach erkannt, daß ich dich nicht genug liebe! Das ist nicht deine Schuld, Anette, du bist ein wunderbares Mädchen, aber gerade deshalb hast du einen Mann verdient, der ...« Er stockte. »Einen anderen Mann als mich.«

Sie lächelte überraschend. »Wie komisch du bist, Konrad! Hältst du mich für blind und töricht? Als wenn ich nicht immer schon gewußt hätte, daß du mir viel mehr bedeutest als ich dir!«

»Anette!« sagte er erschüttert.

»Ja, so ist es. Ich liebe dich, auch wenn du mich betrügst, und ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß du eines Tages doch noch ganz zu mir finden wirst.«

Er drückte seine Zigarette aus, sah sie an – jetzt, zum ersten Mal, seit er seine Wohnung betreten hatte, sah er sie wirklich. Sie wirkte so anständig und sauber, mit ihren klugen grauen Augen, dem festen Kinn, der gesunden, leicht gebräunten Haut, so frisch in ihrem marineblauen Kostüm mit dem großen weißen Pikeekragen. Er hätte sich von Herzen gewünscht, sie lieben zu können, aber was er für sie empfand, war Achtung, Sympathie, Mitgefühl – aber keine Liebe. »Ich habe dich schrecklich gern, Anette!« sagte er gepreßt.

»Aber diese andere willst du heiraten?»

»Nein. Cobra bedeutet mir nicht mehr als du, Anette, eher weniger.«

»Aber dann ...«

Er beugte sich über sie, sah ihr in die Augen. »Bitte, dring nicht wei-

ter in mich, Anette! Es hat keinen Sinn. Ich könnte dir beim besten Willen nicht sagen, was mit mir los ist.«

Er richtete sich wieder auf, fügte leise hinzu: »Ich weiß es ja selber nicht ...«

Anette stand auf. »Konrad«, sagte sie, »du steckst in einer Krise ...«

»So könnte man es nennen«, gab er zu.

»Aber eines Tages werden dein Kopf und dein Herz wieder frei sein! Dann, Konrad, versprich mir, daß du dann an mich denken wirst.«

»Ich werde dich nie vergessen, Anette!«

»So meine ich es nicht. Ich werde auf dich warten, Konrad!«

Er erschrak vor der Forderung, die in diesem schlichten Geständnis lag. »Tu es nicht, Anette, ich bin es nicht wert.« Sie strich ihm sacht mit der Hand über die Stirn. »Doch, Konrad, du verdienst alle Liebe, die eine Frau verschenken kann. Ich kenne dich, vielleicht besser als du dich selber!«

Er hätte sie gerne in die Arme genommen und ganz brüderlich geküßt. Aber da er fürchtete, daß sie diese Geste mißverstehen könnte, machte er eine Bewegung zur Türe hin.

»Darf ich dich jetzt ins Hotel bringen?«

»Ja, bitte«, sagte sie und nahm ihre Tasche und ihre Handschuhe von dem niedrigen Tisch.

»Wie lange willst du in Rom bleiben?«

»Ich weiß es noch nicht genau ...« Als sie den Ausdruck seines Gesichtes sah, fügte sie rasch hinzu: »Keine Sorge. Ich werde dich nicht mehr mehr belästigen.«

»Sag doch so etwas nicht! Wenn du länger bleibst, könnten wir uns sehr gut noch einmal treffen und ...«

»Nein. Du wirst mich erst wiedersehen, wenn du mich brauchst.«

Er beugte sich über ihre Hand, drückte einen Kuß darauf. »Wahrscheinlich werde ich mir nie verzeihen, daß ich dich jetzt so gehen lassen muß ...«

»Ich verzeihe dir, Konrad«, sagte sie mit Festigkeit, »und ich bin trotz allem froh, daß ich gekommen bin. Darf ich dir einmal schreiben? Du brauchst mir nicht zu antworten, nur ...«

»Wir werden in Verbindung bleiben, Anette«, sagte er, »aber du wirst viel Geduld mit mir haben müssen.«



Tino Reggi hatte am gleichen Abend eine Auseinandersetzung mit seiner Schwester Pia. Er hatte sie in der typisch römischen Altbauwohnung seiner Mutter in Trastevere aufgesucht, aber ehe es zu dem entscheidenden Gespräch kam, hatte er warten müssen, bis seine jüngeren Geschwister zu Bett gegangen waren, dann hatte er sich bemühen müssen, auch seine Mutter zum Schlafengehen zu bewegen. Er wollte ihr, die sich ein halbes Leben lang für ihre Kinder abgerackert hatte – Tinos Vater war schon vor zehn Jahren in seinem Beruf als Lastwagenfahrer verunglückt –, den Kummer mit ihrer Tochter so lange wie möglich ersparen.

Jetzt waren sie endlich allein. Pia war damit beschäftigt, eine Bluse auszubessern, und Tino stand mit dem Rücken gegen das Fenster. Vom schwach erleuchteten Hof her drangen Stimmen, Lärm und Radiogeplärr in das Zimmer. Es war eine warme Nacht, und die halbe Nachbarschaft schien noch auf den Beinen zu sein.

»Nun red schon«, sagte Pia schnippisch und biß den Faden, mit dem sie bisher genäht hatte, ab. »Glaubst du, ich weiß nicht, was du mir erzählen willst?« Sie hielt das grellfarbige, schon ein wenig abgetragene Kleidungsstück prüfend vor sich hin.

»Man hat mich deinetwegen zusammengeschlagen, Pia«, sagte er mahnend. Es war ihm unverständlich, wie seine Schwester die ganze Affäre so auf die leichte Schulter nehmen konnte.

»Warum mußtest du dich auch einmischen«, sagte sie seelenruhig und zuckte die schmalen Schultern. »Du bist meine Schwester!«

»Na und? Glaubst du, du sagst mir damit eine Neuigkeit?«

»Pia«, sagte er, »wie lange kennst du den Conte Orlini?« – »Geht dich das was an?«

»Ja«, sagte er, »seit Vater tot ist, bin ich das Oberhaupt der Familie ...«

Sie lachte. »Auf einmal! Höchst interessant! Was hast du denn bisher für uns getan, du – du Oberhaupt, du?«

»Es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht genug verdiene, um euch zu ernähren ...«

Sie legte die Bluse beiseite, griff zu einem Unterrock. »Ich habe dir noch nie deswegen einen Vorwurf gemacht, oder'? Auch nicht, daß du deinen Beruf zum Vorwand nimmst, dich mit den feinen Leuten in Nachtlokalen herumzutreiben ...«

»Das muß ich tun, um ...«

Sie fiel ihm ins Wort. »Geschenkt, Tino! Ich mische mich nicht in deine Angelegenheiten, also laß du mich gefälligst auch in Ruhe.«

Er löste sich vorn Fenster, trat auf sie zu. »Pia«, sagte er mit Nachdruck, »begreifst du es denn nicht, daß ich es nur gut mit dir meine? Daß ich mir Sorgen um dich mache?«

»Das hättest du früher tun sollen«, sagte sie kühl, »damals, als ich Schauspielerin werden wollte und kein Geld da war, damit ich Unterricht nehmen konnte, nicht einmal Geld für anständige Kleider ...«

»Wie hätte ich dir denn helfen können? Ich habe ja selber nichts.«

»Ah, wirklich nicht? Wozu bist du denn Journalist? Was nützen dir deine großartigen Beziehungen?«

»Schauspielerin ist kein Beruf für ein anständiges Mädchen.«

»Aber Verkäuferin in einem Herrenmodengeschäft, ja? Wo jeder sich mit einem verabreden will? Wo man sich vor schmutzigen Anträgen kaum retten kann?«

»Hast du den Conte Orlini im Geschäft kennengelernt?«

»Was nützt es dir, wenn du das weißt? Tatsache ist, ich kenne ihn ...«
Sie sah ihn mit blitzenden Augen an. »... und ich bin sehr froh darüber!«

»Bildest du, dir etwa ein, daß er dir zu einer Rolle verhelfen wird?«

»Auch wenn er das nicht tut, habe ich immer noch meinen Spaß gehabt – mehr Spaß, als mit einem Jungen von der Straße ins Kino zu gehen und mich nachher in irgendeiner dunklen Ecke zu ...«

»Pia!«

»Du hast es gerade nötig, den Empörten zu spielen«, sagte sie böse,

»unserer Mamma kannst du vielleicht weismachen, daß du ein Unschuldslamm bist. Mir aber nicht.«

»Pia«, sagte er, »ich bin ein Mann ...«

Sie ließ ihn nicht aussprechen. »Und ich bin ein Mädchen – nur ein Mädchen! Spar dir deine Worte!« Sie stach heftig mit der Nadel in ihren Unterrock. »Ich weiß alles, was du mir sagen wolltest, ich hab's von frühester Kindheit an zu hören bekommen – ich kann es auswendig!« Sie hatte sich in den Finger gestochen, preßte ihr Taschentuch gegen die blutende kleine Wunde. »Ein Junge darf jedes Mädchen verführen, er darf sich ungestraft alles erlauben – er ist ja ein Mann! Aber ein Mädchen darf sich nichts vergeben, es muß seine Unschuld bewahren, sonst wird sich niemand finden, der sie heiratet ...« Sie lachte böse auf.

»Ich weiß nicht, was dir daran so lächerlich vorkommt«, sagte er mit mühsam erzwungener Beherrschung. »Es ist nun mal so. Ein Mädchen, das nicht auf sich aufpaßt, bekommt keinen Mann ...«

»Und du glaubst, damit könntest du mich erschrecken?« schrie sie wild. »Was hätte ich schon davon, wenn mich einer heiraten würde – einer von den Jungen hier aus der Nachbarschaft!? Glaubst du wirklich, ich wollte ein Leben führen wie Mutter? Nichts als Plage und Arbeit und Sorgen von früh bis spät?«

»Du willst also lieber die Geliebte eines reichen Mannes werden?«

»Warum denn nicht?«

Mit Tinos Beherrschung war es zu Ende, er holte aus und schlug seiner Schwester mitten ins Gesicht. »Da, du Hure!« brüllte er. »Das ist es, was dir fehlt – Prügel, um dich zur Besinnung zu bringen!«

Pia war aufgesprungen, es gelang ihr, um den großen Tisch herum ihrem Bruder auszuweichen. »Das ist alles, was ihr könnt, ihr Männer!« schrie sie. »Eine wehrlose Frau schlagen – zu mehr reicht es nicht! Gib doch zu, daß du mir mein Glück nicht gönnst – daß du es nicht ertragen kannst, wenn ich Karriere mache – während du immer das bleiben wirst, was du bist – ein kleiner unbedeutender Journalist!«

Sie hatte sich über den Tisch gebeugt, und es gelang ihm, sie an ihren schwarzen, glänzenden Haaren zu packen. Er schüttelte ihren Kopf un-

barmherzig hin und her. »Du verdammte Hure, du Miststück!« brüllte er.

Sie fuhren beide auseinander, als die Türe sich öffnete und Frau Reggi erschien – sie trug einen verschossenen Morgenrock, der sich nur knapp über dem mächtigen Busen schließen ließ, ihre nackten Füße steckten in ausgetretenen Pantoffeln, ihr dunkles, schon mit vielen grauen Fäden durchzogenes Haar hatte sie im Nacken zu einem unordentlichen Knoten gewunden, aber ihr breitflächiges, früh gealtertes Gesicht zeigte eine Würde, vor der ihre beiden erwachsenen Kinder unwillkürlich verstummten.

»Was ist geschehen?« fragte sie. »Warum streitet ihr euch?«

Tino zog eine Abendzeitung aus seiner Rocktasche, schlug sie vor den Augen der Mutter auf. »Das ist geschehen, sieh es dir an! Ich habe Pia nachts mit einem Lebemann erwischt, ich wollte sie nach Hause bringen. Aber er hat mich niedergeschlagen.«

»Ist das wahr, Pia?« fragte Signora Reggi.

»Du brauchst dir doch nur das Bild anzusehen, Mamma!« rief Tino.

»Ich will es aus dem Munde meiner eigenen Tochter hören! – Hast du dich mit diesem Kerl herumgetrieben?«

»Der Conte Orlini ist kein Kerl«, erwiderte Pia trotzig.

»Ein Conte?« sagte ihre Mutter. »Um so schlimmer. Er wird dich ruinieren. Ich verbiete dir, diesen Mann noch einmal wiederzusehen.«

Pia schwieg, fuhr sich mit den Händen durch ihr zerzaustes Haar.

»Sie wird dir nicht gehorchen, Mamma«, sagte Tino. »Doch, das wird sie«, sagte Signora Reggi entschieden, »Pia war immer ein gutes Kind. Du willst doch keine Schande über deine Familie bringen, nicht wahr, Pia?« Pia schwieg immer noch, die Augen zu Boden gesenkt.

»Oder bildest du dir etwa ein, dieser Conte werde dich heiraten?« fragte die Mutter.

»Er ist verheiratet, Mamma«, erklärte Tino, »aber diese Ehe hat an seinem Leben nichts geändert. Er ist ein skrupelloser Frauenjäger.«

»Also, Pia wird ihn nicht wiedersehen – und jetzt gute Nacht, Tino!« Sie schob ihren Ältesten aus dem Zimmer. »Und damit es dir nicht zu schwerfällt, dein Versprechen zu halten, Pia«, sagte Signora Reggi,

»wird dein Bruder Carlo dich von nun ab jeden Tag vom Geschäft abholen und nach Hause bringen ...«

»Das kannst du mir nicht antun, Mamma! Du machst mich ja lächerlich.«

»Die Begleitung eines Bruders ist keine Schande für ein junges Mädchen. Wenn du nicht selbst auf deinen guten Ruf achtest, müssen wir es für dich tun.«

»Ich bin erwachsen, Mamma!« versuchte Pia noch einmal aufzubegehen.

»Wenn du mal verheiratet bist, kannst du tun und lassen, was du willst. Früher nicht.« Signora Reggi schloß ihre Tochter in die Arme. »Ich mache mir doch Sorgen um dich, mein Liebling! Du weißt, wie leicht ein Mädchen ins Unglück geraten kann ...«

Pia löste sich unwillig aus der Umarmung ihrer Mutter. »Was habe ich schon zu verlieren!«

»Deinen guten Ruf, Pia! Für ein armes Mädchen wie dich ist das die einzige Mitgift! Denk mal darüber nach. Und jetzt geh zu Bett! Du mußt morgen früh wieder zeitig auf den Beinen sein.«

»Ja, Mamma«, sagte Pia scheinbar nachgiebig.

Aber ihre Mutter hatte kaum das Zimmer verlassen, als sie in ihre Strickjacke schlüpfte, ihre weiße Handtasche ergriff und fluchtartig die Wohnung verließ.



Conte Ottavio Orlini und seine Gattin Claudia waren nach dem Besuch der Oper noch in dem berühmten Lokal »Alfredo« eingekehrt, wo der Wirt ihnen persönlich seine Spezialität, mit goldenem Besteck servierte Spaghetti, als Vorspeise, zubereitet hatte. Sie hatten gegessen und getrunken und sich beide ehrlich bemüht, liebenswürdig und unbefangen miteinander zu sein. Aber es wollte nicht gelingen. Die Entfremdung zwischen ihnen war zu stark, und auf beiden lastete der Druck einer quälenden Erwartung. Claudia wußte, daß ihr Mann in dieser Nacht eine eheliche Hingabe von ihr fordern würde, und ihr In-

neres verkrampfte sich bei dem Gedanken an seine zügellose Gier, die ihr die ersten Monate ihrer Ehe zur Hölle gemacht hatte.

Erst allmählich wurde ihr bewußt, daß er kaum weniger gehemmt war als sie. Tatsächlich hatte er schon seit langem aufgehört, sie zu begehren. Ihre klare Lauterkeit, die ihn früher einmal zu ihr hingezogen hatte, stieß ihn jetzt ab. In seinen Augen war sie langweilig, kalt, schlimmer noch, er spürte sich durch den seelischen Anspruch, den sie an ihn stellte, überfordert. In ihrer Gegenwart fühlte er sich schuldbehaftet und minderwertig. Er wurde so wenig zu ihr hingezogen wie zu einer marmornen Statue, er fror fast körperlich bei dem Gedanken, sie in die Arme nehmen zu müssen.

Allmählich erstarb ihr Gespräch – es gab kaum mehr als Belanglosigkeiten, die sie miteinander austauschen konnten – die Heimkehr wurde unaufschiebbar.

Als sie den Palazzo Orlini betraten, hatte die Dienerschaft sich bereits zur Ruhe begeben. Der Conte hatte es, bevor sie aufbrachen, so angeordnet. Jetzt bereute er es. Das riesige Gebäude empfing sie dunkel, ablehnend, feindlich.

Er knipste das Licht an. Der mächtige Kronleuchter in der Halle funkelte auf. Aber die gleißende Helligkeit war ohne Wärme.

»Wie wäre es, wenn wir noch einen Schluck trinken würden, Verehrteste?« fragte er mit erzwungener Munterkeit.

»Ja, bitte«, sagte sie rasch, dankbar für den kurzen Aufschub.

»Was möchtest du? Spumanti, Wein, Champagner, Cognac?«

»Was du willst«, entgegnete sie mit jener Sanftmut, die er so schwer an ihr ertragen konnte.

»Gut, dann also Champagner«, sagte er.

Sie ging auf die breite, geschwungene Treppe zu. »Ich bin gleich zurück«, versprach sie, »ich schaue nur noch nach Lucrezia!«

Sie blieb lange aus, fast eine Viertelstunde, und er wußte, daß sie oben in ihrem Zimmer betete. Zornig trank er ein Glas Champagner aus. Aber auch danach fühlte er sich nicht besser.

Dann erschien sie – blendend schön in ihrem großen Abendkleid. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ruhig und gefaßt, aber sie konn-

te ihren Augen nicht befehlen. Sie spiegelten ein angstvolles Entsetzen wider, das sie nicht unterdrücken konnte.

»Na, du Opferlamm«, sagte er böse, »immer noch in großer Garderobe? Warum hast du nicht die Gelegenheit benutzt, es dir bequemer zu machen?«

»Ich – daran habe ich gar nicht gedacht«, erwiderte sie gezwungen. Er reichte ihr ein gefülltes Glas. »Trink!« sagte er.

»Danke.« Sie nahm das Glas entgegen, nippte daran, stellte es weg.

»Ich dachte, du hättest Durst?«

»Ich? Nein. Ich wollte nur – ich wollte dir die Freude nicht verderben.«

»Das ist dir wirklich fabelhaft gelungen«, sagte er bitter.

»Es tut mir leid, Ottavio.«

»Was?!«

»Daß ich nicht so sein kann, wie du es dir wünschst.«

»Hast du es jemals versucht?«

»Ich habe mich ehrlich bemüht, mich in das Unvermeidliche zu fügen!«

»Bravo, Bravo!« Er klatschte ironisch in die Hände. »Eine wahrhaft anregende Erklärung.«

Sie hatte sich in einen der hochlehnigen, mit kostbarem Gobelin bezogenen Renaissance-Sessel gesetzt.

»Du erwartest, daß ich dich anrege?«

»Daß du dich benimmst wie eine normale Frau, nicht wie ein Eisblock.«

»Du weißt, daß ich dich nicht liebe!«

»O ja, ich weiß, ich weiß, ich weiß! Du hast es mir oft genug gesagt!«

»Ich habe dich niemals heiraten wollen.«

»Auch das ist mir hinreichend bekannt.« Er zündete sich eine Zigarette an, nahm hastig ein paar Züge.

Sie wagte einen Vorstoß. »Ottavio«, sagte sie, »bitte, sei ehrlich – ich bin dir doch vollkommen gleichgültig, nicht wahr?«

»Stimmt. Soweit hast du es gebracht. Du kannst stolz auf dich sein, wirklich stolz, Claudia.«

»Es hat so doch keinen Zweck, Ottavio, daß wir uns gegenseitig Vorwürfe machen. Sollten wir nicht lieber gemeinsam nach einem Ausweg suchen?« sagte sie und bekämpfte das Zittern in ihrer Stimme. »Einem Weg, der dieser Situation ein Ende macht?«

Er drückte seine Zigarette aus, zündete sich gleich darauf eine neue an.

»Es gibt keinen Ausweg.«

»Doch. Wir könnten uns trennen. In aller Freundschaft und in gegenseitigem Einvernehmen.«

Sein schmales, bräunliches Gesicht verfärbte sich dunkelrot. »Ich soll dich gehen lassen? Verlangst du das allen Ernstes von mir?«

»Ich bedeute dir doch nichts, Ottavio, nicht das geringste. Unsere Ehe ist ein Fehlschlag, das weißt du so gut wie ich. Warum willst du mich nicht gehen lassen?«

»Weil du mir gehörst. Und weil ich keinem anderen Mann das Glück gönne, das du mir versagt hast.«

»Auch nach einer offiziellen Trennung, Ottavio«, sagte sie ruhig, »könnte ich nie wieder heiraten.«

»Aber mit einem anderen zusammenleben! Den Namen Orlini in den Schmutz ziehen!«

»Ich verspreche dir, daß ich ...«

»Erspar dir diese Lügen! Bildest du dir ein, ich wüßte nicht, wer dahinter steckt? Dieser Deutsche hat dich aufgewiegelt ...«

»Das ist nicht wahr«, widersprach sie mit Entschiedenheit, »und du weißt genau, daß das nicht wahr ist! Hast du vergessen, daß ich schon einmal versucht habe, unsere Ehe zu annullieren? Längst bevor dieser Deutsche, wie du ihn nennst, aufgetaucht ist?«

»Du leugnest also nicht, daß du ihn liebst?«

Er bedeutet mir nichts – gar nichts«, sagte sie heftiger, als es notwendig gewesen wäre, »begreifst du denn nicht, daß kein Außenstehender mit diesem Problem etwas zu tun hat? Es ist unsere Angelegenheit, es geht um uns beide – nur um uns beide, Ottavio! Findest du es wirklich so herrlich, an eine ungeliebte Frau gebunden zu sein?«

»Ich werde immer an dich gebunden bleiben«, sagte er düster.

»Aber wir brauchen wenigstens nicht untereinander zu leiden. Wir könnten beide unsere eigenen Wege gehen. Es gibt keinen anderen Mann in meinem Leben, Ottavio, glaub mir doch – ich würde in ein Kloster eintreten, wenn es möglich wäre.«

»Da würdest du auch hinpassen«, sagte er böse.

»Laß uns nicht über Dinge reden, die nicht sein können«, bat sie, »sondern über das, was möglich ist! Wir könnten uns trennen, die Gesetze erlauben es.

Du könntest dein altes Leben wieder aufnehmen, das du ja im Grunde nie aufgegeben hast, und ich würde mich mit Lucrezia aufs Land zurückziehen, in die Einsamkeit.«

»Das Kind bekommst du nicht.«

»Ich will es ja nicht besitzen – einen Menschen kann man ja gar nicht besitzen! Ich will nur für die Kleine sorgen, sie pflegen, sie erziehen. Sie wird immer auch deine Tochter bleiben. Du kannst sie sehen, wann du willst.«

»Das genügt mir nicht.«

»Warum sagst du das, obwohl du es gar nicht meinst? Lucrezia ist dir doch so gleichgültig wie ich. Du kümmerst dich nie um sie. Oft vergehen Tage, ohne daß du sie überhaupt zu Gesicht bekommst, und niemals fragst du von dir aus nach ihr.«

»Aber sie ist meine Tochter. Sie trägt meinen Namen.«

»Ja, ja, das soll sie ja auch weiter ... sie wird immer deine Tochter bleiben!« Claudia stand auf. Sie mußte den Impuls unterdrücken, sich vor ihm in die Knie zu werfen. »Bitte«, flehte sie, »bitte, sag ja! Laß uns um eine Trennung einkommen! All die Gründe, die du dagegen vorbringst, kommen dir doch nicht von Herzen! Du würdest viel, viel glücklicher sein ohne mich!«

»Das kann schon sein«, bestätigte er zynisch und warf seine Zigarette hinter sich in den offenen Kamin.

»Du willigst also ein?«

Er betrachtete sie aus schmalen Augen. »Es steht dir gut, wenn du aufgereggt bist«, sagte er, »so könntest du mir fast gefallen!«

»Ottavio, bitte! Bitte!«

»Es geht nicht«, sagte er, goß sich sein Glas voll und stürzte den Inhalt in einem Zug herunter. »Selbst wenn ich es wollte ... meine Mutter würde es niemals erlauben!«

»Deine Mutter! Ottavio, du bist ein erwachsener Mann, du kannst tun und lassen, was du willst ...«

»Mamma würde es nicht zulassen«, wiederholte er hartnäckig.

»Dann tu einmal, ein einziges Mal etwas gegen ihren Willen!«

Um seinen schlaffen Mund zuckte es. »Und was würde deine Mutter dazu sagen?«

»Ich würde versuchen, es ihr klarzumachen. Sie hat doch immer nur mein Bestes gewollt«, behauptete Claudia, aber ihr schönes Gesicht war beim Gedanken an ihre Mutter um eine Nuance blasser geworden.

Seine Stimmung schlug plötzlich um. »Ich will nichts mehr hören«, sagte er, »du bist meine Frau. Du mußt deine Pflicht tun.«

Unwillkürlich wich sie vor ihm zurück.

»Du kannst dich ruhig wehren«, sagte er grinsend, »das macht nichts, im Gegenteil. Vielleicht wird es dann noch ein bißchen lustiger ...«

Langsam und sehr müde ging sie die Treppe hinauf. Sie empfand nicht eine Spur von Eifersucht, weder auf dieses eine unbekannte Mädchen noch auf all die anderen, die eine mehr oder weniger große Rolle im Leben ihres Mannes spielten. Sie fühlte sich nur erleichtert, unendlich erleichtert, heute nacht noch einmal davongekommen zu sein.

Aber die Angst und die Qual in ihrem Herzen blieben. Es hatte an diesem Abend Minuten gegeben, in denen sie gehofft hatte, ihn zu einer Trennung bewegen zu können. Doch sie hatte erkennen müssen, daß er sie niemals freiwillig gehen lassen würde. Bis ans Ende ihrer Tage würde sie mit diesem Mann, mit dem sie nichts außer der gemeinsamen Tochter verband, zusammenleben müssen, bis ans Ende ihrer Tage würde sie an ihn gekettet sein. Nur der Tod würde sie scheiden. Wenn Selbstmord für sie nicht die größte aller Sünden gewesen wäre, sie hätte ihrem Leben ein Ende gemacht. Aber ihr Glaube verwehrte ihr auch diesen Fluchtweg – ihr Glaube und ihre kleine Tochter, die die Liebe ihrer Mutter brauchte.

Das Licht des vollen Mondes fiel schimmernd auf die rauschenden Wasser der Fontana di Trevi. Auch jetzt noch, lange nach Mitternacht, war der Brunnen nicht verlassen. Liebespaare und einsame nächtliche Wanderer saßen vereinzelt auf den steinernen Bänken, die in einem großen Bogen den Platz umschlossen. Pia Reggi lehnte sich in den Schatten der Mauer zurück. Sie zog die Schultern schauernd zusammen. Vom Wasser wehte ein kalter Hauch herüber, und sie trug nur ihr dünnes Jäckchen. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter, nach ihrem kleinen Zimmer, nach der Geborgenheit, die ihr ihre Familie, trotz aller Armut, immer geschenkt hatte. Wenn sie in diesem Augenblick alles, was geschehen war, hätte rückgängig machen können, sie hätte es getan.

Aber es war zu spät. Sie hatte ausbrechen, sich einen Platz an der Sonne erobern, nach oben kommen wollen. Doch ihre Kraft hatte nicht ausgereicht, das Glück war nicht mit ihr gewesen.

Sie öffnete ihr Handtäschchen, beugte sich vor, um im Mondschein einen Blick in den Spiegel zu werfen. Ihr Gesicht war geisterhaft blaß, ihre Augen brannten in dunklen Höhlen – nein, sie sah nicht aus wie eine Frau, der der Erfolg zuflog. Und doch hatte sie das einmal geglaubt, vor wenigen Tagen noch – wie lange schien das jetzt schon zurückzuliegen.

Pia kämmte sich sorgfältig ihre Haare, versuchte, eine Locke schmeichelnd über die schmale Stirn zu legen, rieb sich die Wangen, zog sich den Mund mit einem hellen Stift nach, zwang sich, ihr Spiegelbild anzulächeln – ja, so ging es, so war es schon besser.

Sie steckte den Spiegel fort, wollte wieder in den Schatten zurücktreten, da sah sie den Conte Orlini. Er schritt elastisch die mittlere Treppe zum Brunnen hinunter, blickte sich suchend um. Pias Herz begann heftig zu klopfen. Fast wäre sie aufgesprungen und zu ihm hingelaufen, aber sie hielt sich zurück. Er durfte nicht merken, wie verzweifelt sie ihn brauchte. So hob sie nur ihre Hand, die sehr weiß im Mondlicht wirkte, winkte ihm zu. Er erkannte das Zeichen, war mit wenigen Schritten bei ihr.

»Guten Abend, Ottavio«, sagte sie so gleichmütig wie möglich – doch sie war keine gute Schauspielerin, das Zittern in ihrer Stimme verriet ihre Erregung.

Aber sie rührte nicht an sein Herz. »Was fällt dir ein?« herrschte er sie an. »Mich anzurufen, noch dazu mitten in der Nacht! Bist du wahnsinnig geworden? Noch eine solche Unverschämtheit, und ich werde die Beziehungen zu dir abbrechen ...«

Er sprach zischend, mit unterdrückter Stimme, und jedes seiner Worte traf sie wie ein Peitschenhieb.

»Gerade darüber wollte ich mit dir reden«, sagte sie mit mühsam erzwungener Haltung. »Wir können uns nicht mehr wiedersehen.«

»Um mir das zu sagen, läßt du mich hierherkommen?«

»Es schien mir wichtig genug.«

»Für dich vielleicht. Aber nicht für mich.«

Sie erhob sich, trotz ihrer Verzweiflung mit der stolzen Haltung einer Königin. »Dann habe ich dir nichts mehr zu sagen ...«

Er packte sie beim Arm, riß sie zurück. »Erst wirst du mir erklären ...! Was soll eigentlich das ganze Theater?«

»Du hättest meinen Bruder nicht niederschlagen sollen.«

»So? Meinst du? Wäre es besser gewesen, wenn ich mich von ihm hätte ohrfeigen lassen?«

»Ich habe meiner Mutter versprechen müssen, dich nicht mehr zu treffen.«

»Na und? Dann läßt du es eben.«

Sie holte tief Luft. »Ich bin dir also ganz und gar gleich gültig?«

»Nein«, sagte er wärmer, »natürlich nicht. Du bist ein ausgesprochen nettes Mädchen. Aber wenn du meinst, daß du deiner Mutter gehorchen mußt ...«

»Was kann ich denn anderes tun? Sie will mich von meinem jüngeren Bruder täglich im Geschäft abholen lassen.«

»Mach dir nichts daraus«, sagte er, »das ist bestimmt nur vorübergehend. In ein paar Wochen, du wirst sehen, kannst du wieder machen, was du willst.«

Sie entschloß sich, ihren letzten Trumpf auszuspielen. »In ein paar

Wochen wird sie mich zu unseren Verwandten aufs Land schicken«, behauptete sie, »und dann ist alles aus.«

»Hm ...« Er zog ein goldenes Etui aus der Jackentasche, zündete sich eine Zigarette an. »Das wäre allerdings ärgerlich ...«

»Mehr nicht?« fragte sie.

»Erwartest du, daß ich in Tränen ausbreche?«

»Nein. Aber ich hatte gehofft, du würdest etwas für mich tun!« Sie legte ihm die Hand auf den Arm. »Ottavio, erinnere dich, was du mir alles versprochen hast!«

»Na, habe ich dich etwa nicht mit den Filmleuten zusammengebracht?«

»Ja, aber ich hatte doch keinen richtigen Start!«

»Was willst du eigentlich?« fragte er, die Zigarette zwischen den schlaffen Lippen. »Was verlangst du von mir?«

»Einen Unterschlupf, damit ich in Rom bleiben kann. Eine kleine Wohnung, oder auch nur ein Zimmer!«

»Davon war nie die Rede!«

»Aber jetzt! Ich bitte dich darum, Ottavio! Ich kann nicht mehr nach Hause zurück – ich will es auch gar nicht!«

»Du bist aufgeregt ...«

»Für dich wäre es doch eine Kleinigkeit, mir irgend etwas zu verschaffen!«

»Schrei nicht so!« sagte er. »Ich kann diese kreischenden Stimmen nicht ausstehen. Außerdem wäre es mir nicht angenehm, wenn irgend jemand erfahren würde, daß du versuchst, mich zu erpressen!«

»Ottavio!«

»Stört es dich, wenn ich die Dinge beim Namen nenne? Ich bin kein dummer Junge, meine liebe Pia, ich kenne solche wie dich. Gleich wird es heißen, du hast mich verführt, und jetzt mußt du auch für mich sorgen! Aber mir kannst du mit so etwas nicht kommen ...«

Pia schluckte schwer. »Und – wenn ich nun doch ein Kind bekäme? Was dann? Was würdest du dann sagen?«

»Nun, ehrlich gestanden, das fände ich ausgesprochen lästig«, sagte er gleichgültig und warf seine brennende Zigarette in weitem Bogen in das Brunnenbecken, wo sie zischend erlosch.

»Es ist so«, sagte sie leise und wagte nicht, ihn dabei anzusehen, »ich bin schwanger ...«

»Du lügst!«, rief Orlini zornig.

Er starrte Pia aus böse zusammengekniffenen Augen an, aber der Ausdruck ihres schmalen, im Mondlicht geisterhaft blaß schimmernden Gesichtes überzeugte ihn besser als ihre Worte, daß sie die Wahrheit gesprochen hatte.

Mit einer unbeherrschten Bewegung stieß er sie in den Schatten der Brüstung zurück auf die steinerne Bank. »Weißt du, was das für mich bedeutet? Ich kann mir keinen Skandal erlauben. Meine Frau wartet nur auf einen Anlaß, um die Trennung von Tisch und Bett zu beantragen ...«

»Dann laß sie gehen!« sagte Pia verzweifelt. »Du liebst sie doch gar nicht!«

»Aber ich brauche Söhne, meine Mutter will ...« Er unterbrach sich, zündete sich eine neue Zigarette an. »Ach, zu was versuche ich denn, dir das zu erklären, einem hirnlosen Geschöpf wie dir!«

»Ottavio«, sagte sie hilflos, »ich ...«

»Halt den Mund!« unterbrach er sie brutal. »Laß mich überlegen!«

»Denk auch an mich!« flehte sie. »Für mich ist ja alles viel schlimmer! Diese Schande ...« Ihre Stimme brach. Er betrachtete sie mit äußerstem Widerwillen. »Du weißt, ich bin nicht verpflichtet, auch nur das Geringste für dich zu tun! Warum wendest du dich überhaupt an mich? Deine Familie sollte sich um dich kümmern.«

»Aber sie wissen es noch gar nicht! Ich habe es ihnen nicht gesagt – ich – ich schäme mich viel zu sehr!« schluchzte Pia.

»Aber vor mir schämst du dich nicht, wie?«

»Vor dir? Du bist doch schuld an allem!«

»Ich?!« Er lachte böse auf. »Da kann ich wirklich nur lachen! Warum hast du dich mir an den Hals geworfen? Du wußtest doch, daß ich verheiratet bin!« Er warf seine eben erst angerauchte Zigarette auf das Pflaster, trat sie mit dem Absatz aus. »Wirklich, meine Liebe, ich kann dir nur den einen Rat geben: Wende dich an deine Familie!« Sie hob den Kopf, sah aus tränenschimmernden Augen zu ihm auf. »Du darfst mich jetzt nicht im Stich lassen!«

»Ich kann nichts für dich tun«, erwiderte er hart, »ich bin ein verheirateter Mann. Ich habe nicht einmal das Recht, mich um dich und dein Kind zu kümmern.«

»Dann«, sagte sie und warf mit einem erbarmungswürdigen Versuch aufzutrupfen ihr dunkles Haar in den Nacken, »dann muß ich es meinem Bruder sagen! Tino ist Journalist, er ist nicht so dumm wie ich, er wird schon Mittel und Wege finden ...«

»Na also«, erklärte Conte Orlini ungerührt, »dann sind wir uns ja einig!« Er machte eine halbe Wendung, als wenn er davongehen wollte.

Sie sprang auf, klammerte sich an seinen Arm, riß ihn zurück. »Tino wird zu deiner Frau gehen«, drohte sie verzweifelt, »er wird ...«

Er schüttelte sie ab. »Nun, nimm Vernunft an«, sagte er, »was könnte dir das nützen?«

»Aber dir würde es schaden! Was mit mir wird, ist mir gleich, ich habe nichts mehr zu verlieren!«

»Nimm dich zusammen«, zischte er, »sei doch leise! Möchtest du, daß morgen ganz Rom Bescheid weiß?«

»Das ist mir egal!« rief sie außer sich.

»Still!« sagte er wütend. Er spürte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg, konnte sich nur mühsam beherrschen. »Du dramatisierst das Ganze«, sagte er gezwungen, »glaubst du, du bist das erste Mädchen, dem so etwas passiert? Die Sache ist nur halb so schlimm. Du bringst dein Kind irgendwo zur Welt ...«

»Es ist auch dein Kind, Ottavio! Vielleicht wird es ein Junge! Du sagst doch immer, daß du dir Söhne wünschst!«

»Dieser würde mir nichts nützen«, erwiderte er kalt, »selbst wenn ich wollte, ich habe keine Möglichkeit, ihn anzuerkennen. Er kann meinen Namen nicht tragen, er käme als Erbe nie in Betracht. Sag mal, warum muß ich dir das alles eigentlich erklären? Du solltest doch unsere Gesetze kennen. Sie schützen die Familie und nur die Familie. Ledige Kinder sind rechtlose Niemande. Ich kann dir nicht helfen, Pia. Du mußt alleine damit fertig werden.« Er griff nach seiner Brieftasche. »Brauchst du Geld?«

»Ist das alles, was du mir sagen kannst?«

»Nein. Ich habe dir ja schon einen Rat gegeben, aber du hast mir nicht zugehört. Bring dein Kind irgendwo zur Welt, erkläre gleich bei der Geburt, daß du es nicht aner kennst, dann wird es nicht einmal deinen Namen tragen. Es kommt in ein staatliches Heim, und du kehrst nach Rom zurück. Wenn du es nur ein bißchen geschickt anstellst, braucht überhaupt niemand zu erfahren, daß du Mutter geworden bist.«

»Wer wird mich danach noch heiraten?«

»Ach«, sagte er und zuckte geschmeidig die Schultern, »irgendeiner wird sich schon finden. Es gibt Tricks ...«

Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und schluchzte bitterlich.

»Was hast du denn?« fragte er irritiert. »Warum heulst du so? Ich gebe mir alle Mühe, dir zu erklären ...«

»Wohin«, schluchzte sie, »ich weiß nicht, wohin ...«

»Na, du wirst wohl irgendwelche Verwandte auf dem Lande haben!«

»Verwandte? Ich soll zu Verwandten? Mich verachten und verspotten lassen? Nein, eher springe ich in den Tiber!« Unvermittelt versiegten ihre Tränen. »Es ist gut«, sagte sie, »schon gut. Ich weiß jetzt, was ich tue. Leb wohl!« Sie wandte sich ab, wollte zur Treppe.

Jetzt war er es, der sie zurückhielt. »Pia!« sagte er. »Mach keine Dummheiten!«

»Laß mich! Für mich gibt es nur noch einen Ausweg!«

»Unsinn!« Bei dem Gedanken, seine Geliebte könnte wirklich in den Tiber springen, ihr Bruder würde den Fall aufrollen und ihn, den Conte Orlini, in einen Skandal verwickeln, lief es dem Grafen heiß und kalt über den Rücken. »Ich weiß etwas Besseres! Ich bringe dich morgen auf eines unserer Landgüter im Süden! Dort kennt dich niemand, und dort kannst du bleiben, bis alles überstanden ist ...«

»Ich will nicht mehr«, sagte sie heftig. »Du mußt!« Er suchte nach einem Argument, sie zu überzeugen. »Selbstmord ist eine Todsünde, das weißt du doch ... willst du für ewige Zeiten in der Hölle schmoren?«

»Auch das, was ich getan habe, ist eine Sünde!«

»Aber die kannst du beichten und bereuen! Wenn du aber erst tot bist, ist alles vertan ...«

Er merkte, daß sie unsicher wurde, fügte rasch hinzu: »Also abge-

macht! Ich bin morgen früh Punkt zehn Uhr am Bahnhof Termini, du erwartest mich dort, steigst zu mir in den Wagen ...«

»Um diese Zeit muß ich doch im Geschäft sein!«

»Dir wird schon eine Ausrede einfallen, rechtzeitig zu verschwinden. Sage einfach, dir sei nicht gut, oder du hättest eine Kleinigkeit zu besorgen! Sei nicht so ängstlich, Pia ... Wenn du tust, was ich dir sage, wird alles wieder in Ordnung kommen! Vielleicht, wer weiß, wartet sogar noch eine Filmkarriere auf dich!«

»Nein«, sagte sie bitter. »Das ist vorbei. Diese Träume sind mir endgültig vergangen. Leb wohl – bis morgen.«

»Geh du zuerst! Es wäre nicht gut – weder für dich noch für mich –, wenn wir zusammen gesehen würden!« Er sah ihr nach, wie sie aus dem Schatten in das helle Mondlicht hinaustrat, mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern, eine fast noch kindliche, sehr erbarmungswürdige kleine Gestalt.

Aber er fühlte weder Liebe noch einen Funken Mitleid. In ihm war nur Unbehagen, Verachtung und die brennende Furcht, daß seine Frau oder gar seine Mutter etwas von dieser Affäre erfahren könnte.



Claudia Orlini betrat nur selten die Zimmerflucht ihres Gatten, aber am Morgen des nächsten Tages tat sie es. Ihr Töchterchen an der Hand, betrat sie sein Schlafzimmer, in dem sie niemanden antraf, ging weiter in das Ankleidezimmer, wo der Kammerdiener damit beschäftigt war, einen Koffer seines Herrn zu packen.

»Der Herr Graf ist noch im Bad«, erklärte der Mann, »er rasiert sich gerade ...«

Claudia zögerte eine Sekunde, dann öffnete sie die angelehnte Türe des überaus luxuriösen Badezimmers. »Guten Morgen, Ottavio«, sagte sie verhalten.

Das Geräusch des elektrischen Apparates übertönte ihre Worte, sie mußte sie lauter wiederholen, um die Aufmerksamkeit ihres Mannes

auf sich zu lenken. Er stand in einem seidenen Morgenmantel vor dem großen dreiteiligen Spiegel.

Die kleine Lucrezia drückte sich ängstlich hinter die Mutter. Der Conte liebte Kinder, wie die meisten Italiener, und er hing auch irgendwie an seiner Tochter. Aber mit der Launenhaftigkeit, die seinem Wesen entsprach, überschüttete er sie einmal mit Zärtlichkeiten und Geschenken, dann wieder zeigte er sich kalt und gleichgültig ihr gegenüber, ein andermal herrisch und böse, so daß die Kleine in der Nähe ihres Vaters kaum zu atmen wagte. Jetzt hatte er das Kind im Spiegel entdeckt, schaltete den Rasierapparat aus und drehte sich zu ihr um. »Und was ist mit dir, Lucrezia? Willst du deinen Papa nicht begrüßen?«

»Buon giorno, Papa«, sagte Lucrezia kaum hörbar. »Komm her und gib mir die Hand!«

Aber die Kleine traute sich nicht, sondern schmiegte sich nur noch enger an die Mutter.

»Du bist schlecht erzogen, sehr schlecht erzogen«, sagte ihr Vater. »Es ist höchste Zeit, daß das anders wird! Wir werden uns nach einer Erzieherin umsehen müssen, die ...«

Claudia fiel ihm ins Wort. »Sollten wir das nicht lieber ein andermal besprechen, Ottavio? Nicht in Gegenwart des Kindes?«

»Ja, nimm du sie nur in Schutz! Recht so! Lucrezia kann ja nichts dafür, daß sie gegen ihren Vater aufgehetzt wird!« Er beugte sich zu der Kleinen. »Nicht wahr, Lucrezia, du hast deinen Papa doch lieb?«

Claudia drückte ihrer Tochter ermutigend die Hand. »Ja, Papa!« murmelte die Kleine.

»Du hast mich viel lieber als die böse Mamma, nicht wahr?«

»Ottavio«, sagte Claudia hart, »jetzt ist es genug! Geh auf dein Zimmer, Lucrezia!«

Die Kleine huschte davon wie ein Wiesel.

»Was willst du von mir?« herrschte der Conte seine Gattin an.

»Ich habe gehört, du willst verreisen«, erwiderte sie ruhig.

»Hast du etwas dagegen?«

»Nein.«

»Na also ...«

»Es würde mich nur interessieren, wohin du fährst!«

»Das geht dich nichts an!«

»Und wie lange bleibst du fort?«

»Auch das kann dir gleichgültig sein.«

Claudia war nahe daran, ihre Bitte, zu ihren Eltern fahren zu dürfen, die sie schon gestern abend vorgebracht hatte, zu wiederholen. Aber die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man bei ihrem launischen und reizbaren Gatten auf direktem Wege sehr wenig, meist sogar gar nichts erreichte. »Ich dachte nur, daß deine Mutter es gerne wissen würde«, erklärte sie deshalb so ruhig wie möglich.

»Sie braucht gar nichts davon zu erfahren.«

»Nun, ich denke doch. Ich habe nämlich vor, sie heute nachmittag mit Lucrezia zu besuchen. Oder willst du mir das etwa auch verbieten?« – »Du verläßt den Palazzo nicht, bis ich wieder zurück bin.«

»Ich fürchte, dafür wird deine Mutter kein Verständnis haben, Ottavio. Aber wie du willst ...« Sie zuckte die Schultern. »Ich werde sie anrufen und ihr Bescheid sagen ...« Sie wandte sich zur Tür.

Er packte sie beim Handgelenk, riß sie roh zurück. »Kanaille!«

Sie sah ihm gerade und unerschrocken in die Augen. »Wir sind nicht allein, Ottavio«, mahnte sie mit dem Blick auf die angelehnte Tür zum Ankleidezimmer.

»Das ist mir egal«, tobte er. »Von mir aus soll das ganze Haus wissen, was für eine Bestie ich geheiratet habe!«

»Ich bin sicher, daß alle hier wissen, wie wir zueinander stehen, auch ohne daß du so schreist, und daß deine Mutter auch von diesem Auftritt sehr bald unterrichtet sein wird.« Er ließ sie los. Sein eben noch unnatürlich gerötetes Gesicht erblaßte jäh. »Entschuldige«, sagte er gepreßt.

»Ich bin dir nicht böse. Ich weiß längst, daß du für deine Ausbrüche nicht verantwortlich zu machen bist.«

»Entschuldige«, wiederholte er, »ich habe die Nerven verloren.«

»Schon gut.«

»Und du willst wirklich zu meiner Mutter?«

»Du weißt, sie legt Wert darauf, daß ich sie in regelmäßigen Abständen besuche.«

»Sie wird dich nach mir fragen ...«

»Das wird sie bestimmt.«

»Es hat wohl keinen Zweck, wenn ich dich bitte, ihr von dieser kleinen Reise nichts zu erzählen?«

»Nein.«

Er gab sich geschlagen. »Ich dachte, du hattest selber vor, zu verreisen?«

»Ja. Aber du warst nicht damit einverstanden.«

»Nun, ich habe es mir inzwischen überlegt ...«

Die starre, mühsam erzwungene Haltung fiel von Claudia ab. Ihr Gesicht leuchtete auf. »Ottavio!« rief sie. »Du erlaubst es mir wirklich! Ich darf meine Eltern besuchen?«

»Von mir aus«, sagte er unwirsch, »bilde dir bloß nicht ein, daß du mir fehlen wirst!«

»Und wie lange? Wann muß ich zurückkommen?«

»Ich werde dich abholen.«

Sie reichte ihm die Hand. »Ich danke dir, Ottavio ... ich danke dir!« Und in einer ehrlichen Aufwallung fügte sie hinzu: »Es wird uns beiden guttun, uns eine Zeitlang nicht mehr zu begegnen. Wenn ich zurückkomme, wollen wir es noch einmal miteinander versuchen, ja?« Er verzog sein schmales Gesicht zu einer häßlichen Grimasse. »Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben«, sagte er zynisch.

Aber Claudia war froh, daß sie sich durch seinen bösen Spott gar nicht getroffen fühlte. Freudig eilte sie ins Kinderzimmer, wo Lucrezia, wie eine verlassene kleine Puppe, still am Fenster hockte.

»Lucrezia«, rief sie, »Liebling! Wir fahren zu Großvater und Großmutter nach Sardinien! Da freust du dich aber, ja?«

»Mit Papa?«

»Nein. Ohne Papa und ohne Tante Helena! Wir beide ganz alleine! Wir werden eine wunderbare Zeit haben!« Sie hob ihr Töchterchen auf und wirbelte mit ihr durch das Zimmer. Lucrezia lachte und strampelte vor Freude.

Anette Sörgel erwachte an diesem Morgen erst spät, mit schwerem Kopf. Sie hatte die halbe Nacht wach gelegen, tränenlos ins Dunkel gestarrt, dann, als sie endlich doch einschlummerte, war ihr Schlaf voller wirrer, wüster Träume gewesen.

Aber die Wirklichkeit war noch schlimmer als der böseste Traum. Sie mußte sich zugeben, daß sie vergebens nach Rom gekommen, sich vergebens gedemütigt hatte – denn daß sie unaufgefordert zu ihrem Verlobten gereist war, um Liebe und Versöhnung gefleht hatte, war eine Demütigung für sie gewesen.

Sie brauchte nur den Hörer des Telefons neben ihrem Bett abzuheben, die Verbindung zu verlangen, und sie würde seine Stimme hören – aber wozu? Sie hätte aufstehen, sich zur Deutschen Botschaft fahren lassen können – aber auch ein letztes Wiedersehen konnte nichts an der Tatsache ändern, daß sie ihn verloren hatte. Vielleicht für immer.

Es war entsetzlich, ihm so nahe zu sein und doch zu wissen, daß er unerreichbar für sie geworden war, in eine seltsame Liebe verstrickt, die für sie unverständlich blieb, ganz verändert, von einem geheimnisvollen Zauber berührt, nicht mehr der kluge, überlegene Mann, den sie geliebt hatte, sondern ein Fremder. Anette begriff, daß es nur noch eines für sie zu tun gab – abzureisen, diese Stadt, die ihrer Liebe Unheil gebracht hatte, so schnell wie möglich zu verlassen.

Während sie aufstand, sich duschte und anzog, spielte sie mit dem Gedanken, Mike O'Connor anzurufen. Mit fast selbstquälerischer Neugier verlangte sie danach, Näheres über die verhängnisvolle Liebesgeschichte ihres ehemaligen Verlobten zu erfahren. Aber würde Mike sich nicht einbilden, daß das Feld jetzt für ihn frei war? Schlimmer noch, würde er sie nicht bemitleiden? Allein der Gedanke daran, ihr eigenes Unglück vor fremden Menschen zu entblößen, ließ Anette erschauern. Nein, nur das nicht! Lieber nichts mehr erfahren, sie wußte ohnehin schon genug.

Noch vor dem Frühstück ließ sie sich vom Hotelconcierge eine Flug-

karte besorgen. Später ging sie hinauf auf ihr Zimmer, um zu packen. Es war inzwischen elf Uhr geworden, um 16 Uhr 55 ging ihr Flugzeug. Noch sechs schwere, einsame Stunden in dieser fremden Stadt, die ihr alles geraubt hatte, lagen vor ihr.

Anette Sörgel mußte sich förmlich zwingen, das Hotel zu verlassen. Auf der Piazza Navona saßen die Menschen an kleinen Tischen im Freien, fröhliche, unbeschwerte Menschen, die den Sonnenschein genossen. Kinder tanzten schreiend und singend um die plätschernden Brunnen, Autos hupten, Hausfrauen kauften ein. Anette fühlte sich unter all diesen unbekümmerten Leuten, die nichts von ihrem Leid ahnten, einsamer und unglücklicher denn je zuvor.

Sie fand einen freien Platz vor einem Ristorante, bestellte einen Espresso, rauchte eine Zigarette. Aber sie fand keine Ruhe, erhob sich kaum zehn Minuten später. Sie mußte etwas tun, irgend etwas unternehmen, die toten Stunden, die vor ihr lagen, ausfüllen.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Sie hatte Geld genug. Da sie sich auf einen längeren Aufenthalt in Rom eingestellt hatte, blieb ihr jetzt noch eine beträchtliche Summe übrig.

Warum sollte sie sich nicht etwas kaufen? Eine Handtasche, Schuhe, irgend etwas, das ihr Freude machte und ihr wieder Auftrieb gab. Es müßte schon etwas Besonderes sein – ja, nun wußte sie es: ein Kleid von Emilio Schuberth!

Jetzt, da sie ein Ziel hatte, fühlte sie sich schon ein wenig besser, sie schritt kräftig aus. Sie wußte von ihrem früheren Aufenthalt in Rom, wo der berühmte Modeschöpfer sächsischer Herkunft seine Modelle kreierte, fand das Haus ohne Schwierigkeiten, trat ein.

Ein junges Mädchen begleitete sie über die geschwungene, mit weichen Teppichen belegte Treppe in die erste Etage, wo eine schwarzhaarige, herbe Direktrice sie mit gekünstelter Liebenswürdigkeit und ebensolchen Gesten empfing.

»Ein Kleid für die Signorina? Etwas Besonderes? Oh, wir werden sehen! Bitte, nehmen Sie Platz, nur eine Sekunde!«

Sie musterte Anette Sörgel, die sich in ihrem gutgeschnittenen blauen Leinenkostüm plötzlich schäbig vorkam, von Kopf bis Fuß, um ihr

Maß abzuschätzen, verschwand und kam bald darauf mit einer Auswahl Kleider zurück – Kleider mit Hosenröcken, Tunikas, weichfallende Stoffe, mit Perlenstickerei verziert, zauberhafte Gebilde, wie Anette zugeben mußte.

Dennoch sagte sie, mit einem leicht verlegenen Lächeln: »Das alles ist wundervoll, aber doch ein wenig zu extravagant für mich – ich bin Studentin!«

»O ja, ich weiß«, sagte die Direktrice und versüßte ihre Worte mit einem Lächeln, »deutsche Frauen haben keinen Mut zur Mode! Aber Sie werden sehen ...« Sie schnippte mit dem Finger, verschwand mit der Kleiderauswahl hinter einer samtenen Portiere, kam Sekunden später, ohne die Kleider, wieder zum Vorschein.

Anette war schon aufgestanden.

»Bitte, behalten Sie doch Platz!« sagte die Direktrice. »Eines unserer Mannequins wird Ihnen jetzt einige Kleider vorführen ...«

Und dann erschien – Cobra, sehr reizend anzusehen in einem engen, türkisfarbenen Kleid, mit weich fallender, geraffter Tunika. Sie hatte ein starres Lächeln um die Lippen, das sofort verschwand, als sie Anette erkannte. Die Direktrice klatschte in die Hände. »Weiter, weiter, bitte ...« Und während Cobra sich anmutig und doch mechanisch wie eine aufgezoogene Puppe drehte und wendete, erklärte die Direktrice in überschwenglichen Worten den Reiz eines wirklich bezaubernden Kleides.

Aber Anette hörte ihr kaum noch zu. Auch als Cobra verschwand und wenig später verwandelt erschien, wieder verschwand und sich wieder verwandelte, konnte sie kein Interesse mehr für die vorgeführten Modelle aufbringen. Sie sah nur Cobra, ihr leuchtendes Haar, ihre geschmeidigen Bewegungen, die schlanken, überlangen Beine, das kecke Profil.

Anettes Einsilbigkeit mußte die Direktrice überzeugt haben, daß sie ihren Wortreichtum vergebens verschwendete. Nach einiger Zeit zog sie sich mit einer Entschuldigung zurück, ließ Anette und Cobra allein.

»Bitte, bleiben Sie einen Augenblick stehen!« sagte Anette.

Sie trat auf das Mannequin zu, tat, als wollte sie sich von der Qualität des Stoffes überzeugen – Cobra führte gerade ein Abendkleid aus reich bestickter weißer Seide vor.

»Können wir uns sprechen?« fragte Anette leise.

»Nicht hier«, flüsterte Cobra. »Heute abend?«

»Dann bin ich schon fort. Jetzt gleich.«

»In einer halben Stunde habe ich Mittagspause. Kennen Sie das Ristorante gegenüber der Fontana di Trevi?«

»Ja.«

»Also dann – bis gleich!«

Gerade noch rechtzeitig bemerkten die Mädchen, daß die Direktrice zurückgekommen war. Cobra begann sofort, sich mechanisch zu drehen, und Anette trat einen Schritt zurück.

»Es tut mir leid, daß ich Sie enttäuschen muß«, sagte sie lächelnd, »mir scheint, ich bin wirklich ein hoffnungsloser Fall. Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe!«



Gegenüber der Fontana di Trevi gab es zwei Restaurants, und da Anette plötzlich unsicher war, welches Cobra gemeint haben könnte, entschloß sie sich, draußen zu warten. Sie ging auf die andere Straßenseite, von der aus sie zu dem prachtvollen Brunnen hinabsehen und gleichzeitig die Straße im Auge behalten konnte.

Die Wartezeit verging ihr unendlich langsam, aber dann, als Cobra endlich erschien, mußte sie zugeben, daß das Mannequin sich sehr beeilt hatte.

Anette überquerte die Straße, die beiden Mädchen begrüßten sich zurückhaltend, aber nicht ohne Liebenswürdigkeit, betraten eines der Ristorante, das mit seinen quadratischen, weiß gedeckten Tischen, den einfachen Holzstühlen, dem blankgescheuerten Steinboden sich in nichts von den unzähligen anderen italienischen Eßlokalen unterschied.

Sie gaben ihre Bestellung auf – beide verzichteten auf eine Vorspei-

se und den landesüblichen Wein – und zündeten sich dann jede eine Zigarette an. Sie lächelten sich zu, aber die prüfenden, abschätzenden Blicke, mit denen sie sich musterten, waren ohne Wärme. Cobra war es, die das Gespräch eröffnete. »Ich hoffe«, sagte sie und streifte die Asche ihrer Zigarette ab, »Sie haben mich nicht hierher bestellt, um mir ein Versprechen abzunehmen ...«

Anette krauste die breite, gutgeformte Stirn. »Ich verstehe nicht ...«

»Seien Sie mir nicht böse, aber das nehme ich Ihnen nicht ab.«

»Es wäre mir lieber, wenn Sie sich deutlicher ausdrücken würden!«

»Nun denn«, sagte Cobra, »ich kann Ihnen nicht versprechen, Konrad Hartwig nicht wiederzusehen – ja ich werde sogar alles tun, damit es zu einem Wiedersehen kommt.«

»Bedeutet er Ihnen so viel?«

»Ja«, erwiderte Cobra mit Nachdruck.

Anette spürte mit Unbehagen, daß sie errötete. »Wir sind verlobt!« erklärte sie.

»Sagen Sie lieber – Sie waren es!«

»Er liebt Sie so wenig wie mich!«

»Mag sein«, gab Cobra zu, »aber ich bin hier, und Sie sind weit fort, also habe ich die größeren Chancen.«

»Er wird Sie niemals heiraten!« sagte Anette heftiger, als sie beabsichtigt hatte. Cobras Erstaunen war echt. »Wer spricht denn von Heirat?«

»Wenn ein Mädchen einen Mann liebt, dann wünscht sie sich doch immer ...«

»Wiedergeliebt zu werden«, fiel Cobra ihr ins Wort, »ja, und das wünsche ich mir wirklich. Aber ich bin nicht mehr jung genug, um an ein unausbleibliches Happy-End im bürgerlichen Sinne zu glauben!«

»Sie sind sicher nicht älter als ich«, sagte Anette, durch den bitteren Ton der anderen aus der Fassung gebracht.

»Es sind nicht die Jahre, auf die es ankommt, sondern die Erfahrungen!« Cobra drückte ihre Zigarette aus. »Nicht, daß ich Erfahrungen unbedingt für einen Vorteil halte, ganz ehrlich, ich beneide Sie ...«

»Nun, ich fühle mich augenblicklich alles andere als beneidenswert, ich reise heute ab, und ...«

»Warum? Warum verlassen Sie Rom?«

»Mein Studium ...«

»Ist Ihnen das wirklich wichtiger als der Mann, den Sie angeblich lieben?«

»Was für einen Zweck hätte es denn für mich, hier zu bleiben?«

»Immerhin«, sagte Cobra, »Sie wären in seiner Nähe, Sie kennen seine Freunde, es ließen sich Begegnungen arrangieren ...«

»Nein, danke«, sagte Anette hart, »ich laufe keinem Manne nach!«

Cobra lächelte. »Ich schon«, bekannte sie.

»Sie werden sehen, wie weit Sie damit kommen.«

»Ohne Zweifel.«

»Ich werde auf ihn warten«, sagte Anette, »er weiß, wo er mich finden kann, und wenn er mich eines Tages braucht ...«

Cobra unterbrach sie. »Hoffentlich wird er sich dann an Sie erinnern!«

»Sie würden bestimmt nichts dazu tun!«

Cobra lächelte plötzlich. »Warum streiten wir uns eigentlich? Wir lieben beide den gleichen Mann, das sollte uns doch eher miteinander verbinden. Wir haben beide die gleichen Chancen, sehr schlechte Chancen, nebenbei gesagt. Wollen wir einen Pakt miteinander schließen?« Anette zögerte, sie fürchtete eine Falle.

»Ich werde Sie benachrichtigen, wenn ich den Eindruck habe, daß Konrad Hartwig Sie braucht«, sagte Cobra.

»Und was verlangen Sie von mir als Gegenleistung?«

»Lassen Sie mir die Möglichkeit, ihn über diese unglückselige Liebe hinwegzubringen. Seien Sie unbesorgt, ich bin keine Frau, die man heiratet. Ich will nur sein Glück. Auch wenn er es durch eine andere findet.«

»Ich auch«, sagte Anette impulsiv.

»Na also! Und wenn wir uns gegenseitig keine Knüppel zwischen die Beine werfen, dann muß es uns doch gelingen, ihn aus den Fängen dieser Hexe zu befreien!«

Anette Sörgel machte große Augen. »Ist sie wirklich so ein Biest?«

»Sie muß es sein, sonst hätte sie ihn doch nicht so verzaubern können ...«

Nun sprachen die beiden nur noch über Claudia Orlini, die Frau, von der sie wenig oder gar nichts wußten und die sie doch beide aus ganzem Herzen haßten. Als sie sich, eine halbe Stunde später, nach einem einfachen, aber sehr guten Essen, voneinander verabschiedeten, glaubte jede, in der anderen eine Freundin gefunden zu haben.

Aber dieses tröstliche Gefühl hielt in Anette nicht lange vor. Der Abschied von Rom war zu bitter.

Diesmal wurde sie nicht von fröhlichen jungen Männern zum Flughafen hinausgefahren, diesmal mußte sie den Zubringerbus benutzen. Niemand geleitete sie zum Flugsteig, niemand brachte ihr Blumen, niemand küßte sie. Sie mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht in Tränen auszubrechen. Aber hochehobenen Kopfes schritt sie die Gangway zum Flugzeug hinauf. Sie verbarg ihren Schmerz auf dem Grunde ihres Herzens.

Tino Reggi erfuhr von dem Verschwinden seiner Schwester zwei Tage später.

Er hatte es sich seit langem zur Gewohnheit gemacht, die Stunde vor dem Abendessen auf der Via Veneto zu verbringen. Dort traf er um diese Zeit die meisten seiner Kollegen und Freunde, tauschte Neuigkeiten, Erfahrungen und Gerüchte aus, beobachtete dabei den hin und her wogenden Verkehr, der gerade um diese Zeit ein besonders buntes Bild bot. Die Damen, die hier flanierten, mit Nerzen und Juwelen behangen die älteren, in eng geschnittenen, raffinierten Kleidchen die jüngeren, gehörten nicht zur wirklich guten Gesellschaft – wenn auch ihre Manieren und ihr Auftreten perfekt waren –, aber gerade darum schienen sie den Männern besonders interessant.

An diesem Abend saß Tino wieder einmal mit Uwe Holsten zusammen, und die beiden lästerten weidlich. Über die alten Damen, deren dick aufgetragenes Make-up die Falten doch nicht verdecken konnte und die trotzdem nicht darauf verzichten konnten, »dabei zu sein, und über die ganz jungen, die zum Teil erst seit ein paar Tagen in Rom waren und sich hier das Glück und die große Karriere erhofften.«

Plötzlich sagte Uwe: »Schau mal nach links hinüber! Die Alte dort! Sie schaut uns so merkwürdig an!«

Tino Reggi folgte dem Blick seines Freundes und – stand auf.

»Die Alte dort«, sagte er, »ist meine Mutter!«

»Entschuldige, ich wollte nicht ...«

Tino unterbrach den Maler. »Halt meinen Platz frei!« sagte er und war mit wenigen Schritten bei seiner Mutter.

Signora Reggi wirkte, in einem schwarzen Seidenkleid und großem Umhängetuch, eine antike Brosche angesteckt, sehr anständig gekleidet – aber hier, im falschen Glanz der Via Veneto, schien sie seltsam fehl am Platz.

»Wie kommst du hierher, Mamma?« fragte Tino.

»Ich habe dich gesucht ...«

»Mich? Warum hast du nicht eines der Kinder zu mir nach Hause geschickt?«

»Dort bist du doch nie.«

»Stimmt. Außer nachts.« Er faßte seine Mutter sanft beim Arm. »Komm, Mamma!« Er führte sie zu seinem Tisch und warf Uwe Holsten einen beschwörenden Blick zu.

Der Maler verstand. »Familienangelegenheiten?« sagte er. »Dann lasse ich dich wohl lieber allein. Bis später dann! Abendessen im Excelsior!« Er verbeugte sich vor Tinos Mutter und verschwand in der Menge.

»Wer war das?« fragte Signora Reggi.

»Das ist doch jetzt ganz gleichgültig, Mamma – setz dich bitte. Ein Freund. – Was kann ich dir bestellen?«

»Gar nichts.«

»Doch, du mußt etwas trinken. Ein Viertel Wein?« Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, gab er seine Bestellung bei einem der vorbeieilenden Kellner auf.

Dann wandte er sich ihr wieder zu. »Also, was gibt es?« fragte er. »Weshalb willst du mich sprechen?«

»Wegen Pia. Sie ist fort.«

Tino runzelte die Stirn. »Fort? Was heißt das?«

»Sie ist während ihrer Arbeitszeit aus dem Geschäft verschwunden!«

»Aber nein, so was gibt es doch gar nicht! Wann war denn das? Und sie ist nicht nach Hause zurückgekehrt? Du hast doch hoffentlich die Polizei benachrichtigt?«

»Nein, nicht die Polizei.« Ihre Lippen zitterten. »Sie hat einen Brief hinterlassen.« Sie begann, in ihrer abgenutzten schwarzen Handtasche zu kramen, brachte endlich einen Umschlag hervor und reichte ihn ihrem Sohn. »Da, lies selber!«

Tino nahm den Bogen aus dem Umschlag, überflog die wenigen Zeilen: »Macht euch keine Sorgen um mich. In ein paar Monaten werde ich wieder zurück sein. Wenn ihr mich dann noch haben wollt.«

Er ließ den Brief sinken. Er wußte, was diese Nachricht bedeutete, und in dem Blick seiner Mutter las er, daß auch sie es wußte – aber beide sprachen ihren Verdacht nicht aus, als wenn sie durch ihr Schweigen die Tatsachen ungeschehen machen könnten.

»Ich dachte, du müßtest es wissen«, sagte Frau Reggi.

»Das war sehr richtig von dir«, erwiderte ihr Sohn. Signora Reggi senkte die Augen. »Es ist meine Schuld. Ich habe Pia schlecht erzogen.«

»Das ist nicht wahr, Mamma!« Tino legte seine Hand auf ihre abgearbeiteten Hände. »Du hast dein Bestes getan. So etwas passiert eben ...«

»Nie hätte ich gedacht, daß ausgerechnet in unserer Familie ...«

»Kränke dich nicht, Mamma!«

Der Kellner setzte eine kleine gläserne Karaffe und ein Glas auf den Tisch. Tino zahlte, schenkte seiner Mutter ein.

»Da, nimm einen Schluck. Du wirst dich gleich besser fühlen!«

»Daß wenigstens Papa das nicht mehr erleben mußte!«

»Wenn Papa noch lebte, wäre es nicht passiert! Aber ich werde Pia rächen, verlaß dich darauf, Mamma ...«

»Du kannst ihr doch nicht mehr helfen!«

»Ich weiß, Mamma, aber ich werde ...« Er unterbrach sich mitten im Satz.

Seine Mutter blickte auf, sah, daß seine schwarzen Augen unnatürlich in dem blaß gewordenen Gesicht brannten.

»Mach keine Dummheiten, mein Sohn!«
 »Sei unbesorgt, ich weiß schon, was ich tue!«
 »Ich habe allen Nachbarn erzählt, daß Pia zu Verwandten aufs Land
 gefahren sei!«
 »Sehr gut. Verrate auch den Kindern nichts.«
 »Ihnen habe ich das gleiche gesagt.«
 »Ahnst du etwas?«
 »Ich weiß es nicht ...«
 Frau Reggi leerte ihr Glas mit einem Zug und stand auf. »Ich muß
 jetzt gehen, Tino ...«
 »Schon?«
 »Das Abendessen richten ...« Sie strich ihrem Sohn mit einer scheu-
 en, zärtlichen Geste über das dunkle Haar.
 »Gib auf dich acht, Tino! Du warst nie sehr stark!«
 »Aber ich bin klüger als ...« Er stockte, als wenn er sich schon ver-
 raten hätte. »Ich werde dich mit meinem Wagen nach Hause bringen,
 Mamma, komm!«



Konrad Hartwig war ehrlich überrascht, als Fräulein Erlmaier Tino
 Reggi in sein Arbeitszimmer in der Deutschen Botschaft führte.
 »Tino«, rief er, »du? Was führt dich zu mir?«
 Der Journalist drehte nervös seinen Hut in den Händen. »Nichts Be-
 sonderes! Ich wollte nur mal sehen, wie es dir geht. Du hast dich in der
 letzten Zeit ja sehr rar gemacht.«
 »Ach, deshalb! Nun, ich hatte viel Arbeit, sehr viel Arbeit – aber setz
 dich doch!«
 »Ich möchte nicht stören ...«
 »Das macht nichts«, sagte Konrad Hartwig und holte eine Flasche
 Cognac und zwei Gläser aus dem Wandschrank, »aber du weißt ja si-
 cher auch, wie das ist. Wenn einem der Papierkram über den Kopf
 wächst, läßt man sich ganz gern mal unterbrechen.«
 Er goß das goldbraune Getränk in die Gläser, setzte sich dem Freund

gegenüber, sie plauderten über dieses und jenes, und je mehr das Gespräch fortschritt, desto weniger begriff Konrad, warum der Journalist ihn überhaupt aufgesucht hatte.

Endlich entschloß sich Tino, die Katze aus dem Sack zu lassen. »Übrigens, ich glaube, ich kann dir eine Bekanntschaft vermitteln, die dich sehr interessieren dürfte ...« sagte er, ohne den Attaché anzusehen.

Konrad lehnte sich zurück. »Da bin ich aber gespannt!«

»Es handelt sich um einen jungen Ingenieur, di Leoni. Er arbeitet seit zwei Jahren in Deutschland und ist gerade auf Heimaturlaub hier in Rom. Ein ausgesprochen netter Bursche.«

»Glaube ich dir gerne«, erwiderte Konrad Hartwig, »aber wieso soll ich mich für ihn interessieren?«

»Ich dachte nur. Er ist nämlich der Bruder der Contessa Claudia Orlini ...«

Sekundenlang blieb Konrad ganz still. Dann, als er den lauernden Blick Tinos auf sich gerichtet fühlte, riß er sich zusammen. »Na und?« fragte er gezwungen.

Tino gab nicht auf. »Ich dachte nur ...« sagte er und zuckte die Achseln.

»Was dachtest du?« fragte Konrad scharf.

»Daß dir sehr viel an einer Verbindung zu Claudia Orlini läge. Du weißt sicher, daß sie zu ihrer Familie nach Sardinien gefahren ist.«

»Nein. Davon hatte ich keine Ahnung.«

»Pietro di Leoni fährt in ein paar Tagen ebenfalls nach Hause«, fügte Tino vielsagend hinzu.

»Und? Warum erzählst du mir das alles?«

Tino zündete sich eine Zigarette an, lehnte sich in seinen Sessel zurück. »Konrad«, sagte er, »versuch doch nicht, mir etwas vorzumachen! Wir sind doch Freunde, oder?«

Konrad konnte seine Gereiztheit nicht länger unterdrücken. »Das gibt dir kein Recht, dich in meine Angelegenheiten zu mischen!« sagte er böse.

Tino grinste nur. »Also doch!«

Als Konrad protestieren wollte, brachte er ihn mit einer Handbewe-

gung zum Schweigen, sprach rasch weiter. »Was ist denn schon dabei? Du hast dich in eine verheiratete Frau verliebt, gib es doch zu, es ist ja keine Schande! Immer noch besser, als wenn du einem jungen Mädchen nachstellen würdest ...«

Jetzt endlich gelang es Konrad, zu Wort zu kommen. »Ich stelle niemandem nach! Merk dir das, ein für allemal!«

»Aber, aber«, sagte Tino gemütlich, »wozu die Aufregung! Wir alle wissen doch Bescheid!«

Konrad schwieg, fühlte sich in die Enge gedrängt. Er begriff, daß der Journalist jede Erklärung oder Verteidigung als Bekenntnis auslegen würde.

»Wenn du wüßtest, wie oft so etwas hierzulande vorkommt«, sagte Tino, »die italienischen Ehefrauen würden sich ja zu Tode langweilen, wenn es anders wäre. Die armen Dinger! Bis zu ihrer Hochzeit müssen sie eisern brav sein. Wer kann es ihnen da verdenken, wenn ihnen nachher das Spiel mit dem Feuer besonders reizvoll erscheint? Und es gibt Männer, die es einfach verdienen, Hörner aufgesetzt zu bekommen.«

»Wie wenig du Claudia Orlini kennst!«

»Aber du, nicht wahr, du kennst sie besser? Na, wenn du wirklich schon so vertraut mit ihr bist, kann ich mir ja alles Weitere sparen.«

Konrad sprang auf. »Warum mußt du mir jedes Wort im Munde umdrehen? Was führst du eigentlich im Schilde? Du weißt genau, daß Claudia Orlini eine anständige Frau ist, die anständigste aller Frauen! Ja, ich gebe zu, sie bedeutet mir viel. Aber ich bin weder ein eingebildeter Narr noch ein gewissenloser Verführer. Ich bin mir völlig im klaren darüber, daß sie stets unerreichbar für mich bleiben wird und bleiben muß!«

»Das eben«, sagte Tino gelassen, »ist dein fundamentaler Irrtum. Wenn dir wirklich so viel an ihr liegt, warum wirbst du denn nicht um sie? Was kann dir schon dabei passieren? Entweder sie weist dich ab, dann hast du nichts verloren, oder aber du erreichst dein Ziel ...«

»Ach, hör auf damit«, sagte Konrad angewidert. »Warum versuchst du nicht wenigstens, mit ihr zusammenzukommen? Sie so kennenzu-

lernen, wie sie wirklich ist? Vielleicht verfliegt dann dein Traum von der großen Liebe, und du bist der Wirklichkeit zurückgewonnen – auch das wäre ja schon ein Fortschritt, Konrad, glaub mir doch, ich meine es ja nur gut mit dir, hör auf mich, es ist zu deinem Besten!« Konrad sah den Journalisten aus schmalen Augen an. »Ich weiß nicht, was du im Schilde führst«, sagte er langsam, »aber es kann nichts Gutes sein. Es geht dir gar nicht um mich und auch nicht um Claudia. Wenn ich nur deine Gedanken lesen könnte!«

Tino lächelte unbekümmert. »Warum müßt ihr Deutschen denn immer alles so kompliziert machen«, sagte er, »ich rede, wie ich denke, und ich denke, wie ich rede.« Er erhob sich. »Soll ich dich nun mit Pietro di Leoni zusammenbringen? Ja oder nein?«

»Nein«, erklärte Konrad hart.

»Überleg es dir gut«, sagte Tino und nahm seinen Hut vom Tisch, »ich lasse dir Zeit! Heute nachmittag um fünf bin ich mit Claudias Bruder im Caffè Greco verabredet. Wenn du dazu stoßen willst ... du bist herzlich willkommen!«

»Leb wohl, Tino!«

Tinos Lächeln vertiefte sich. »Also dann, bis später!«



Als der Journalist gegangen war, brauchte Konrad Hartwig lange, bis er sich soweit gefaßt hatte, daß er sich wieder seiner Arbeit widmen konnte. Aber es gelang ihm beim besten Willen nicht, sich wirklich zu konzentrieren. Immer wieder und wieder ließ er sein Gespräch mit Tino im Geiste vor sich abrollen, und immer stärker wurde sein Eindruck, daß er sich sehr töricht benommen hatte. Tino hatte ihn dazu gebracht, viel mehr von seinen Gefühlen preiszugeben, als er beabsichtigt hatte. Warum war er nicht einfach auf den Vorschlag des Journalisten, die Bekanntschaft dieses Pietro di Leoni zu machen, eingegangen? Was hätte er sich schon damit vergeben? Statt dessen hatte er sich zu Erklärungen hinreißen lassen, die ihn selber, schlimmer noch, auch Claudia Orlini, in eine schiefe Situation bringen mußten.

Konrad Hartwig hatte sich immer für einen guten Diplomaten gehalten, aber er war ehrlich genug, sich selber zuzugeben, daß in diesem Falle, wo sein Herz allzusehr beteiligt war, ihn seine diplomatischen Fähigkeiten vollkommen im Stich gelassen hatten.

Noch war er fest entschlossen, nicht zu dem Treffen im Caffè Greco zu gehen, aber je weiter der Tag vorschritt, desto stärker wurde die Versuchung.

Kurz vor fünf Uhr konnte er nicht mehr widerstehen.

Er verließ die Botschaft, fuhr mit seinem Wagen in die Innenstadt, parkierte auf der Piazza di Spagna, ging von dort aus in die Via Condotti.

Er redete sich ein, daß er nur deshalb zu diesem Treffen mit Tino und Claudia Orlinis Bruder ginge, um die Blöße, die er sich dem Journalisten gegenüber am Vormittag gegeben hatte, wiedergutzumachen. Tatsächlich aber war es seine unveränderte Liebe zu Claudia, die ihn zu ihrem Bruder zog.

Er durchschritt den Vorraum des Caffè Greco, in dem sich Römer und Touristen um die Espressobar drängten, ohne ein bekanntes Gesicht zu sehen, ging weiter in die düsteren und seltsam altmodischen Räume, die einst der Treffpunkt der Deutschen in Rom gewesen waren und in denen auch heute noch Bilder und Erinnerungsstücke an die großen Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts erinnerten.

Aber Konrad hatte heute kein Auge für die romantischen Bilder Goethes und Wagners, sein Sinn war ganz auf die Gegenwart gerichtet, und da er Tino nicht gleich entdeckte, glaubte er schon, daß der Journalist ihn genarrt habe.

Aber dann sah er ihn doch. Er saß neben einem breitschultrigen jungen Mann an einem runden Marmortischchen. Tino sprang freudig überrascht auf, reichte Hartwig die Hand und klopfte ihm die Schulter.

»Konrad, alter Junge, wie schön, dich zu sehen!«

Konrad erwiderte diese Begrüßung um einige Grade zurückhaltender. Ihm fiel auf, daß Tino sich bemühte, diese Begegnung als einen Zufall und nicht als eine Verabredung hinzustellen. Tino machte ihn

mit seinem Begleiter bekannt. »Konrad Hartwig, Kulturattaché bei der Deutschen Botschaft ... Pietro di Leoni, ein alter Freund von mir!«

Beide schüttelten sich die Hände, und einen Atemzug lang war Konrad Hartwig enttäuscht, daß Pietro di Leoni auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit Claudia hatte. Aber bald schon empfand er diese Tatsache als Erleichterung. Er fühlte sich in der Gegenwart des anderen keineswegs durch seine Erinnerungen an die Frau seiner Träume gehemmt. Pietro di Leoni wirkte ausgesprochen sympathisch, ein intelligenter, frischer, fröhlicher Mann, mit dunkelbraunen Augen, aschblondem Haar, das seine gesunde Bräune noch hervorhob.

Er bekannte freimütig, daß er Deutschland und die Deutschen liebte, ein Geständnis, das Konrad um so angenehmer berührte, als er solche Worte in Rom nicht allzuoft zu hören bekam.

Schon nach wenigen Sätzen hatten Konrad Hartwig und Pietro di Leoni einen guten Kontakt bekommen. Tino beobachtete es mit Genugtuung. Der Italiener erzählte begeistert von seiner Arbeit in Deutschland, von der Freundlichkeit, die man ihm dort entgegenbrachte.

»Ich weiß, so etwas darf man in Rom gar nicht aussprechen«, sagte er, »aber für mich ist Deutschland ein Land, in dem man sich wirklich wohl fühlen kann. Keine wilden Streiks, keine Korruption, Ordnung, Anstand und ...« Er suchte nach einem passenden Wort.

»... hohe Steuern«, ergänzte Konrad lächelnd.

»Stimmt«, gab Pietro di Leoni zu, »aber ich finde nicht, daß Sie und ich uns darüber beklagen sollten. Wenn die Steuerpolitik in Italien gesünder wäre, würde es den Menschen hier auch längst viel besser gehen! Habe ich nicht recht, Tino?«

»Sprich dich nur aus«, sagte dieser, »man merkt, daß du erblich belastet bist!«

Pietro di Leoni lachte. »Oh, sag das nicht! Meine Mutter ist begeisterte Italienerin!«

»Sie werden also wieder nach Deutschland zurückgehen?« fragte Konrad.

»Nicht nur das. Ich werde auch voraussichtlich dortbleiben. Ich habe mich nämlich – bitte, Tino, erzähle es jetzt nicht gleich herum, meine

Mutter würde sehr böse sein, wenn sie es von dritter Seite erführe – ich habe mich in Deutschland verlobt!«

»Gratuliere!« sagte Tino.

Konrad schloß sich diesen Glückwünschen an. »Haben Sie Ihre Braut mitgebracht, um sie Ihrer Mutter vorzustellen?«

»Nein, so schnell geht das nicht, erst muß ich meine Mutter schonend darauf vorbereiten.«

»Warum denn das?« fragte Tino.

»Weil ich fürchte, daß meine Mutter zu stark in italienischen Vorurteilen verhaftet ist! Natürlich würde sie theoretisch wohl nichts dagegen haben, daß ich eine Deutsche heiraten will, aber die Sache hat einen anderen Haken. Gisela, meine Verlobte, ist aus einfacher Familie, und meine Mutter ist altmodischerweise reichlich adelsstolz. Ferner ist Gisela 25 Jahre alt und lebt seit langem ganz auf sich gestellt in einer Großstadt. Auch das wird meine Mutter bedenklich stimmen.«

»Wieso denn?« fragte Konrad erstaunt.

»Das solltest du dir doch eigentlich denken können!« sagte Tino. »Von einem Italiener aus guter Familie erwartet man, daß er ein behütetes Töchterlein heiratet ...«

»Genau«, stimmte Pietro zu, »meine Mutter wird nicht verstehen, daß mir an Gisela gerade ihre Selbständigkeit gefällt, ihre Illusionslosigkeit, ihre Tüchtigkeit. In ihr habe ich eine wirkliche Lebensgefährtin gefunden, und ich werde sie nicht aufgeben, auch wenn sich meine Mutter auf den Kopf stellt. Selbst wenn ich ihretwegen mit meiner Familie brechen müßte.«

»Findest du nicht, daß du da ein wenig zu weit gehst?« fragte Tino.

»Nein. Denn es geht um mein Leben und meine Zukunft. Ich liebe meine Mutter und meine Familie, sie bedeutet mir sehr viel, aber ihretwegen werde ich mich nicht unglücklich machen.«

»Das halte ich für vollkommen richtig«, erklärte Konrad, »außerdem, wenn erst die Enkelkinder da sind, wird Ihre Mutter sich bestimmt mit der unwillkommenen Schwiegertochter aussöhnen.«

»Und wie, glaubst du, wird dein Vater sich zu diesem Problem stellen?« fragte Tino.

»Er wird mir heimlich verständnisvoll die Hand drücken und sich offiziell auf die Seite meiner Mutter stellen.« Konrad und Tino stimmten in sein Lachen ein.

Das Gespräch ging weiter lebhaft hin und her, und bald war es Konrad, als wenn er Pietro di Leoni schon seit langem kannte – die Offenheit und der Humor des jungen Mannes ließen keine Fremdheit aufkommen. Die Zeit verging schnell.

»Wann fährst du nach Hause, Pietro?« fragte Tino.

»Übermorgen ...«

»Unser deutscher Freund wünscht sich schon lange, Sardinien kennenzulernen, nicht wahr, Konrad?«

Ehe Konrad noch etwas erwidern konnte, hatte di Leoni schon das Stichwort aufgegriffen. »Wirklich?« fragte er.

»Dann sollten Sie aber meine Eltern aufsuchen, ich werde Ihnen eine Empfehlung mitgeben. Nur schade, daß ich selbst dann nicht dort sein werde ...«

»Du solltest die Gelegenheit beim Schopf fassen, Konrad, und Pietro begleiten ...« schlug Tino, scheinbar absichtslos, vor.

»Aber das geht doch nicht«, wehrte sich Konrad.

»Warum denn nicht?« rief Pietro di Leoni impulsiv. »Ich halte das sogar für eine glänzende Idee! Machen Sie sich frei und kommen Sie mit mir!«

»Unmöglich!«

»Warum? Können Sie sich keinen Urlaub nehmen?«

»Das vielleicht schon, aber ...«

»Dann haben wir uns ausgesprochen. Kein Wort mehr. Ich habe in Deutschland soviel Gastfreundschaft genossen, daß ich glücklich bin, mich auch einmal revanchieren zu können. Sie dürfen mir das auf keinen Fall abschlagen.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber ...«

»Und außerdem können Sie mir eine große Hilfe sein!« sagte Pietro di Leoni. »Wenn Sie mich begleiten, wird meine Mutter ihrem Temperament die Zügel anlegen müssen. In Gegenwart Fremder zeigt sie sich immer von ihrer sanftesten Seite. Sie würden mir wirklich einen großen Gefallen tun, wenn Sie ...«

»Bitte, dringen Sie nicht weiter in mich«, sagte Konrad, »Ihr Angebot reizt mich sehr, und es fällt mir schwer, Ihnen eine Absage zu erteilen, aber ...«

»Kein Aber! Es gibt keinen Grund, meine Einladung abzuschlagen. Oder wollen Sie mich beleidigen?« Konrad zögerte, bevor er sich entschloß, die Wahrheit zu sagen. »Ich kenne Ihre Schwester, Signor di Leoni!«

Der Italiener verstand nicht. »Welche?« fragte er lächelnd. »Ich habe drei!«

»Contessa Claudia Orlini!«

Pietro di Leonis Gesicht verdüsterte sich. »Ach so. Kennen Sie auch ihren Mann?«

»Ja. Wir sind uns vorgestellt worden.«

»Sie dürfen, bitte, vom Betragen des Conte Orlini nicht auf den Charakter meiner Schwester schließen! Wenn es das ist, was Sie abhält ...«

»Aber nein! Die Contessa ist eine wunderbare Frau!«

»Sie mögen sie? Dann ist ja alles in Ordnung! Kommen Sie mit!«

»Sei nicht albern, Konrad«, drängte Tino.

Die Versuchung war groß. Aber Konrad widerstrebte es zutiefst, sich unter falschen Voraussetzungen in die Familie Claudia Orlinis einzuschleichen. »Sie verstehen mich nicht, Signor di Leoni«, sagte er mühsam, »ich – ich verehere Ihre Schwester! Natürlich habe ich sie immer als verheiratete Frau respektiert ...«

»Ja, waren Sie denn überhaupt einmal allein mit ihr zusammen?« fragte Pietro di Leoni erstaunt. »Dann muß sie Sie sehr schätzen!«

»Nein, das glaube ich nicht«, erwiderte Konrad, »ich ... ich hatte das Gefühl, daß sie sehr unglücklich ist. Bitte, verzeihen Sie mir, wenn ich vielleicht indiskret bin ...«

»Keineswegs«, sagte Pietro di Leoni ernst, »Sie haben vollkommen recht.«

»Ich hatte das Bedürfnis, ihr zu helfen«, sagte Konrad, mutiger geworden, »ich weiß, das klingt dumm. Wie hätte ich es schon anfangen können? Ich kam gar nicht dazu, es zu versuchen.«

»Ah, ich verstehe! Helena Orlini hat sofort eingegriffen, nicht wahr?«

»Ja, sie hat mir klargemacht, daß ich Ihrer Schwester nur Schwierigkeiten bereite, wenn ich ...«

»Das tut sie immer!« rief Pietro di Leoni. »Sie ist der Wachhund der Familie Orlini! Sie versteht es prächtig, Claudia von allen Menschen zu isolieren, die sie gern haben! Wissen Sie, daß es sogar mir, Claudias Bruder, auf Betreiben dieser Helena untersagt ist, den Palazzo Orlini zu betreten?«

»Nein!«

»Das ist unglaublich!« rief Tino, und seine Augen glitzerten.

»Untersteh dich, ein Wort von diesem Familienzwist an die Öffentlichkeit zu bringen«, warnte ihn Pietro di Leoni, »in deinem eigenen Interesse! Die Orlinis sind mächtig – leider.«

»Als ob ich das nicht wüßte«, sagte Tino.

Pietro di Leoni wandte sich an Konrad. »Also, Sie sehen, wie sich die Dinge wirklich verhalten. Wollen Sie meine Einladung immer noch ausschlagen?«

»Nein«, sagte Konrad erlöst, »ich danke Ihnen von Herzen dafür!«



Drei Tage später standen Konrad Hartwig und sein neuer Freund auf dem Deck des Schiffes, das sie nach Sardinien bringen sollte, und beobachteten, wie die Nacht dem Tage wich und sich die Umrisse der Insel langsam aus dem Meer zu erheben schienen. Es war kühl auf dem Wasser, der scharfe Fahrtwind peitschte ihnen das Gesicht. Sie hatten die Hände in den Taschen vergraben, den Mantelkragen hochgeschlagen. Pietro di Leoni war ungewöhnlich ernst. »Merkwürdig«, sagte er, als wenn er sich entschuldigen müßte, »wie einen das doch immer wieder packt ...«

»Ja«, sagte Konrad, »ein großartiger Anblick!«

Er verstand den anderen besser, als er ausdrücken konnte. Für Pietro war es die Rückkehr in die Heimat, ein Wiedersehen mit dem verlore-

nen Paradies seiner Kindheit – für ihn, Konrad, bedeutete diese Reise ebensoviel, fast noch mehr. Sie sollte ihn zu Claudia bringen, zu der Frau, die er liebte.

Gegen sieben Uhr legte das Schiff im Hafen Olbia an. Die beiden Männer drängte es weiter. Sobald das Auto ausgeladen war, stiegen sie ein. Konrad setzte sich ans Steuer, Pietro di Leoni wies ihm den Weg.

Sie verließen die Stadt in westlicher Richtung, fuhren hügel auf, hügel ab, durch dunkle Wälder, fruchtbare Ebenen, überquerten einen breiten Fluß. Eine Stunde später bogen sie von der Staatsstraße ab, weiter ging es durch eine schwermütige Hochebene mit riesigen Weidenflächen, in denen mächtige, bizarr geformte Granitblöcke lagen. Die Landschaft veränderte sich völlig, als sie durch einen Korkeichenwald fuhren, und dann lag das Gutshaus vor ihnen, ein langgestrecktes, rotes Gebäude, mit einer von üppig blühenden Schlingpflanzen umrankten Pergola.

Konrad wußte, daß sie am Ziel waren, noch ehe Pietro di Leoni es aussprach. Das Haus lag inmitten von reichen Feldern, in kleinste Parzellen unterteilt und sorgsam bepflanzt. »Ihr Vater scheint ein tüchtiger Landwirt zu sein«, sagte Konrad anerkennend.

»Ist er auch«, stimmte Pietro zu, »und mein Bruder Giulio, der einmal das Ganze übernehmen soll, steht ihm nicht nach. Allerdings – es hat hier nicht immer so ausgesehen. Als ich ein Kind war, hatten wir fast ausschließlich Weideland, und nicht einmal gutes. Erst seit wir bewässern können, beginnt sich der Betrieb überhaupt zu rentieren ... sehen Sie mal, das ganze Gebiet ist von Bewässerungsgräben durchzogen.«

»Und woher kommt das Wasser?«

»Vom Uro, einem kleinen Gebirgsfluß. Wir haben ein eigenes Staubecken gebaut, das unser Haus auch mit Elektrizität versorgt. Früher hatten wir nur Kerzen und Petroleumlampen.«

»Das muß romantisch gewesen sein«, sagte Konrad, der versuchte, sich Claudia als kleines Mädchen in dieser Umgebung vorzustellen.

»War es auch«, stimmte Pietro zu, »wir Kinder haben nichts vermißt. Mein Vater übrigens auch nicht. Er hätte von sich aus bestimmt nie-

mals daran gedacht, die Dinge zu ändern. Die Jagd genügte ihm. Für ein reichliches Essen war immer gesorgt, und was er mehr schoß, wurde auf dem Festland verkauft ...« – »Aber ...?« fragte Konrad.

»Meine deutsche Mutter, die gab sich nicht zufrieden. Wenn sie und ihre Energie nicht gewesen wäre, hätten ich und meine Geschwister niemals gute Schulen besuchen können, von meinem Studium ganz zu schweigen. Wir haben alle guten Grund, unserer Mutter dankbar zu sein.«

»Auch Claudia?« entschlüpfte es Konrad.

»Nein«, gab Pietro zu, »sie nicht. Aber das steht auf einem anderen Blatt. Wenn es Sie interessiert, werde ich Ihnen den Fall Claudia bei Gelegenheit einmal erzählen.«

Konrad Hartwig war in die breite Einfahrt eingebogen, brachte sein Auto vor dem Portal zum Stehen. Im Nu waren sie von Menschen umringt, Kindern, jungen Mädchen, Burschen und alten Männern. Pietro, der als erster ausstieg, mußte viele Hände schütteln, zahllose Fragen beantworten, und minutenlang kam sich Konrad reichlich überflüssig vor.

Aber der fröhliche Wirbel löste sich so schnell, wie er entstanden war. Signora di Leoni erschien in der Tür, und ihre bloße Anwesenheit genügte, daß jeder sich auf seine Pflichten besann und zur Arbeit ging. Nur ein großer, schwarz-weiß gefleckter Jagdhund gab nicht auf. Wedelnd sprang er an dem jungen Mann in die Höhe, und als Mutter und Sohn sich umarmten, begann er die beiden in großen Sätzen aufgeregt zu umkreisen.

Auch Konrad war ausgestiegen. Abwartend stand er neben seinem Auto und beobachtete die Szene. Endlich löste sich Pietro aus den Armen seiner Mutter, um ihr den Freund vorzustellen.

Die Hand, die Signora di Leoni ihm reichte, war warm und fest, ihr Lächeln, mit dem sie ihn begrüßte, voll ehrlicher Herzlichkeit, aber ihre blauen Augen, von vielen Fältchen umgeben, hatten einen harten Glanz, eine scharfe Linie führte von der kräftigen Nase zu den schmalen Lippen. Sie trug das blonde, mit grauen Strähnen durchzogene Haar glatt aus der hohen Stirn zurückfrisiert, und diese schlichte Frisur un-

terstrich noch die Strenge ihrer Erscheinung. Konrad wurde sich dessen bewußt, daß diese Frau eine gefährliche Feindin sein konnte. Doch jetzt war sie liebenswürdig, interessiert, aufgeräumt, führte Pietro und seinen Freund in das Haus, winkte einen Burschen herbei, der ihnen das Gepäck nachtragen sollte.

»Und wo sind die anderen?« fragte Pietro. »Ihr habt doch mein Telegramm bekommen, hoffe ich?«

»O ja, wir haben dich erwartet. Aber Giulio und Vater haben bei der Ölpresse zu tun, sie sind erst mittags zurück, und die Mädchen ...« Sie legte die Hände an den Mund, rief laut: »Claudia? Maria! Wo steckt ihr?«

Ein junges Mädchen eilte die breite Steintreppe in die Diele herunter, und eine Sekunde lang glaubte Konrad, Claudia vor sich zu sehen. Dann erst bemerkte er den Irrtum.

Die siebzehnjährige Maria hatte viel Ähnlichkeit mit ihrer älteren Schwester, aber ihre Augen waren braun, nicht blau, und ihrem dunklen Haar fehlte jener warme Kupfererton, der Claudias Schönheit so vollkommen machte.

Sie begrüßte ihren Bruder mit der gleichen Innigkeit, wie es vorhin ihre Mutter getan hatte. »Oh, warum hast du nicht gehupt?« rief sie. »Jetzt habe ich deine Ankunft verpaßt.«

»Wo hast du denn gesteckt?« fragte die Mutter.

»Ich habe das Gästezimmer gerichtet ...«

»Sehr schön. Dann kannst du Signor Hartwig gleich hinaufführen!«

Konrad verbeugte sich, und das Mädchen errötete. »Ich sehe, er gefällt dir«, sagte Pietro neckend. »Konrad, Sie haben Eindruck auf meine Schwester gemacht!«

»Das sind dumme Späße, Pietro«, sagte Signora di Leoni verweisend, »bring deine Schwester nicht in Verlegenheit!«

»Entschuldige, Mamma!« erwiderte Pietro sofort reumütig.

Signora di Leoni wandte sich an Konrad Hartwig. »Sie möchten sich sicher gerne erfrischen«, sagte sie, »Maria wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Habt ihr schon gefrühstückt? Nein? Das habe ich mir gedacht. Wenn ihr wieder herunterkommt, wird alles bereit sein!«

Konrad stieg mit den Geschwistern die Treppe hinauf. »Ich bin gar nicht so empfindlich, wie Mamma glaubt«, sagte Maria munter, »daß ich so leicht rot werde, hat gar nichts zu sagen. Das passiert mir bei jeder Gelegenheit.«

Da seine Mutter nicht zuhören konnte, fiel Pietro unbedenklich in seinen früheren Neckton zurück. »Das war aber nicht sehr höflich, damit willst du uns wohl weismachen, daß dir mein Freund nicht gefällt?«

»O doch«, sagte Maria und wurde wieder rot, »aber nicht so, wie du denkst! Er gefällt mir wie ...« sie suchte nach einem Vergleich »... wie ein hübscher Hund ...«

Die beiden Männer lachten.

»Oder wie ein netter Esel«, schlug Konrad vor. Maria stimmte in ihr Lachen ein.

Die Zimmer von Pietro und Konrad lagen nebeneinander im zweiten Stock. Der Bursche hatte das Gepäck schon abgestellt.

»Hoffentlich wird es Ihnen bei uns gefallen«, sagte Maria, »es ist alles sehr einfach. Ein Badezimmer ist auf dem Flur, aber in das werden Sie wohl kaum hineinkommen, das ist dauernd von Claudia belegt.«

Der geliebte Name gab Konrad einen Stich ins Herz. »Macht nichts«, sagte er gezwungen, »ich kann mich genausogut am Becken waschen.«

»Wirklich? Aber in Deutschland hat doch jeder Mensch ein eigenes Badezimmer!«

»Du irrst dich«, rief Pietro aus dem Nebenzimmer durch die offene Verbindungstür, »das ist in Amerika so ... und auch nicht überall. Aber Geographie war ja schon immer deine schwache Seite.«

Maria seufzte mit gespielterm Kummer. »Ach, die Schule! Wissen Sie, was in meinem letzten Zeugnis stand? Ich sei ein intellektueller Versager!«

»Na, da müssen Sie aber sehr strenge Lehrer gehabt haben!« meinte Konrad.

»Lehrerinnen«, verbesserte Maria. »Die mochten mich alle nicht, und das war gut so. Sonst säße ich immer noch im Internat.«

Konrad erfuhr, daß alle jüngeren Geschwister jetzt, während der Schulzeit, in irgendwelchen Internaten steckten. Ein Bruder arbeitete in Mailand, eine Schwester war auf Sardinien verheiratet. »Giulio und ich«, plauderte Maria, »sind die einzigen Glücklichen, die zu Hause sein dürfen.«

»Sie beneiden also Ihre Schwester in Rom nicht?« fragte Konrad, der gerne das Gespräch auf Claudia gebracht hätte.

»O nein!« sagte Maria impulsiv. »In Rom möchte ich nie leben! Viel zu viele Häuser, und dieser Lärm!« Altklug fügte sie hinzu: »Aber natürlich hat Claudia eine glänzende Partie gemacht!«

Konrad begriff, daß Claudia sich ihrer jüngeren Schwester nicht anvertraut hatte, und ließ das Thema fallen. Ein richtiges Gespräch kam auch nicht zustande, da Maria zwischen den beiden Zimmern hin und her lief, mal ihrem Bruder, dann wieder seinem Freund beim Auspacken der Koffer und Versorgen der Anzüge half. Konrad merkte bald, daß es die Neugier war, die sie so geschäftig machte, und die Erwartung des Geschenkes, das sie sich von Pietro erhoffte.

Endlich erbarmte sich der Bruder und drückte ihr sein Mitbringsel in die Hand, einen kleinen Plattenspieler, und Maria hüpfte vor Aufregung und Vergnügen von einem Bein auf das andere. »Den habe ich mir schon lange gewünscht!« rief sie, »woher konntest du denn wissen ...?!«

»Ja, ich bin eben ein Hellseher«, sagte Pietro ernsthaft, »nachdem in jedem deiner Briefe mindestens einmal das Wort Plattenspieler stand, da dachte ich mir doch, das könnte etwas zu bedeuten haben!«

»Ekel!« rief Maria errötend und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Als sie wieder hinunterkamen, war in der Pergola ein reichhaltiger Frühstückstisch gedeckt – es gab Bier, selbstgebackenes Brot, geräucher-ten Schinken, Käse und Wildpastete. Konrad und Pietro ließen es sich gut schmecken, und Maria naschte zur Gesellschaft ein wenig mit.

»Daß Claudia nicht kommt!« sagte sie. »Sie weiß bestimmt nicht, daß du schon da bist, Pietro!«

»Ja, wo steckt sie denn eigentlich?« fragte der Bruder. »Ich muß schon sagen, das ist ein merkwürdiger Empfang!«

»Hat Mamma denn dir das nicht erzählt?« fragte Maria erstaunt. »Claudia wollte dir entgegengehen, sie ist schon seit mehr als einer Stunde fort, mit Lucrezia.«

»Ja, aber dann müßten wir sie doch getroffen haben?«

»Nicht unbedingt! Sie hat die Abkürzung durch das Wäldchen genommen, wahrscheinlich habt ihr euch verpaßt!« Sie steckte sich eine Olive in den Mund.

»Dann werde ich nach dem Frühstück einen Spaziergang zum Wäldchen machen«, sagte Pietro. »Womöglich sitzt sie noch immer an der Straße und wartet auf uns. Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie mich begleiten, Konrad.«

Aber Konrad kam nicht mehr dazu, seine Zustimmung auszusprechen, denn in diesem Augenblick sah er Claudia, und unwillkürlich stand er auf.

»Da kommt sie ja!« rief auch Maria.

Alle Erinnerungen verblaßten vor dem Bild, das sich Konrad bot, es schien ihm, als wenn er bis zu diesem Augenblick nicht begriffen hätte, wie wunderbar Claudia war. Leichtfüßig kam sie einen schmalen Weg zum Haus hinauf, die schlanken braunen Beine in flachen Sandalen, einen großen Hut auf ihrem glänzenden Haar. Sie trug ein einfaches maisgelbes Leinenkleid, das ihre Arme freigab, und ihr Gesicht – dieses edle Gesicht, das Konrad Hartwig bis in seine Träume hinein verfolgt hatte – zeigte zum ersten Mal, seit er sie kannte, ein glückliches, unbefangenes Lächeln.

Dieses Lächeln galt nicht den dreien in der Pergola, die sie noch gar nicht entdeckt hatte, sondern ihrem Töchterchen. Lucrezia, in winzigen Blue jeans, saß rittlings auf einem Esel, den Claudia am Zügel führte, und jubelte vor Begeisterung über diesen kühnen Ritt.

»Claudia!« rief Pietro und lief seiner Schwester entgegen.

Konrad mußte sich zurückhalten, um nicht ebenfalls hinstürmen. Er näherte sich erst, als die Begrüßung vorüber war, zögernd, in fast banger Erwartung.

Wie würde Claudia es aufnehmen, ihn hier plötzlich vor sich zu sehen?

Aber seine Angst war unbegründet. In Claudias schönen Augen leuchtete jähes Erkennen auf, aber – nein, er täuschte sich nicht – es war ein frohes Erkennen.

Freimütig reichte sie ihm die Hand. »Willkommen in meiner Heimat, Signor Hartwig!« sagte sie mit ihrer warmen Stimme.

In seinen Ohren tönte dieser Gruß wie wunderbare, verheißungsvolle Musik.



Claudia Orlini verstand sich selber nicht mehr. Sie war so fest überzeugt gewesen, daß all das, was sie in ihrer jungen Ehe mitgemacht hatte, die wilde Begierde ihres Mannes, die nur Widerwillen in ihr erweckt hatte, sein Sadismus, und später seine verletzende Gleichgültigkeit, die Demütigungen, die Quälereien und die ständige Angst, jedes Gefühl nicht nur für ihren Mann, sondern für jeden Mann überhaupt in ihr erstickt hätten.

Noch in Rom hatte sie Konrad zwar sympathisch gefunden, aber mehr nicht. Sie hatte sich seinem Werben gegenüber innerlich kalt wie ein Stein gefühlt und nur den einen ehrlichen Wunsch gehabt, er möge für immer aus ihrem Leben verschwinden.

Aber als sie sich ihm auf dem elterlichen Hof gegenüber sah – völlig unerwartet, denn ihr Bruder hatte zwar in seinem Telegramm einen deutschen Freund erwähnt, aber keinen Namen genannt –, hatte eine ihr unbegreifliche Freude ihr Herz erwärmt. Wie war das möglich, fragte sie sich, was war mit ihr geschehen? Anfangs glaubte sie, den Grund darin zu finden, daß sie sich, endlich wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, in die Geborgenheit des Elternhauses zurückgekehrt, so froh und frei fühlte wie seit Jahren nicht mehr, daß diese Freude sie mit Zuneigung für alle Menschen erfüllte, die in ihre Nähe kamen.

Aber in den nächsten Tagen mußte sie sich gestehen, daß es mehr war, was sie für Konrad Hartwig empfand, und diese Erkenntnis erfüllte sie mit Entsetzen, nahm ihr die Unbefangenheit.

Konrad verhielt sich ihr gegenüber betont zurückhaltend, und sie

dankte ihm innerlich dafür. Zwar suchte er ihre Gegenwart, aber nie gab er durch einen Blick, eine Bewegung oder gar ein Wort zu verstehen, daß sie ihm mehr bedeutete, als er für eine verheiratete Frau empfinden durfte. Manchmal gewann sie sogar den Eindruck, als wenn er seine Liebe zu ihr schon überwunden hätte, und dieser Gedanke, weit entfernt, sie zu beruhigen, schmerzte sie fast körperlich.

Wenn er mit ihrer Schwester Maria scherzte, spürte sie eine heftige, nie gekannte Eifersucht, ja selbst wenn er mit der kleinen Lucrezia spielte, mußte sie sich mühsam zu einem Lächeln zwingen.

Sie wurde sich selber fremd, ja unbegreiflich. Sie wußte, daß dieses Glück, das sie ersehnte, ihr verboten war und immer verboten bleiben mußte. Aber zum ersten Mal in ihrem Leben war ihre Sehnsucht nach Liebe stärker als ihr Pflichtgefühl.

Diese Tage, da sie mit Konrad im gleichen Hause lebte, ohne je ein vertrautes Wort mit ihm wechseln zu dürfen, mit ihm und ihren Geschwistern spazierenging, ohne daß sie es sich erlaubte, ihn auch nur anzusehen, sich seiner Gegenwart jede Sekunde des Tages bewußt war und sich doch gleichgültig geben mußte, wurden für sie zu einer bittersüßen Qual.

Manchmal glaubte sie es nicht länger ertragen zu können, und doch, wenn sie daran dachte, daß das Ende dieser Zeit unaufhaltsam Tag für Tag näherrückte, hätte sie aufschreien können vor Schmerz. Jeden Abend weinte sie in ihre Kissen.

Warum, warum, schluchzte sie, darf ich nicht lieben? Warum dürfen alle anderen glücklich sein, nur ich nicht? Ich will ja nichts Unrechtes, ich würde niemals seine Geliebte werden. Ich will meinen Mann nicht verlassen, ich will nicht mit dem anderen auf und davon gehen – ich möchte ja nur einmal seine Hand berühren! Nur einmal hören, daß er mich noch liebt! Ihm nur einmal über das Haar streichen dürfen, mehr nicht. Warum, warum ist mir all das, selbst dieser kleine Abglanz des Glückes verboten?

Sie quälte sich unsagbar.

Eines Abends, fünf Tage nach Konrad Hartwigs Ankunft, saßen sie in der Pergola – zum ersten Mal waren sie allein. Maria war schon zu

Bett gegangen, und Pietro hatte sich endlich ein Herz genommen, um mit seinen Eltern über seine Verlobte zu sprechen. Er war ins Haus gegangen.

Claudia wußte, daß sie jetzt eigentlich auch hätte aufstehen und nach oben gehen müssen. Aber sie war wie gelähmt. Der betäubende Duft der Akazien, das Zirpen der Zikaden, der Mond, der voll und rund über dem Korkeichenwald aufging, das alles übte einen Zauber auf sie aus, den zu brechen sie nicht die Kraft besaß. Sie konnte sich nicht aus der Nähe des geliebten Mannes lösen.

Lange saßen sie schweigend, wagten kaum zu atmen. Beide waren sich bewußt, daß sie nur die Hand hätten ausstrecken müssen, um sich zu berühren – aber keiner machte auch nur die leiseste Bewegung.

Es war Konrad, der das Schweigen endlich brach. »Wenn Sie es wünschen«, sagte er gepreßt, »werde ich abreisen. Morgen schon.«

»Nein«, flüsterte sie erschreckt – und dieses winzige Nein war wie das Bekenntnis ihrer Liebe.

»Claudia!« flüsterte Konrad erschüttert. »Oh, Claudia!« Jetzt endlich wagte er es, ihre Hand zu umfassen, ihre schmale zarte Hand, und sie entzog sie ihm nicht.

»Ich wünschte«, sagte sie mit unendlicher Qual, »ich hätte Sie nie kennengelernt!«

Er fühlte, wie sie zitterte, verstärkte den Druck seiner Hand. »Claudia«, bat er, »sagen Sie das doch nicht! Ich bin so glücklich, gerade jetzt – ich bin in meinem ganzen Leben noch nie so glücklich gewesen!«

»Es darf nicht sein«, erwiderte sie gepreßt. »Ich gehöre einem anderen!«

»Claudia«, drängte er, »es heißt doch ... was Gott zusammengeführt hat, darf der Mensch nicht scheiden! Aber uns, uns beide, hat Gott zusammengeführt! Ich habe es so stark gespürt, in der ersten Minute, da ich Sie sah – damals, an Ostern im Petersdom! Gott kann nicht wollen, daß Sie bei diesem Menschen bleiben!«

»Ich muß es.«

»Nein, Sie müssen es nicht. Trennen Sie sich von Ottavio Orlini, er

ist ein Ungeheuer! Verlassen Sie ihn, bevor er Sie ganz zugrunde gerichtet hat!«

»Selbst wenn ich das täte«, sagte sie müde, »was könnte das nützen? Die Orlinis würden mir mein Kind nicht lassen.«

»Doch, das müßten sie, wenn Sie auf Ihrem Recht bestehen!«

»Die Orlinis sind mächtig.«

»Nicht mächtig genug, das Recht zu beugen! Haben Sie doch Mut, Claudia, kämpfen Sie um Ihr Glück!« Im Dämmerlicht sah er ihre schönen, unendlich tiefen Augen auf sich gerichtet. »Wie ahnungslos Sie sind, Konrad! Nein, ich mache Ihnen das nicht zum Vorwurf, Sie kommen eben aus einer anderen Welt! Selbst wenn es mir gelänge, eine Trennung durchzusetzen, was hätte ich damit erreicht? Eine unglückselige Ehe gegen unendliche Einsamkeit eingetauscht. Ich dürfte niemals wieder heiraten, und ich dürfte auch nie wieder nach Hause zurück. Meine Mutter, die ganze römische Gesellschaft, würde mir diesen Schritt nie verzeihen.«

»In Deutschland«, sagte Konrad Hartwig langsam, um ihr jedes Wort einzuprägen, »denkt man anders über diese Dinge. In Deutschland hat auch eine Zivilehe Gültigkeit. Meine Mutter ist eine gute Katholikin, aber ich bin sicher, sie würde Sie als Schwiegertochter an ihr Herz ziehen. Sie haben genug gelitten, Claudia, lassen Sie sich doch helfen!«

»Auch in Deutschland«, sagte sie müde, »würde ich auf die Gnadenmittel unserer Kirche verzichten müssen. Ich würde eine Sünderin sein, eine Ausgestoßene – nie mehr beichten, nie mehr kommunizieren dürfen!«

»Die Liebe – meine Liebe, unsere Liebe – wird Sie darüber hinwegtrösten!«

»Nein«, sagte sie und entzog ihm ihre Hand, »selbst um der größten Liebe willen kann ich die ewige Seligkeit nicht aufs Spiel setzen ... ich kann und darf mich nicht Gottes Willen entgegenstellen!«

»Aber es war nicht Gottes Wille, daß Sie diesen Mann geheiratet haben!« sagte er verzweifelt. »Es kann nicht Gottes Wille gewesen sein! Was für ein Gott wäre das denn, der ein wundervolles Mädchen wie Sie einem Ungeheuer ausliefert?«

»Das verstehen Sie nicht, Konrad. Sie verstehen gar nichts!«

»Doch! ich habe beim ersten Augenblick, als ich Sie sah, gespürt, daß Sie gut und daß Sie todunglücklich sind! Ich will und muß Sie aus dieser Ehe befreien!«

»Wie könnten Sie etwas tun, das selbst dem Papst unmöglich ist!«

Plötzlich begriff er. »Sie haben Papst Paul darum gebeten, nicht wahr? Damals, bei der Handkuß-Audienz im Petersdom?«

»Es hat keinen Sinn, darüber zu reden«, sagte sie tonlos, »es gibt für mich keine Rettung hier auf dieser Welt.«

»Claudia, ich bitte Sie! Sie sind doch noch so jung! Sie wollen und können doch nicht Ihr ganzes Leben einem Mann opfern, der Ihrer nicht wert ist – der gar nicht imstande ist, zu begreifen, was er in Ihnen besitzt! Denken Sie doch nur nach – vielleicht dreißig oder auch sechzig Jahre immer weiter an der Seite dieses Teufels leben, dazu haben Sie ja gar nicht die Kraft!«

Jetzt war sie es, die sanft seinen Arm berührte. »Konrad, bitte, warum wollen Sie mir alles noch schwerer machen? Es war schlimm genug, bevor ich Sie kennenlernte, aber jetzt, da ich weiß, daß es einen Menschen gibt, der ...«

Ihre Stimme brach.

»Vertrauen Sie doch meiner Liebe!« flehte er. »Lassen Sie uns alles in Ruhe besprechen. Es muß einen Ausweg aus dieser Situation geben!«

»Nein, keinen. Auch Pietro hat versucht, mir zu helfen. Er hat es gut mit mir gemeint, und ich habe getan, zu was er mich beredet hat, aber – es ist fehlgeschlagen.«

»Claudia, ich bin nicht Ihr Bruder, ich – ich liebe Sie! Wie ein Mann eine Frau liebt!«

»Wenn es die rechte Liebe wäre«, sagte sie, »so müßte mir Trost aus ihr kommen. Trost und Kraft!

Oh, ich hatte mich so sehr danach gesehnt, daß Sie mir Mut geben würden, statt dessen stürzen Sie mich immer tiefer in Zweifel und Verzweiflung!«

»Aber Ihre Zweifel sind ja gut, Claudia – es wird höchste Zeit, daß Sie sich aus althergebrachten Vorstellungen lösen, daß Sie anfangen,

klar zu denken, Ihre eigene Situation wirklich begreifen, sich freimachen!«

Claudia und Konrad waren so sehr in ihr leises, aber leidenschaftlich geführtes Gespräch befangen gewesen, daß sie erst zu spät gewahr wurden, nicht mehr allein zu sein.

Signora di Leoni war in die Pergola hinausgetreten. »Es wird kühl, Claudia«, sagte sie scharf, »komm ins Haus, du wirst dich sonst noch erkälten!«

Claudia war wie eine ertappte Sünderin zusammengezuckt. »Ja, Mamma«, sagte sie und erhob sich gehorsam.

Auch Konrad war aufgestanden.

»Gute Nacht, Signor Hartwig«, sagte Claudia formell, aber sie wagte es nicht, ihm auch nur die Hand zum Abschied zu reichen.

Signora di Leoni packte ihre Tochter beim Arm und ließ den Deutschen ohne Gruß stehen.

Er blickte den beiden Frauen nach, und sein Herz war schwer von Glück und Verzweiflung. Er wußte jetzt, daß Claudia seine Liebe erwiderte, er hatte einmal geglaubt, der glücklichste Mensch zu sein, wenn er auch nur das leiseste Zeichen von Sympathie von ihr erhielt. Aber jetzt, da er ihrer Liebe gewiß war, war es nur noch schwerer geworden.

Er hätte alles für sie geopfert, seine Unabhängigkeit, seinen Beruf, seine Karriere, er hätte ihretwegen mit seinen Eltern, mit der ganzen Welt gebrochen.

Aber er mußte einsehen, daß er sie nur noch unglücklicher gemacht, daß er nichts, gar nichts für sie tun konnte.



Als Konrad später sein Zimmer betrat – er war eine gute Stunde querfeldein gelaufen, um sich einigermaßen zu beruhigen –, saß Pietro di Leoni in dem alten, holzgeschnitzten Sessel und erwartete ihn. Er hatte eine brennende Zigarette in der Hand, zahlreiche Stummel lagen im Aschenbecher, das Zimmer war blau von Rauch.

Konrads erster Gedanke war, daß Pietros Mutter ihn geschickt habe, um ihm das Haus zu verbieten, und er suchte schon nach Argumenten für seine Verteidigung. Aber nach Pietros erstem Satz erkannte er mit Erleichterung, daß er sich geirrt hatte.

»Ich habe mit meinen Eltern über Gisela gesprochen«, sagte Pietro dumpf.

»Und? Wie ist es ausgegangen?« Konrad setzte sich rittlings auf einen Stuhl.

»Wie zu erwarten war. Schlecht.«

»Vielleicht, wenn Ihre Eltern Ihre Verlobte kennenlernen würden ...«, schlug Konrad Hartwig vor.

»Das könnte ich Gisela nicht antun. Meine Mutter würde sie wie den letzten Menschen behandeln. Sie ist zu allem fähig.«

»Aber sie meint es sicher nur gut mit Ihnen!«

»Ja. Sie will mein Glück. Das, was sie unter meinem Glück versteht. Ein reiches Mädchen aus guter Familie, garantiert unberührt. – Sie hat auch schon ein paar gute Partien für mich auf Lager.«

»Und? Was werden Sie tun, Pietro?«

»Was würden Sie in meinem Fall tun?«

»Ich bin kein Italiener ...«

»Seien Sie froh darüber. Wenn meine Mutter nur selber Italienerin wäre, ja, dann würde ich ihre Einstellung noch verstehen, dann würde ich mich sogar wahrscheinlich ihrem Willen beugen! Aber so! Sie versteift sich auf Vorurteile, um ihren Willen durchzusetzen! Sie will mir eine Frau zuschanzen, die ganz unter ihrem Einfluß steht, ein unselbstständiges Ding, über das sie mich ein ganzes Leben lang weiter tyrannisieren kann – wie sie meinen Vater tyrannisiert!«

»Nun«, sagte Konrad, »der alte Herr scheint sich unter ihrer Tyrannei aber ganz wohl zu fühlen!«

Pietro di Leoni erhob sich brüsk. »Sie stehen auf der Seite meiner Mutter!«

»Nein, bestimmt nicht«, versicherte Konrad rasch. »Ich verstehe Sie sehr gut, und ich würde mich niemals von dem Mädchen trennen lassen, das ich liebe.«

»Das werde ich auch nicht, nein, ich werde Gisela nicht im Stich lassen.« Pietro ließ sich wieder in den harten Sessel zurückfallen. »Meine Eltern werden sich daran gewöhnen müssen, daß ich erwachsen bin.«

»Sie sind zu beneiden«, sagte Konrad und griff nach seinem Tabaksbeutel, »trotz allem.«

»Kann sein. Aber immerhin wäre es mir lieber gewesen, meine Mutter hätte ein Einsehen gehabt.« Konrad füllte den Pfeifenkopf mit Tabak. »Das wird sie, warten Sie nur ab, sie wird sich in das Unvermeidliche fügen, wenn sie erst ganz begriffen hat, daß es unvermeidlich geworden ist.« Ohne den anderen anzusehen, fügte er hinzu: »Ich habe heute abend mit Ihrer Schwester gesprochen.«

»Mit Maria?«

»Nein. Mit Claudia.«

Pietro di Leoni drückte seine Zigarette aus, öffnete das Fenster. »Das ist auch so ein Fall, den meine Mutter auf dem Gewissen hat.«

»Das deuteten Sie schon einmal an«, sagte Konrad.

»Ja. Ihr Verhalten Claudia gegenüber habe ich meiner Mutter nicht verziehen und werde es ihr auch nicht verzeihen, solange ich lebe.«

»Sie hat Claudia zu dieser Heirat gedrängt?«

»Gedrängt? Gezwungen! Sie hat das arme Mädchen so unter Druck gesetzt, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußte.«

Pietro nahm den Aschenbecher, warf die Stummel in weitem Bogen zum Fenster hinaus. »Wenn ich damals hier gewesen wäre, ich schwöre Ihnen, es wäre nicht passiert ...«

Konrad hielt ein flammendes Streichholz an den Pfeifenkopf, wartete, bis der Tabak brannte. »Ihre Schwester erzählte mir«, sagte er vorsichtig, »daß Sie einmal versucht hätten, ihr zu helfen ...«

»Ja«, sagte Pietro, »ich wollte diese unmögliche Ehe annullieren lassen.«

Konrad hob überrascht den Kopf. »Annullieren?«

»Ja«, sagte Pietro, »denn eine völlige Auflösung wäre die einzige Möglichkeit, Claudia wirklich zu befreien. Mit einer Trennung wäre ihr nicht geholfen. Sie würde immer weiter als verheiratete Frau gelten und könnte niemals eine neue Ehe eingehen.« Er kam zum Tisch

zurück. »Aber Claudia ist kein Mädchen, das sich allein durchschlagen kann, und schon gar nicht, wenn sie innerlich zerrissen und voll schlechten Gewissens ist. Sie braucht einen Mann, der sie beschützt, und sie kann nur in völligem Frieden mit der Kirche leben.«

»An eine Annullierung«, sagte Konrad, »hätte ich niemals gedacht. Ich habe immer geglaubt – man hat mir erzählt, daß eine solche Annullierung so gut wie gar nicht durchzuführen wäre.«

»Einigen gelingt es doch immer wieder«, sagte Pietro di Leoni, »Claudia ist es nicht geglückt. Sie hatte ihren Antrag beim Diözesengericht in Berlin eingereicht – sie ist nämlich in Berlin getraut worden, auch so eine Marotte meiner Mutter! Aber natürlich hat die ganze Familie Orlini eisern hinter ihrem geliebten Ottavio gestanden, sie haben gelogen, was das Zeug hielt. Dabei sind damals schon in dieser Ehe skandalöse Dinge vorgefallen. Aber alles ist herrlich vertuscht worden.« Aus Pietros Stimme klang eine ganz ungewohnte Bitterkeit.

»Das muß schrecklich für Claudia gewesen sein«, sagte Konrad erschüttert.

»Kann man wohl sagen! Ein wahrer Kreuzgang. Und natürlich hat meine Mutter sie auch tüchtig beschimpft, ihr die alten Sprüche an den Kopf geworfen: Schande über die Familie, Schamlosigkeit und so weiter und so fort. Zum Speien. Kein Wunder, daß das arme Mädchen vollkommen entmutigt war. Und Ottavio hat es ihr heimgezahlt, darauf können Sie sich verlassen.«

»Es gibt also keinen Ausweg? Sie muß auf Gedeih und Verderb mit diesem Mann zusammenbleiben?«

»Sie muß nicht, aber sie wird es. Ich an ihrer Stelle würde bis zur Sacra Rota gehen, das ist das oberste Kirchengericht in Rom. Sie hat alles zu gewinnen und nichts zu verlieren. Aber sie schreckt vor diesem Schritt zurück, und ich kann es ihr schließlich, nach allem, was sie durchgemacht hat, nicht verdenken.« Konrads Pfeife wollte nicht recht brennen. Er wußte, daß es an seiner eigenen Erregung lag, legte sie auf den Rand des Aschenbechers.

»Na, ich glaube, jetzt habe ich aber genug geredet«, sagte Pietro di

Leoni und stand auf. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit unseren Familiengeschichten belästigt habe.«

»Nein, das haben Sie nicht! Ich interessiere mich für alles ...« Konrad Hartwig stockte.

»Was Claudia angeht?«

»Ja.«

»Ein Jammer, daß sie in diese elende Geschichte verwickelt ist. Ich hätte ihr einen Mann wie Sie gewünscht. Na ja, da kann man nichts machen.« In der Tür wandte er sich noch einmal um. »Übrigens, ich werde wohl spätestens übermorgen abreisen!«

»Schon?«

»Ich habe hier nichts mehr verloren«, sagte Pietro, »aber Sie können ja ruhig noch bleiben.«

»Das wird nicht gehen.«

»Machen Sie sich jetzt noch nicht den Kopf heiß deswegen, Konrad!« Er lächelte überraschend. »Sie wissen ja, über Nacht kann viel geschehen!«

Konrad begriff, daß Pietro trotz allem nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, daß seine Mutter doch noch im letzten Moment ihr Einverständnis zu seiner Bindung an ein deutsches Mädchen geben würde.

Er selber glaubte nicht daran. In den wenigen Tagen, die er auf Sardinien verbracht hatte, war es ihm schon klargeworden, daß Signora di Leoni eine eisenharte Frau war. Sie war durchaus imstande, ihren Sohn ohne ein einziges versöhnendes Wort in die Fremde ziehen zu lassen. Und das würde auch seinen Abschied, vielleicht sogar seine endgültige Trennung von Claudia Orlini bedeuten.

In dieser Nacht fand Konrad Hartwig keinen Schlaf. Das Frühstück am nächsten Morgen verlief in trostloser Stimmung. Konrad fühlte sich übernachtigt, Claudia war sehr blaß. Jeder war sich der Gegenwart des anderen schmerzhaft bewußt, ja vermied es krampfhaft, sich auch nur anzusehen. Pietro aß schweigend und lustlos, und seine Mutter gab mit verkniffenem Mund kurze und harte Befehle. Selbst Maria zeigte nicht ihre gewohnte Munterkeit. Sie spürte, daß Unheil in der

Luft lag, und sah aus erschrockenen, mitfühlenden Augen immer wieder zu ihren Geschwistern hinüber.

Signor di Leoni und Giulio waren, wie immer um diese Zeit, schon längst auf dem Feld.

»Du wirst sicher verstehen, Mamma«, sagte Pietro mit erzwungenem Gleichmut, als seine Mutter vom Tisch aufstand, »daß ich mich entschlossen habe, schon morgen abzureisen!«

»Ja, tu das!« gab Signora di Leoni scharf zurück. »Je eher du verschwindest, desto besser – und nimm deinen deutschen Freund gleich mit!«

»Aber, Mamma!« rief Maria, entsetzt über diese offene Verletzung jeder Gastfreundschaft.

»Sei du still!« wies ihre Mutter sie zurecht. »Wir brauchen hier keine Unruhestifter!«

»Ich werde selbstverständlich mit Pietro zusammen abreisen«, erklärte Konrad beherrscht.

»Ich bin froh, daß Sie sich dazu entschließen, bevor ich Sie aus meinem Hause weisen muß!«

Pietro sprang auf. »Nun ist es aber genug, Mamma! Ich bin es, der Konrad Hartwig als meinen Freund mit hierher gebracht hat! Du beleidigst mich, wenn du jetzt deinen Zorn an ihm ausläßt!«

»Ah, du weißt wohl nicht, daß er deiner verheirateten Schwester nachstellt? Oder geschieht das etwa gar in deinem Einverständnis?«

»Ich habe niemals ...« begann Konrad.

Pietro schnitt ihm das Wort ab. »Sie brauchen sich nicht zu verteidigen! Ich muß Sie vielmehr für meine Mutter um Entschuldigung bitten. Sie weiß anscheinend nicht mehr, was sie sagt!«

Es war Signora di Leoni anzusehen, daß sie eine heftige Entgegnung auf der Zunge hatte. Aber in diesem Augenblick rief Maria: »Ein Telegramm!« Sie lief dem Boten entgegen, der sich auf einem Fahrrad dem Hause näherte. »Das wird für dich sein, Pietro«, sagte Signora di Leoni beißend. »Deine Geliebte wird wissen wollen, ob du mich schon eingewickelt hast!«

»Daran«, sagte Pietro di Leoni, »ist meine Verlobte ...« – er betonte

dieses Wort, um seine Mutter zurechtzuweisen – »bestimmt nicht interessiert. Sie war immer der Ansicht, daß ich dein Einverständnis zur Hochzeit überhaupt nicht brauche!«

»Da sieh mal einer an! So ähnlich habe ich mir das vorgestellt! Ein Mädchen ohne Sitte und Anstand, ohne Erziehung!«

»Wozu regst du dich auf, Mamma? Du wirst sie niemals kennenlernen – so wenig wie ich dir je wieder unter die Augen treten werde!«

Konrad Hartwig sah, daß Signora di Leoni zusammenzuckte wie unter einem Peitschenhieb. Er begriff, daß sie ihr Gesicht nur deshalb zur Seite wendete, um ihre Tränen zu verbergen. Fast empfand er in diesem Augenblick Mitleid mit ihr.

Aber es blieb ihm keine Zeit, länger über die seltsamen Empfindungen dieser Frau nachzudenken, die das Schicksal ihrer Kinder ihrem Willen und ihrem Ehrgeiz zu opfern bereit war, denn in diesem Augenblick kam Maria, das Telegramm in der Hand, wieder zu ihnen zurück.

»Für dich, Claudia!« rief sie aufgeregt.

Alle starrten Claudia an, die mit zitternden Händen den Umschlag öffnete. Sie las, dann blickte sie auf, einen Ausdruck in den Augen, den Konrad nicht zu deuten vermochte.

»Mein Mann«, stammelte sie, »er ist schwer verunglückt ...!« Dann, ganz unvermittelt, brach sie in Tränen aus, barg ihr Gesicht in den Händen.

Konrad Hartwig war es, als wenn eine Welt für ihn zusammenstürzte. – Sie liebte ihn also doch, konnte er nur denken, immer noch! Dann wandte er sich rasch ab, ging ins Haus und ließ die Familie allein.



Wenige Stunden später waren sie alle auf der Überfahrt zum Festland – Claudia Orlini und Lucrezia, Pietro di Leoni und Konrad Hartwig.

Konrad zog sich bald in seine Kabine zurück. Das Zusammensein mit Claudia war nach allem, was geschehen war, mehr, als er ertragen konnte. Auch die Geschwister blieben nicht beisammen. Für Pietro war

die Erkenntnis, daß sein Besuch bei den Eltern ein völliger Fehlschlag gewesen war, schwer zu ertragen. Claudia zeigte sich, seit sie die Nachricht von dem Unfall ihres Mannes bekommen hatte, völlig verändert. Sie hatte jede Spannkraft verloren, war eingesponnen in eine Gefühlswelt, in die außer ihr selbst niemand zu dringen vermochte. Für Lucrezia, die nichts von alledem verstand, war die Abreise und der Abschied von den Großeltern zu plötzlich gekommen, sie reagierte weinerlich und ungezogen. In der Frühe des nächsten Morgens landete der kleine Dampfer im Hafen von Civitavecchia. Es war selbstverständlich, daß Konrad sich erbot, die Geschwister und Lucrezia nach Rom zu fahren. Er wäre lieber allein gewesen, und er spürte deutlich, daß auch für Claudia dieses erzwungene Zusammensein eine Qual bedeutete.

Alle waren froh, als sie endlich die Innenstadt von Rom erreichten. »Bitte, lassen Sie mich hier aussteigen, Signor Hartwig«, sagte Claudia Orlini, als Konrad am Kolosseum vorbeisteuerte.

»Aber soll ich Sie nicht doch ...?«

»Nein, ich möchte von hier aus lieber mit einem Taxi fahren.«

»Ich werde dich begleiten«, erbot sich ihr Bruder. »Nein, auch du nicht!« erklärte Claudia entschlossen.

Konrad Hartwig bremste, parkierte den Wagen, Pietro bemühte sich um ein Taxi. Alle waren ausgestiegen. »Es ist schlimm, daß das passieren mußte«, sagte Konrad gezwungen.

»Ja, sehr schlimm«, bestätigte Claudia kühl. Sie hielt ihre Tochter fest an der Hand.

»Wenn alles vorüber ist«, sagte Konrad und spürte selber, daß seine Worte keine Überzeugungskraft mehr hatten, »werden Sie dann an mich denken? Ich werde immer nur für Sie auf der Welt sein.«

Sie schüttelte sanft den Kopf. »Nein, Konrad«, sagte sie, »wenn mein Mann jetzt stirbt, gibt es für uns keine Zukunft mehr! Er ist um die gleiche Zeit verunglückt, als ich – als wir beide ...«

»Aber Claudia!« rief er. »Was reden Sie sich denn da ein? Uns trifft doch keine Schuld! Was haben wir denn getan?«

»Nicht nur das, was man tut, kann schlecht sein, sondern auch, was man denkt! In Gedanken habe ich meinen Mann betrogen.«

»Das ist ja einfach nicht wahr!«

»Wünschen Sie mir, daß er diesen Unfall überlebt, damit ich an ihm gutmachen kann, was ich ihm angetan habe!«

»Sie lieben ihn«, sagte Konrad außer sich, »Sie lieben ihn trotz allem und noch immer!«

Claudia schwieg.

Nach einigen lastenden Minuten, in denen sie sich gegenüberstanden wie zwei wildfremde Menschen, die sich nichts mehr zu sagen hatten, ja fast wie Feinde, die unversöhnlich auseinandergingen, kam Pietro di Leoni zurück.

»Ich habe ein Taxi erobert, Claudia«, sagte er mit erzwungener Munterkeit, »es kann losgehen! Wenn du wirklich nicht willst, daß ich mitkomme ...«

»Du weißt, daß du den Palazzo Orlini nicht mehr betreten darfst!«

»Aber in einem solchen Fall ...«

»In jedem Fall, Pietro!« Sie reichte ihm die Hand. »Ich danke dir für alles ...«

»Danke lieber Signor Hartwig, er war unser Fahrer!«

»Wir«, sagte Claudia Orlini, ohne Konrad anzusehen, »haben uns schon ausgesprochen!«

»Dann bleibt uns nur noch, dir alles Gute zu wünschen! Wenn du mich brauchst, weißt du ja, wo du mich erreichen kannst. Ich bleibe wahrscheinlich bis Ende der Woche in Rom.«

Die beiden Männer halfen dem Chauffeur, das Gepäck Claudias und ihrer Tochter in das Taxi umzuladen, blieben am Straßenrand stehen und sahen ihm nach, wie es davonfuhr. Pietro di Leoni seufzte. »Armes Mädchen«, sagte er, »die Sache scheint sie schwer mitgenommen zu haben!«

»Warum nur? Ich dachte immer ...« Konrad zögerte, weiterzusprechen.

Aber Pietro verstand ihn auch so. »Daß der Tod des Conte eine Erlösung für sie sein müsse? Hätte ich, ehrlich gestanden, auch geglaubt. Aber wer kennt sich denn schon in Frauen aus!«

Als Claudia mit Lucrezia den Palazzo betrat, eilte ihr ein Diener entgegen.

»Wie gut, daß Sie zurück sind, Contessa!«

»Wo ist mein Mann?«

»Wir haben ihn nach oben gebracht! In sein Schlafzimmer!«

Claudias tiefblaue Augen wurden schwarz vor Entsetzen. Sie sah ihren Mann schon vor sich, aufgebahrt zwischen flackernden Kerzen, auf dem Totenlager liegen. »Er ist doch nicht – tot?« brachte sie mühsam hervor.

»Nein, Contessa, der Doktor sagt ...«

Claudia Orlini ließ den Mann nicht weiterreden. »Bitte, kümmern Sie sich um Lucrezia!« befahl sie, übergab die Kleine dem Diener und flog die Stufen der breiten, geschwungenen Treppe hinauf.

Sie rannte über den Gang, öffnete, noch ganz atemlos, die Türe zum Schlafzimmer ihres Gatten.

Der Conte Orlini lag behaglich in seinem Bett, den Rücken von dicken Kissen gestützt, die Arme hinter dem Kopf verschränkt. Aus einem Plattenspieler ertönte ohrenbetäubende Jazzmusik.

»Ottavio!«

Er lächelte höhnisch. »Da bist du ja, meine sanfte Taube! Sehr enttäuscht? Das tut mir leid.«

»Ottavio, ich ...« Sie stellte den Plattenspieler ab. »O mein Gott, wie konntest du mich nur so erschrecken!«

»Du sahst dich wohl schon als Witwe, wie? Aber diese Freude konnte ich dir, bei aller Liebe und bei allem Verständnis, leider nicht machen!«

Sie war immer noch fassungslos. »Dir ist also gar nichts passiert?«

»O doch, diese Genugtuung kann ich dir bereiten. Ich bin vom Pferd gestürzt. Ein paar Rippen sind angeknackt, und eine Sehnenzerrung am rechten Fuß habe ich auch davongetragen. Ich weiß, du gönnst mir meine Schmerzen von Herzen.«

Sie konnte sich nicht länger auf den Beinen halten, ließ sich in ei-

nen Sessel neben dem Bett sinken. Ein wildes Schluchzen schüttelte ihren zarten Körper. »Na, na, na«, sagte er, »nun übertreib aber nicht! Ja, wenn ich telegraphiert hätte, tödlich verunglückt', dann könnte ich verstehen, daß du jetzt zusammenbrichst. Aber »schwer verunglückt« – daraufhin konntest du dir doch nicht solche Hoffnungen machen!«

Sie wandte ihm ihr tränenüberströmtes Gesicht zu. »Wie gemein du bist, Ottavio, was für ein schändlicher Mensch!«

»Sei doch nicht so empfindlich«, sagte er ungerührt, »es war doch nur ein Scherz! Außerdem – ich hatte Sehnsucht nach dir, ich wollte dich gerne wieder hier haben. Du wirst doch zugeben, die Idee war nicht schlecht. Mein Telegramm hat seinen Zweck völlig erfüllt.«

»Aber«, sagte Claudia, »es war doch mit Helena unterschrieben! Daß du zu so etwas fähig bist, verstehe ich noch, aber daß Helena ...«

»Die hat gar nichts damit zu tun! Helena ist gar nicht in Rom, sie ist zu Tante Tita nach Florenz gefahren.«

Claudia erhob sich. »Das hätte ich mir eigentlich denken können«, sagte sie tonlos und wandte sich zur Türe.

»Wo willst du hin?« rief er. »Doch wohl nicht gleich wieder abreisen?« Er lachte. »Leiste mir lieber ein bißchen Gesellschaft!«

Als sie sich nicht umwandte, rief er: »Stell doch wenigstens den Plattenspieler wieder an! Du weißt doch, daß ich mich nicht rühren kann!«

Sie kam zurück, stellte den Plattenspieler wieder an, legte den Tonarm auf die Platte. Er benutzte die Gelegenheit, ihre Hand zu ergreifen. »Komm«, sagte er, »gib mir einen Kuß! Tu wenigstens so, als wenn du dich freust, daß ich noch am Leben bin!« Er versuchte, sie an sich zu ziehen.

Sie riß sich los. »Ich freue mich wirklich«, sagte sie, »du kannst nicht einmal ahnen, wie sehr ich mich darüber freue!«

»Das klingt ja, als wenn du es ehrlich meinst!« sagte er erstaunt.

»Das tue ich auch«, erwiderte sie ruhig, »aber frage mich nicht, warum! Du bist ganz unfähig, das je zu begreifen!«

Konrad Hartwig hatte sich von Pietro di Leoni überreden lassen, noch mit ihm auf einen Drink ins Hotel Excelsior zu kommen, wo Pietro abgestiegen war.

Er wurde von zwiespältigen Gefühlen zerrissen. Er sehnte sich danach, allein zu sein, gleichzeitig aber fürchtete er sich vor der Einsamkeit, die den Abgrund der Qual in seinem Herzen noch weiter aufreißen würde.

Pietro schien zu verstehen, was in ihm vorging. Jedenfalls war er taktvoll genug, den Namen Claudia nicht ein einziges Mal mehr zu erwähnen. Aber gerade dadurch bekam ihr Gespräch etwas Gekünsteltes, da auch Konrad sich bemühte, den neu gewonnenen Freund nicht mehr an seine Mutter und das unglückliche Ende ihres Aufenthaltes in Sardinien zu erinnern.

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, Konrad«, sagte Pietro nach der zweiten Zigarette, »ich bin gleich wieder zurück. Ich möchte nur rasch telefonieren!«

Konrad verstand. Pietro wollte seine Verlobte in Deutschland anrufen. Trotz allem war er der glücklichere von ihnen beiden. Er hatte sich zwar mit seiner Familie überworfen, aber die Frau, die er liebte, konnte ihm keine Macht der Welt entreißen.

Am liebsten wäre Konrad jetzt aufgestanden und gegangen. Er blieb nur, um nicht unhöflich zu erscheinen. Er bestellte sich noch einen Drink, zündete sich eine Pfeife an und lehnte sich in seinem bequemen Sessel zurück, zwang sich, die Menschen ringsum zu beobachten, um nicht an die eine Frau zu denken, die er – dieser Erkenntnis konnte er sich nicht verschließen – vergessen mußte, wenn er nicht zugrunde gehen wollte.

Es schien ihm seltsam, daß sich hier – in der eleganten Bar des Hotels Excelsior – nichts, aber auch gar nichts verändert hatte, während mit ihm selber in den letzten Tagen so viel geschehen war. Es waren die gleichen Menschen wie immer, die sich hier zur Cocktailstunde trafen – jene Damen, die ihre Falten unter einem dick aufgetragenen Make-up zu verbergen suchten, ihre welken Arme mit Nerz- und Zobelstolen kokett verhüllten, die älteren Herren, von denen er wußte,

daß durchaus nicht alle so vermögend und einflußreich waren, wie sie sich hier den Anschein zu geben suchten, die schönen jungen Mädchen mit dem hungrigen Blick und die Lebemänner, die sich in dieser Atmosphäre wie nirgends auf der Welt zu Hause fühlten.

In seinen ersten Wochen in Rom hatte ihn dieses prächtige und ein wenig makabre Bild amüsiert; er hatte das ewige Tun und Treiben, Gehen und Kommen, Anknüpfen von Verbindungen und Zerreißen von lästigen Fesseln mit Vergnügen beobachtet, hatte diese Luft, die geschwängert war von Klatsch und Intrigen, mit vollen Zügen genossen, in dem befriedigenden Bewußtsein seiner eigenen Überlegenheit und Unabhängigkeit. Jetzt war es ihm, als wenn diese Menschen alles von ihm wüßten, als wenn die Blicke, die ihn streiften, voller Sensationslust, voller Hohn, Neugier und Mitleid wären. Er mußte seinen ganzen Willen zusammennehmen, um gegen dieses erniedrigende Gefühl anzukämpfen.

Dann sah er Cobra. Selbstsicher, strahlend, den Kopf mit dem leuchtend roten Haar hochgehoben, trat sie in die Bar, schöner denn je, mit einem eng anliegenden giftgrünen Seidenkleid, das die Konturen ihrer schlanken Gestalt eher enthüllte als verbarg, mit einem zartrosa gefärbten breiten Nerzkragen um die Schultern.

Sie grüßte lächelnd und sehr distanziert nach links und rechts, und dann begegneten ihre Augen dem Blick Konrad Hartwigs.

Er stand auf und ging mit raschen Schritten auf sie zu. »Cobra!«

Aber zu seiner Überraschung hatte sie sich schon wieder abgewandt, schwang sich auf einen Barhocker.

»Cobra«, sagte er, »möchtest du nicht an meinem Tisch Platz nehmen? Ich bin mit einem Freund hier, einem sehr netten Jungen. Er wird dir gefallen.«

»Nein, danke«, entgegnete sie kühl, ohne ihn anzusehen.

»Was ist los mit dir?« fragte er verblüfft.

Jetzt wandte sie ihm ihr Gesicht zu, musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Ich bin über das Alter hinaus, in dem man Wert auf Zufallsbekanntschaften und Zufallsbegegnungen legt!«

»Cobra«, sagte er, »du bist mir doch nicht etwa böse, daß ich dich nicht angerufen habe? Ich war verreist ...«

»Das interessiert mich nicht im mindesten.«

»Nun komm, Cobra, hör auf mit dem Theater! Sei wieder ein gutes Mädchen! Ich dachte, wir wären Freunde!«

»Das waren wir nie«, sagte sie, »die Wahrheit ist: Ich war in dich verliebt, und du hast mich für eine nette kleine Puppe gehalten.«

»Aber das ist doch gar nicht wahr! Ich habe selten einen Menschen so geschätzt wie dich!«

Sie schwang sich auf dem Barhocker herum, ihre hellen Augen unter den tiefschwarz getuschten Wimpern blitzten ihn an. »Nun ist aber Schluß, Konrad! Ich habe keine Lust, mich länger von dir zum Narren halten zu lassen. Ich habe genug von dir! Hast du mich jetzt verstanden?«

»Ja«, sagte er ruhig, »entschuldige, daß ich dich belästigt habe!« Er machte eine knappe Verbeugung, wollte gehen. Sie rutschte von ihrem Hocker, hielt ihn fest. »Konrad«, sagte sie leise, mit veränderter Stimme, »bitte, versuch mich doch zu verstehen! Ich habe eine Chance bekommen, eine richtige Chance, die kann und darf ich mir doch nicht aus purer Gefühlsduselei verpatzen! Ein Mädchen wie ich kann sich einfach eine unglückliche Liebe nicht erlauben ...«

»Du brauchst mir nichts zu erklären ...«

»Aber ich will es! Jetzt will ich es, Konrad! Ich habe den Produzenten Corbetto kennengelernt, er ist wie wild hinter mir her, er hat mir eine Filmrolle versprochen! Nicht so eine winzige Sache, wo einen niemand sieht, sondern eine richtige große Rolle, mir auf den Leib geschrieben!«

»Na, dann kann ich nur gratulieren, Cobra!«

»Dazu ist es noch zu früh, warte ab, bis ich die Rolle in der Tasche habe!«

»Schön und gut«, sagte Konrad, »aber ich verstehe nicht, was das Ganze mit uns beiden zu tun hat!«

»Corbetto ist wahnsinnig eifersüchtig und eitel noch dazu! Er würde den Verrückten spielen, wenn er merkte, daß ich mich in Wirklichkeit für einen anderen Mann interessiere ... ich muß ihm große Liebe vormimen, verstehst du?« – »Arme Cobra!«

»Sag das nicht! Wenn ich es erst erreicht habe, wenn ich erst ganz oben bin, dann wirst du mich bestimmt auch mit anderen Augen ansehen!«

»Nein, Cobra, rede dir das nicht ein. Du mußt tun, was du für richtig hältst – wahrscheinlich ist es sogar das Richtige für dich! Aber für uns beide ist das das Ende!«

Sie zog eine kleine, schmerzliche Grimasse. »Noch bevor es angefangen hat, ja, ich weiß. Sei mir nicht böse, Konrad.«

»Bin ich gar nicht!«

Sie warf einen raschen Blick über die Schulter zur Türe. »Wenn ich dir einen Rat geben darf, Konrad – söhne dich mit deiner Verlobten aus! Sie ist ein fabelhaftes Mädchen, und sie paßt zu dir – besser als ich und jede andere!«

Dann wandte sie sich rasch ab, war mit wenigen Schritten wieder an der Bar, schwang sich auf den Hocker und nahm eine Pose äußerster Blasiertheit an – gerade noch im rechten Augenblick, wie Konrad Hartwig erkannte, denn jetzt trat ein kleiner, dicker Herr in den Raum, eilte mit lebhaften Schritten auf Cobra zu, überfiel sie mit einem Schwall pathetischer Worte.

Cobras Lächeln, ihre Blicke, ihre wohlberechnete Koketterie waren mehr, als Konrad ertragen konnte.

Er bezahlte seine Drinks, verließ die Bar und gab beim Entre seine Visitenkarte mit ein paar entschuldigenden Worten für Pietro di Leoni ab.

Aber auch als er draußen auf der Straße stand, fühlte er sich nicht besser. Es war nicht frische Luft, die er brauchte, sondern eine ganz andere Medizin.



Noch nie war Konrad Hartwig die kleine elegante Wohnung im Parioli-Viertel so wenig anheimelnd erschienen wie an diesem Abend. Zwar hatte die Hausmeisterin in seiner Abwesenheit aufgeräumt und saubergemacht, aber dennoch wirkte jeder Gegenstand fremd, abgenutzt, ja beinahe feindlich.

Der Gedanke, hier noch Monate, vielleicht sogar Jahre leben zu müssen, erfüllte ihn mit Grauen. Natürlich hätte er sich eine andere Wohnung mieten können – und minutenlang erschien ihm das als ein Lichtblick. Aber dann erkannte er, daß er sich selbst betrog. Ein Wohnungswechsel würde nichts an der Situation ändern.

Er konnte und wollte nicht länger in Rom bleiben. Diese wunderbare alte Stadt mit all ihrem Glanz und ihren Schatten war ihm unerträglich geworden.

Sollte er seinen Chef bitten, ihm bei einer Versetzung behilflich zu sein? Selbst der letzte Winkel Afrikas schien ihm verlockend. Je weiter er von Rom entfernt war, je ungünstiger das Klima, je schlechter die Lebensbedingungen, desto leichter, so schien es ihm, würde er vergessen können.

Oder machte er sich auch jetzt wieder etwas vor? Vielleicht war er zum Diplomaten ganz ungeeignet, da er schon auf dem ersten selbständigen Posten so völlig versagt hatte. Vielleicht wäre es das Richtige, seine Karriere an den Nagel zu hängen, nach Hause zurückzukehren, im Betrieb seines Vaters würde es immer einen Platz für ihn geben. Seine Eltern würden ihn wahrscheinlich nicht verstehen, aber sie würden seine Entscheidung hinnehmen.

Aber bei dem Gedanken an die unvermeidlichen Fragen und Bemerkungen aller Freunde, Bekannten und Nachbarn wurde ihm jetzt schon übel – nein, er konnte nicht als ein Geschlagener zurückkehren, diese letzte Demütigung war mehr, als er ertragen konnte.

Sollte er tun, was Cobra ihm geraten hatte, sich mit Anette versöhnen? Wenn er an Anette dachte, ihr klares, herbes Gesicht, ihre grauen Augen, die nicht lügen konnten, erschien sie ihm wie ein Fels in der Brandung. Er war nahe daran, den Telefonhörer zu ergreifen und sie anzurufen. Es gab keinen Menschen, der ihm vertrauter war als sie. Und doch! Es war unmöglich, einfach da anzuknüpfen, wo sie aufgehört hatten. Er schätzte Anette, er bewunderte sie, ja er brauchte sie vielleicht sogar, aber – er konnte sie nicht lieben. Und Liebe war es, die sie von ihm erwartete, auf die sie ein Recht hatte. Aber Liebe, nein, Liebe konnte er ihr nicht geben. Sein Herz war ausgebrannt.

Er zuckte zusammen, als es an der Wohnungstür klingelte. Wer konnte das sein? Wer konnte wissen, daß er schon wieder zurück war?

Vielleicht hatte ihn einer seiner Freunde – Mike O'Connor, Uwe Holsten oder Tino Reggi – im ›Excelsior‹ gesehen. In mancher Beziehung war das mächtige Rom ein winziges Nest, in dem sich jede Neuigkeit schnell herumsprach.

Aber Konrad wollte nicht aufmachen, er wollte niemanden sehen. Erst als es zum dritten Male klingelte, konnte er nicht länger widerstehen. Mit müden Schritten ging er zur Tür, zwang ein Lächeln auf sein Gesicht, öffnete.

Eine schlanke, dunkel gekleidete Frau stand vor ihm, aber trotz des Schleiers hätte er sie unter Tausenden erkannt – Claudia Orlini.

Sie schlüpfte an ihm vorbei, sah ihn aus ihren wundervollen geheimnisvollen Augen an.

»Ich bin zu dir gekommen«, sagte sie, »weil ich dich liebe!«

Diese wenigen Worte lösten alle Fragen, alle Qual, alle Zweifel in Konrad Hartwigs Herz. Ein bisher noch nie gekanntes, überwältigendes Glücksgefühl durchströmte ihn.

Er riß Claudia in seine Arme, seine Lippen suchten ihren Mund. Sie fanden sich in einem Kuß, der höchste Seligkeit bedeutete. In diesen Sekunden verschwand die feindliche Welt um sie, es gab nur noch zwei Menschen, die zählten – Claudia und Konrad und ihre Liebe, ihre sehnstichtige, verbotene Liebe. Dann lag sie ganz still an seiner Brust, lauschte dem Klopfen seines Herzens. »Ich bin so froh, Konrad«, hauchte sie, »so froh!«

Er spürte, daß sie nicht mehr verlangte als dies, ihm nahe zu sein. Aber er war ein Mann. Ihr schmiegsamer, schlanker Körper, der herbe Duft ihrer Haut, ihres Haares weckten in ihm ein Begehren, das stärker zu werden drohte als seine Beherrschung.

Mit einer brüsken Bewegung machte er sich frei. »Nicht, Claudia«, sagte er, »bitte, nicht!«

Sie verstand ihn sofort, sah mit halb geöffneten Lippen zu ihm auf, und in ihren tiefblauen Augen stand bedingungslose Hingabe. »Aber ich will ja, Konrad«, sagte sie, »ich will!«

»Nein«, sagte er, »dazu liebe ich dich zu sehr ...«

»Konrad!« Sie streckte verlangend die Hand nach ihm aus. »Eine Stunde«, sagte er, »vielleicht eine Nacht, das ist zu wenig! Du bist die Frau meines Lebens, und ich will, daß wir ein ganzes Leben zusammengehören ... bis in alle Ewigkeit!«

»Aber ich ...«

»Ich weiß, daß du verheiratet bist. Aber diese Ehe kann nicht gültig sein. Sie ist gar keine wirkliche Ehe, sondern ein Mißgeschick, ein verhängnisvolles Unglück! Oder ...« Er trat einen Schritt zurück. »... liebst du ihn etwa immer noch?«

»Ich habe ihn nie geliebt!«

»Warum hast du dann so geweint, als du erfuhrst, daß er verunglückt ist?«

»Ich ...« Sie machte eine hilflose Geste. »Ach, das verstehst du doch nicht!«

»Versuch es mir zu erklären! Du mußt mir alles sagen, hörst du? Zwischen uns muß alles klar sein, es darf keine Geheimnisse geben!«

»Ich habe ihm den Tod gewünscht«, gestand sie mit tonloser Stimme, »als das Telegramm kam, war mein erster Gedanke: Wäre er doch tot!« Sie biß sich auf die Lippen. »Und dann – dann habe ich mich geschämt. Aus Scham und Verzweiflung habe ich geweint, nicht aus Liebe.«

»Oh, Claudia!« sagte er erschüttert.

Alles in ihm brannte danach, sie in die Arme zu nehmen, sie zu trösten, und er spürte sehr wohl, wie sehr sie dieses Trostes bedurft hätte. Aber er wagte es immer noch nicht, sie zu berühren, aus Angst, die Herrschaft über sich zu verlieren.

»Aber alles war nur ein Witz«, sagte sie, »einer seiner üblen Scherze! Ottavio ist verunglückt, ja, er ist beim Polo vom Pferd gefallen, hat sich ein Bein gebrochen und ein paar Rippen gequetscht – aber Gefahr hat niemals bestanden!« Sie trat auf ihn zu. »Da wußte ich«, sagte sie, und ihre Stimme wurde leidenschaftlich, »daß es so nicht weitergehen kann! Daß ich ihn nicht mehr ertrage, daß ich ihm immer wieder den Tod wünschen werde, um von ihm freizukommen! Aber sol-

che bösen Gedanken sind eine viel schlimmere Sünde, als es die Liebe je sein könnte!«

»Und du glaubst«, sagte er, »du glaubst wirklich, du könntest die Liebe ersticken, indem du ihr nach gibst? Du würdest deinen Mann und deine Ehe wieder erträglich finden, wenn du dir einen Geliebten nimmst?«

Sie preßte beide Hände vor die Ohren. »Sprich nicht so«, bat sie, »so hätte Ottavio reden können!«

»Aber es ist die Wahrheit, auch wenn sie zynisch klingt!« Er holte tief Atem. »Claudia«, sagte er, »entweder entschließt du dich, deine Ehe zu lösen ...«

»Aber das habe ich ja versucht! Schon zweimal – und es ist fehlgeschlagen«, sagte sie verzweifelt.

Er übergang ihren Einwurf. »Entweder kämpfst du darum mit aller Kraft und mit allen Mitteln, oder wir dürfen uns nicht wiedersehen, nie, nie mehr wieder!«

»Du bist grausam!« stöhnte sie.

»Nein. Aber ich liebe dich, wie ich noch nie eine Frau geliebt habe. Ich will dich heiraten. Ich will mit dir vor allen Menschen, vor dem Gesetz und vor der Kirche zusammenleben, ich will dich beschützen und glücklich machen, ich will Kinder von dir haben ...« Sie stand mit hängenden Armen vor ihm, hilflos wie ein gescholtenes Kind. In ihren schönen Augen glänzten Tränen.

»Ich bin kein Verführer«, sagte er. »Sei doch ehrlich, Claudia, könntest du mich lieben, wenn ich anders denken würde? Wir würden alles zerstören, wenn wir jetzt unseren Gefühlen nachgeben würden. Du selber würdest es mir nie verzeihen, wenn ich dein Opfer angenommen hätte.«

»Es wäre kein Opfer«, sagte sie schwach.

»Du würdest es schon morgen bereuen. Du würdest beichten, um dein Schuldgefühl loszuwerden – du würdest dir schwören, mich zu vergessen, und wir beide würden noch unglücklicher sein, als wir jetzt schon sind.«

»Was soll ich tun?«

»Du sagtest mir doch, daß du schon zweimal versucht hast, deine Ehe annullieren zu lassen?«

»Ja. Aber ohne den geringsten Erfolg.«

»Schick mir die Akten und Unterlagen so schnell wie möglich. Wenn du sie heute abend noch herausuchst und sie mir morgen durch einen Boten zukommen läßt ...«

»Aber ... was kann das nützen?«

»Ich werde sie einem Rechtsanwalt bringen, ich werde dir den besten finden, der für solche Fälle zuständig ist. Er muß dir helfen.«

»Ich soll bis zur Sacra Rota gehen?«

»Ja.«

»Ach, Konrad«, sagte sie, »du weißt ja nicht, wie verwickelt das alles ist. Es ist wahr, ich bin zu dieser Ehe gezwungen worden, aber niemand will es mir bezeugen. Nicht einmal meine Mutter – am allerwenigsten meine Mutter! Was kann ich denn da machen?«

»Das muß uns der Rechtsanwalt sagen.«

»Und wenn er bestätigt, daß mein Fall aussichtslos ist?«

»Dann nehmen wir einen anderen!«

Sie seufzte. »Du machst dir so große Hoffnungen. Aber ich kann einfach nicht daran glauben, daß noch alles gut werden wird.«

»Glaubst du an mich? Glaubst du an unsere Liebe?«

»Das ist doch etwas anderes.«

»Nein, Claudia, das ist das gleiche. Ich bin nicht so fromm wie du und alles andere als ein Kirchgänger. Aber ich weiß, daß Gott uns beide – dich und mich – zusammengeführt und füreinander bestimmt hat. Also wird er uns auch den Weg in die Ehe ebnen.«

»Und wenn du dich irrst? Wenn er nicht hilft? Wenn er will, daß ich bei Ottavio bleibe?«

»Niemals.«

»Konrad«, sagte sie, »versuche doch, mich zu verstehen. Immer war die Sacra Rota so etwas wie eine geheime Hoffnung für mich. Gerade deshalb habe ich es nie gewagt, den letzten Schritt zu tun und mich an das oberste Kirchenggericht zu wenden. Denn wenn die Sacra Rota einer Annullierung meiner Ehe nicht zustimmt, dann ist

alles verloren, unwiderruflich und für alle Zeiten. Was werden wir dann tun?«

»Das können wir immer noch überlegen, wenn es wirklich eintreten sollte. Es gibt kein Entweder-Oder für uns, Claudia. Wir müssen ohne ein Netz arbeiten, das uns im Notfall immer noch auffangen kann. Wir haben ein Ziel, und für dieses Ziel müssen wir mit all unseren Kräften kämpfen, denn wenn wir es nicht schaffen, sind wir beide verloren. Für mich kann es ohne dich kein Glück auf dieser Welt geben, Claudia!«

»Wie stark du bist!«

Ihre Bewunderung erfüllte ihn mit neuer Kraft. Es fiel ihm unendlich schwer, sich von ihr zu trennen. Aber es mußte sein.

»Geh jetzt, bitte, Claudia!«

»Schon? Aber ...«

»Du weißt, um was es geht. Wir dürfen nichts Unrechtes tun, wir müssen sogar jeden Schein eines Unrechtes vermeiden. Du bist schon viel zu lange hier bei mir in meiner Wohnung geblieben. Das darf nie wieder geschehen.«

»Und wie soll ich dich erreichen?«

»Wann, glaubst du, daß du am besten ungestört telefonieren kannst?«

»Jederzeit. Ottavio ist ja ans Bett gefesselt, und Helena ist zu Verwandten nach Florenz gereist.«

»Dann erwarte ich deinen Anruf übermorgen abend gegen sieben Uhr. Ich hoffe, daß ich bis dahin schon mit einem Rechtsanwalt gesprochen habe und dir einen Termin nennen kann.«

»Gut«, sagte sie, »ich werde tun, was du von mir verlangst.« Sie sah ihn an. »Willst du mich nicht wenigstens zum Abschied noch einmal küssen?«

»Doch«, sagte er, »das will ich!« Er nahm sie in die Arme. »Claudia!« stammelte er, »ich weiß, du mußt mich für einen Stockfisch halten, aber – wenn du nur ahntest, wie sehr ich mich nach dir sehne!«

Seine leidenschaftlichen Küsse, der Griff seiner warmen, starken Hände bewiesen es ihr deutlicher, als es seine Worte vermocht hätten. Diesmal war sie es, die sich als erste aus der Umarmung löste. Sie be-

rührte ihre Finger mit den Lippen, drückte sie zart auf seinen Mund. »Leb wohl, Konrad ... Liebster! Es ist schön, mit dir und für mich zu kämpfen, auch wenn es ein aussichtsloser Kampf sein sollte! Leb wohl! Ich liebe dich sehr!«

Sie zog den kleinen Schleier wieder über ihr Gesicht, wandte sich zur Türe und schlüpfte hinaus.

Als er wieder allein in der kleinen Diele stand, hatte er eine Sekunde lang das Gefühl, geträumt zu haben – nur der Duft, der noch im Raum schwebte, bewies ihm, daß er nicht das Opfer einer Illusion geworden war, sondern daß er alles wahr und wirklich erlebt hatte.

Claudia Orlini war zu ihm gekommen. Sie liebte ihn! Und doch, wie weit waren sie beide noch von der Erfüllung ihrer Liebe entfernt.



Konrad Hartwig war durchaus nicht so überzeugt, daß Claudia eine Annullierung ihrer Ehe bei der Sacra Rota erreichen würde, wie er ihr gegenüber vorgegeben hatte. Aber mit dem Instinkt seiner Liebe hatte er gespürt, daß es Ermutigung war, was sie brauchte, daß ihre körperliche und geistige Widerstandskraft durch die Jahre der Ehe und die Vorgänge, die zu dieser Ehe geführt haben mußten, nahezu erschöpft war. Würde er ihr den Mut, der zu diesem Kampf gegen die Orlinis und gegen ihre eigene Familie notwendig war, geben können? War ihre Liebe stark genug, das alles durchzustehen?

Fast bereute Konrad es, daß er nicht einfach das getan hatte, was sie sich von ihm ersehnt hatte. Warum hatte er sie nicht in die Arme genommen und ihr wenigstens einmal im Leben ein trügerisches Glück geschenkt? Vielleicht hätte sie es ihm selber leichter gemacht, über seine Leidenschaft hinwegzukommen. Er wußte, warum er sich so krampfhaft beherrscht hatte. Für Claudia wäre es das Ende gewesen. Sie war nicht die Frau, die nach einem Ehebruch lächelnd zur Tagesordnung übergehen konnte. Sie hätte sich ihrem Mann gegenüber schuldig gefühlt, und ihr schlechtes Gewissen hätte sie nur noch mehr zu seiner Sklavin gemacht.

Konrad stopfte sich eine Pfeife, trank ein Glas Whisky, um seine aufgerührten Nerven zu beruhigen. Dann machte er sich daran, das auszuführen, was er sich vorgenommen hatte.

Er telefonierte mit einigen Bekannten, die sich in den römischen Verhältnissen auskannten, forschte nach einem Rechtsanwalt, der bei der Sacra Rota als Advokat zugelassen war. Man nannte ihm einige Namen, an der Spitze immer wieder einen Dr. Gino Lombardi.

Schließlich rief er noch Mike O'Connor an, und der Freund bestätigte ihm, daß Dr. Lombardi als einer der fähigsten Juristen in der italienischen Hauptstadt galt.

»Wozu brauchst du denn einen Anwalt?« fragte Mike O'Connor. »Und dazu noch einen, der bei der Sacra Rota zugelassen ist?«

»Ich brauche ihn für jemand anderen ...«

»Eine Frau?«

»Kann sein.«

»Na, wenn du es mir nicht anvertrauen willst, dann behalte es für dich. Es ist nur so, daß ich Dr. Lombardi zufällig persönlich kenne. Ich hätte dir vielleicht behilflich sein können, einen früheren Termin zu bekommen. Der Dottore ist überaus beschäftigt.«

»Du, hör mal, Mike, das wäre ausgesprochen nett vor dir!«

»Stimmt, ich bin very, very nice – aber wenn ich dir behilflich sein soll, mußt du mir zumindest sagen, um was es sich handelt.«

Konrad Hartwig zögerte. Aber schließlich – wenn es einen Menschen gab, dem er voll und ganz vertrauen konnte, dann war es Mike O'Connor. »Um die Annullierung einer Ehe«, sagte er.

»Gehört die Dame zur römischen Gesellschaft?«

»Ja.«

»Ist es etwa ... ?«

»Ja«, fiel ihm Konrad ins Wort, »aber, bitte, nenne keinen Namen ...«

»Oh, Boy!« sagte Mike O'Connor. »Verflucht und zugenäht, hoffentlich weißt du auch, auf was du dich da eingelassen hast! Wenn die Sache in die Binsen geht, werden die Orlini – entschuldige schon, das ist mir nur so herausgerutscht – also dann wird die Familie deiner Angebeteten

ihren ganzen Einfluß geltend machen, dich aus Rom zu entfernen. Du mischst dich da in Angelegenheiten, die dich wirklich nichts angehen.«

»Wenn ihre Ehe nicht annulliert wird«, erwiderte Konrad ruhig, »dann ist mir Rom sowieso verleidet.«

»Es geht nicht nur um Rom, alter Junge, sondern um deine diplomatische Karriere!«

»Ich weiß«, sagte Konrad, »ich mache mir nichts vor. Aber es gibt Dinge, die man einfach tun muß, auch wenn man darüber zugrunde geht.«

Mike O'Connor seufzte hörbar. »Dich hat es aber arg erwischt. Na ja, da kann man nichts machen. Des Menschen Wille ist sein Untergang, besonders dann, wenn er sich gegen alle bestehenden Ordnungen auflehnt.«

»Willst du mir nun helfen«, fragte Konrad scharf, »oder willst du mir nur eine Predigt halten?«

»Ich meine es gut mit dir, Konrad!«

»Zum Teufel, das weiß ich ja! Also hilf mir doch! Verschaff mir einen Termin bei Dr. Lombardi!«

»Für wann?«

»Möglichst für vorgestern!«

»Sei nicht albern, ich habe schon begriffen, daß es eilig ist. Ich wollte einfach wissen, zu welcher Tageszeit du dich am besten bei der Botschaft freimachen kannst.«

»Ich bin augenblicklich in Urlaub. Also ist mir jede Stunde recht, je früher, desto besser!«



Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr brachte ein älterer Mann – Konrad vermutete in ihm einen der Diener des Palazzo Orlini, obwohl er einen unauffälligen Straßenanzug trug – ein flaches Paket. Es waren die Akten und Unterlagen über Claudia Orlinis vergebliche Vorstöße bei einem deutschen Diözesengericht, die Annullierung ihrer Ehe zu erlangen.

Nur ein kurzer, handgeschriebener Brief Claudias lag dabei. »Ich habe mit meinem Beichtvater gesprochen«, schrieb sie, »er hat meinen Entschluß gebilligt! Ich bin sehr glücklich, daß es Dich gibt, Konrad! Und ich verspreche Dir, ich werde tapfer sein!«

Diese wenigen Zeilen und die Tatsache, daß Claudia wirklich ihr Versprechen eingehalten und ihm die Unterlagen gleich hatte zukommen lassen, gaben Konrad neuen Auftrieb. Jetzt endlich war er nicht mehr von Zufällen abhängig, einem blinden Schicksal ausgeliefert, jetzt endlich durfte er handeln.

Er verbrannte Claudia Orlinis Brief. Es fiel ihm zwar schwer, sich von diesem Dokument ihrer Liebe zu trennen, aber er mußte unter allen Umständen vermeiden, daß es in falsche Hände geriet.

Dann rief er Mike O'Connor an.

»Du kannst es wohl schon nicht mehr erwarten, wie?« sagte der Freund. »Aber es ist gut, daß du mich anrufst. Ich habe Dr. Lombardi heute zum Mittagessen ins Hotel Palazzo eingeladen. Wenn du auch hinkommst, wirst du Gelegenheit haben, ihm den Fall vorzutragen. Vielleicht hast du Glück, und er ist interessiert genug, dir einen baldigen Termin zu geben.«

Die Dankesbeteuerungen Konrad Hartwigs schnitt er kurz ab. »Schon gut, nicht der Rede wert. Aber versprich dir nur nicht zuviel von dieser Unterhaltung. Dr. Lombardi ist kein Mann, der sich mit Sentiments überfahren läßt.«

Wie recht Mike O'Connor mit dieser Beurteilung hatte, sollte Konrad schon wenige Stunden später erfahren, als er dem Anwalt gegenüberstand. Rechtsanwalt Dr. Lombardi war ein schwerer, breitschultriger Herr mit klugen dunklen Augen, weiß meliertem, sehr gepflegtem Haar. Er gab sich Konrad Hartwig gegenüber freundlich, aber zurückhaltend, und erst als sie nach dem Essen bei Kaffee und Cognac angelangt waren, wagte der Deutsche den ersten Vorstoß. »Ich weiß nicht«, sagte er, »ob Mike O'Connor Ihnen erzählt hat, daß ich Ihre Hilfe als Anwalt in Anspruch nehmen möchte – für eine Dame, deren Glück mir sehr am Herzen liegt.«

Der Anwalt wechselte einen kurzen, vieldeutigen Blick mit Mike

O'Connor, sagte aber nichts, sondern zündete sich ein wenig umständlich und zeremoniell eine dunkle Brasil an.

»Diese Dame«, sagte Konrad Hartwig, »ist Italienerin, katholisch verheiratet, aber sehr unglücklich ...«

»So etwas soll vorkommen«, sagte Dr. Lombardi gelassen.

»Ja, ich weiß, unglückliche Ehen sind nichts Seltenes. Aber diese Ehe ist keine wirkliche Ehe, sie besteht sozusagen nur auf dem Papier.«

Dr. Lombardi wurde aufmerksam. »Wollen Sie damit andeuten, daß sie nicht wirklich vollzogen ist – daß es also nie zum ehelichen Beischlaf gekommen ist?«

»Nein, so meine ich das nicht. Die beiden haben sogar ein Kind, eine kleine Tochter.«

»Die Dame war also anfangs glücklich und zufrieden, bis sie darauf gekommen ist, eben doch einen Mann aus Fleisch und Blut mit Fehlern und Schwächen und nicht den Held ihrer Träume geheiratet zu haben, den sie anfangs in ihm gesehen hatte. Als sie dann noch einen anderen kennenlernte, der ihrem Ideal mehr zu entsprechen pflegte ...«

»Das stimmt ja gar nicht!« protestierte Konrad hitzig. »Sie hat schon zweimal versucht, ihre Ehe annullieren zu lassen – längst bevor wir uns begegnet sind!«

»Ergebnis?«

»Ihre Klage ist zweimal abgewiesen worden«, mußte Konrad zugeben.

»Na also! Was wollen Sie dann noch?«

»Es handelt sich um einen Fall für die Sacra Rota«, sagte Konrad Hartwig, »glauben Sie mir doch, diese Ehe ist ein Wahnsinn! Sie müssen der Dame helfen, Sie müssen einen Weg finden, sie aus dieser unglückseligen Ehe zu erlösen!«

Dr. Lombardi nahm einen Schluck Cognac, hielt seine Zigarre sorgfältig hoch, daß die Asche nicht herunterfallen konnte. »Und wie, mein Bester, soll ich das anfangen?«

»Sie sind Anwalt! Sie haben viele Annullierungen beim obersten Kirchengericht durchgeboxt! Bestimmt kennen Sie Mittel und Wege ...«

Dr. Lombardi fiel ihm ins Wort. »Tut mir leid, daß ich Sie da ent-

täuschen muß. Ein Rota-Anwalt ist kein Winkeladvokat. Er erfindet keine Gründe, auf denen sich eine Annullierungsklage aufbauen läßt, sondern es geht ihm prinzipiell nur um die Wahrheit, denn so verlangt es unsere berufliche Ethik. Ich persönlich habe einen gewissen juristischen Stil, der es mir verbietet, einem Klienten Beistand zu leisten, der von mir erwartet, daß ich falsche Tatsachen konstruiere ...«

»Aber, um Gottes willen, Dr. Lombardi! So habe ich es doch nicht gemeint! Sie verstehen mich ganz falsch! Die Dame hat unter moralischem Zwang ihr Jawort zu dieser Ehe gegeben!«

»Woher wissen Sie das?« fragte Dr. Lombardi betont kühl.

»Sie hat es mir selber gesagt – und dann geht es auch aus den Akten hervor. Ich habe sie mitgebracht und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Einsicht nehmen würden ...«

»Die Gerichte haben ihr aber bisher keinen Glauben geschenkt!«

»Eben! Darum bitte ich Sie ja um Hilfe. Es ist ein schwieriger Fall, die Zeugen lügen oder sagen Halbwahrheiten aus. Für mich aber steht es felsenfest, daß Claudia in diese Ehe gezwungen worden ist!«

Mike O'Connor kam dem Freund zu Hilfe.

»Schauen Sie sich die Akten wenigstens an, Dottore, und prüfen Sie, was daraus zu machen ist. Mein Freund Konrad ist sonst noch imstande und läuft wirklich zu einem Winkeladvokaten!«

»Winkeladvokaten«, sagte Dr. Lombardi steif, »sind bei der Sacra Rota nicht zugelassen!« Dann, als er die Enttäuschung in Konrad Hartwigs Gesicht sah, fügte er etwas wärmer hinzu: »Ich werde die Akten gerne prüfen, aber ich kann Ihnen nicht versprechen ...«

»Das erwarte ich ja auch gar nicht von Ihnen!« rief Konrad erleichtert. »Im Gegenteil, ich wünsche, daß Sie ganz vorurteilslos an den Fall herangehen!«

»Ah, das ist etwas anderes«, sagte Dr. Lombardi, »warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Bisher hatte ich den Eindruck, daß Sie eine Annullierung auf Biegen oder Brechen erreichen wollten.«

Das war zwar die Wahrheit, aber Konrad hütete sich, es zuzugeben. »Wenn Sie zu der Überzeugung kommen, daß nichts zu machen ist,

Dottore, daß diese Ehe trotz allem zu Recht besteht, dann werden wir uns Ihrem Rat beugen!«

»Gut!« Dr. Lombardi streifte jetzt endlich den weißen Kegel seiner Zigarrenasche ab. »Wollen wir also so verbleiben. Ich rufe Sie an, sobald ich mir ein Urteil gebildet habe.«

Konrad Hartwig hätte gerne noch gesagt, daß er bereit war, jede Summe für die Hilfe des Advokaten zu zahlen. Aber nach diesem kurzen Gespräch war er zu der Überzeugung gekommen, daß er mit einem solchen Angebot womöglich das Ehrgefühl des Anwalts verletzen würde.

So sagte er nur: »Bitte, lassen Sie mich nicht zu lange warten!«

Dr. Lombardi verabschiedete sich, kurz nachdem Konrad ihm die Akten, die er in eine schmale Aktentasche gesteckt hatte, übergeben hatte. Die beiden Freunde blieben allein zurück.

»Nun, ich hoffe«, sagte Mike O'Connor, »daß du jetzt zufrieden bist!«

»Zufrieden? Wie könnte ich das sein! Aber immerhin, ich bin doch einen Schritt weiter gekommen.«

»Einen Schritt schon – fragt sich nur, in welcher Richtung.«

»Was willst du damit sagen?« fragte Konrad empfindlich.

Mike O'Connor legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Du weißt, daß ich dir jedes Glück gönne – falls es eines ist. Aber du mußt mir gestatten, daß ich ehrlich zu dir bin. Ich werde das Gefühl nicht los, daß du dich in etwas Wahnsinniges verrannt hast.«

»Du hast noch nie wirklich geliebt«, erwiderte Konrad Hartwig, »sonst könntest du so nicht reden!«



Anette Sörgel hatte sich nach ihrer Rückkehr aus Rom in ein seelisches Schneckenhaus verkrochen. Eine Zeitlang hatte sie geglaubt, den Kummer und die Demütigung, die Konrad ihr angetan hatte, nie überwinden zu können. Sie verließ das Appartement, das sie mit ihrer Freundin Inge zusammen bewohnte, nur zu den Vorlesungen, bemühte sich,

selbst in der Mensa ihren Freundinnen und Kommilitonen auszuweichen. Aber sie war jung und gesund, und ganz allmählich, gegen ihren eigenen Willen, löste sich ihre innere Erstarrung.

Inge Lehnert hatte sie wohlweislich in den ersten Tagen und Wochen in Ruhe gelassen und sie weder gedrängt, sich ihr anzuvertrauen, noch den Druck einfach abzuschütteln, der auf ihr lastete. Erst als sie merkte, daß Anette wieder ansprechbar war, wagte sie einen Vorstoß. Eine Seminararbeit Anettes war ausgezeichnet beurteilt worden, und ihre Freude darüber war so groß, daß sie momentan ihren Liebeskummer ganz vergaß.

Das nahm Inge Lehnert zum Anlaß, einzuhaken. »Du, ich gratuliere«, sagte sie herzlich, »das hast du wirklich famos gemacht!«

»Na, ich habe ja auch geschuftet wie ein Pferd«, gab Anette strahlend zu, »trotzdem, ein bißchen Glück war auch dabei!«

»Glück gehört immer dazu!« sagte Inge. »Ohne Glück soll man nicht auf der Welt sein, wie mein Vater immer zu behaupten pflegt. Wie wäre es, wenn wir deinen Erfolg feiern würden?«

Sofort verschloß sich Anettes Gesicht. »Du weißt, daß ich für so etwas nichts übrig habe.«

»Warum eigentlich nicht? Du hast dich jetzt Abendlang hinter deinen Büchern vergraben. Als zukünftige Soziologin solltest du doch auch wieder einmal das wirkliche Leben studieren!« Als Anette schwieg, fügte sie drängend hinzu: »Wem nützeest du damit, wenn du dich lebendig begräbst? Du schadest nur dir selber. Komm doch heute abend mal mit. Ich bin mit einer prima Bande im ›Big Apple‹ verabredet. Das ist ein fabelhafter Tanzschuppen, kann ich dir sagen ...«

»Ich habe lange nicht mehr getanzt«, sagte Anette, und in ihrer Stimmung schwang eine Sehnsucht, die sie sich selber nicht eingestehen mochte.

»Na also, abgemacht!« rief Inge erleichtert. »Du brauchst ja nur mal hereinzuschauen! Wenn es dir nicht paßt, kannst du gleich wieder gehen.«

»Schön«, sagte Anette, »warum eigentlich nicht? Aber länger als eine Stunde werde ich bestimmt nicht bleiben!«

Aber sie hatte sich geirrt. Gegen jede Erwartung gefiel es ihr großartig im ›Big Apple‹, einem ausgesprochenen Tanzlokal für Twens. Die ›prima Bande‹, von der Inge gesprochen hatte, bestand wirklich aus netten jungen Leuten, von denen Anette die meisten von der Universität her kannte. Niemand stellte einem neugierige Fragen, keiner machte eine indiskrete Bemerkung, man nahm sie mit größter Selbstverständlichkeit in den kleinen Kreis auf.

Von Anfang an bemühte sich ein junger Mann namens Peter Schmiedel, Mediziner im achten Semester, besonders um sie, ein fröhlicher Knabe, mit lustigen braunen Augen, einem verwegenen Haarschopf und winzigen dunklen Sommersprossen auf dem Nasenrücken. Es gelang ihm, fast jeden Tanz mit Anette zu ergattern, aber gerade seine betonte Aufmerksamkeit machte Anette mißtrauisch.

»Hat Ihnen meine Freundin einen Wink gegeben?« fragte sie, als er sie, da die Kapelle gerade eine Pause einlegte, zu ihrem Tisch zurückführte.

Er hob die Augenbrauen. »Inwiefern?«

»Ach, verstellen Sie sich doch nicht, Sie wissen genau, was ich meine.«

»Ehrlich!« Er legte die Hand auf sein Herz. »Ich habe keine Ahnung!«

»Hat Inge Sie wirklich nicht gebeten, sich meiner anzunehmen?«

Statt einer Antwort stellte er eine Gegenfrage: »Glauben Sie wirklich, daß man jemanden mit der Nase darauf stoßen muß, daß Sie ein bezauberndes Mädchen sind?«

»Ich habe bisher immer die Erfahrung gemacht, daß man nur dann Erfolg hat, wenn man selber daran interessiert ist.«

»Dann müssen Sie Ihre Erfahrung, was mich betrifft, revidieren. Ich interessiere mich grundsätzlich nur für Mädchen, die nicht auf der Jagd nach einem Abenteuer oder gar nach einem festen Freund sind.«

»Haben Sie schon viele solcher Mädchen kennengelernt?« fragte sie unwillkürlich.

Er lachte. »Na, so ganz uninteressiert, wie Sie tun, scheinen Sie doch nicht zu sein!« Als sie errötete, fügte er rasch hinzu: »Das ist ja nur na-

türlich! Aber um Ihre Frage zu beantworten: Nein. Solche Mädchen trifft man nur sehr selten!«

Anette hätte noch gerne länger mit ihm gesprochen, aber sie hatten den großen Tisch erreicht und wurden in die allgemeine Unterhaltung hineingezogen. Sie fühlte sich so wohl wie seit langem nicht mehr und merkte gar nicht, wie unter ernsthaften Diskussionen, Albereien, Flirt und Tanzen die Stunden nur so dahinflogen. Als sie das erste Mal auf ihre Armbanduhr schaute, stellte sie fest, daß es bereits auf zwei Uhr nachts zuing, dabei hatte sie das Gefühl, eben erst gekommen zu sein. Um die anderen nicht zu stören, verzog sie sich, ohne sich von irgend jemandem zu verabschieden, in die Garderobe. Sie hatte geradezu ein schlechtes Gewissen, sich ohne Konrad Hartwig trotzdem so gut unterhalten zu haben.

Als sie sich ihren Mantel geben ließ, tauchte Peter Schmiedel hinter ihr auf.

»Glauben Sie nur nicht, daß Sie hier so sang- und klanglos verschwinden können. Sie werden mir schon gestatten müssen, daß ich Sie nach Hause bringe.«

»Das ist wirklich nicht nötig«, wehrte Anette ab, »ich finde meinen Weg auch allein!«

»Das glaube ich Ihnen aufs Wort«, sagte er schmunzelnd, »ich wollte mich Ihnen auch nicht als Pfadfinder anbieten!« Er gab der Garderobenfrau seine Marke, half Anette in den Mantel und lief ihr nach, als sie auf die Straße trat. Er holte sie ein, wollte seine Hand unter ihren Ellenbogen schieben. Aber sie ließ es nicht zu, machte sich steif. »Was ist bloß auf einmal in Sie gefahren, Anette?« sagte er erstaunt.

»Das wissen Sie ganz genau! Ich ...«, sie hatte plötzlich Hemmungen, es auszusprechen. »Ich bin an einen anderen Mann gebunden!«

»Nanu?« sagte er. »Aber ich dachte, die Verlobung wäre gelöst!«

»Das hat damit nichts zu tun! Ich habe mir geschworen, auf den Mann, den ich liebe, zu warten!«

»Aber davon will ich Sie ja gar nicht abhalten«, sagte Peter Schmiedel, »aber wie wäre es, wenn wir während dieser Wartezeit gute Freunde würden?«

»Sie wissen genau, daß Sie nicht wie ein Freund für mich empfinden!«

»Stimmt haargenau! Aber was soll's? Ich lasse Ihnen die Chance, auf ihn zu warten – geben Sie mir die Gelegenheit, um Sie zu werben!«

Als sie schwieg, sagte er: »Oder wollen Sie mir etwa einreden, daß Ihr ehemaliger Verlobter die Zeit vertrauert?«

»Nein«, mußte sie zugeben.

»Da wäre er auch schön blöd«, sagte Peter Schmiedel, »sehen Sie, Anette, wir sind doch nur einmal jung! Das klingt banal, ich weiß es, aber es ist doch die Wahrheit. Sie sind ein viel zu kluges Mädchen, als daß es Ihnen auf die Dauer Spaß machen könnte, das Trotzköpfchen zu spielen!«

Sie blieb stehen, sah ihn an. »Was sagen Sie da?« fragte sie empört.

»Sie haben mich ganz genau verstanden«, erwiderte er gelassen. »Treue, meine liebe Anette, ist etwas sehr Schönes und Wertvolles. Sie werden lachen, aber auch ich könnte einem Mädchen treu sein, wenn ich es liebe und wenn es meine Gefühle erwidert. Aber Treue nur um der Treue willen ist ein Quatsch. Ein erwachsener Mensch begreift, wenn eine Beziehung zu Ende ist, und findet sich damit ab. Das Leben geht weiter, und das ist gut so. Man soll nicht ertrotzen wollen, was einem nicht bestimmt ist!«

»Mir scheint, an Ihnen ist ein Pfarrer verlorengegangen«, sagte sie, aber ihr Spott klang nicht echt.

Er sah, daß große Tränen in ihre Augen gestiegen waren, zückte ein bunt kariertes Taschentuch und tupfte sie ab. »Na, na, na«, sagte er väterlich, »wer wird denn gleich weinen! Kommen Sie, seien Sie brav, Anettchen, hängen Sie sich bei mir ein, und lassen Sie sich von mir schön brav nach Hause bringen! Im übrigen ... ich verspreche Ihnen, Sie nicht zu küssen, ehe Sie es nicht selber wollen!«

»Das ist aber sehr entgegenkommend von Ihnen«, sagte sie, unter Tränen lächelnd.

Jetzt ließ sie es zu, daß er ihre Hand durch die Beuge seines Armes zog, und sie empfand eine seltsame Freude dabei, im Gleichschritt mit ihm durch die nächtlichen Straßen zu gehen.

Als sie eine halbe Stunde später die Treppe zu ihrem Appartement hinaufstieg, hatten sie sich zwar wirklich nicht geküßt, aber sie hatten sich für den nächsten Tag verabredet, und seltsam, Anette empfand nicht mehr die Spur eines schlechten Gewissens.

Trotzdem setzte sie sich noch an diesem Abend hin und schrieb an Konrad Hartwig, denn sie war ein Mädchen, das Unklarheiten und Winkelzüge haßte.

»Lieber Konrad«, schrieb sie, »ich habe einmal versprochen, auf Dich zu warten. Ich kann und will dieses Versprechen nicht länger halten, weil ich erkannt habe, daß es sinnlos ist. Geh Deiner Wege, ich wünsche Dir alles Gute. Ich werde versuchen, mein eigenes Glück zu finden.«

Als sie den Umschlag zuklebte, durchzuckte sie noch einmal die Hoffnung, daß dieser Brief vielleicht wie ein Signal wirken könnte, das Konrad zu ihr zurückbringen würde. Er war ihrer Liebe immer so sicher gewesen, vielleicht, wenn er jetzt fürchten mußte, sie zu verlieren ... Aber sie verfolgte diesen Gedanken nicht zu Ende. Es war ihr plötzlich, als wenn eine zerbrochene Liebe sich durch kein Mittel mehr heilen ließe.



Eine Woche, nachdem Dr. Lombardi die Unterlagen über die beiden ersten Annullierungsprozesse im Fall Orlini zur Einsicht erhalten hatte, empfing er die Contessa und Konrad Hartwig in seiner Kanzlei. Beide fühlten sich sehr unsicher, konnten die Spannung, die sie innerlich zerriß, kaum verbergen.

Dr. Lombardi war es, der das Gespräch eröffnete. »Ich weiß«, sagte er und legte die Fingerspitzen seiner schlanken, sehr gepflegten Hände gegeneinander, »Sie wollen von mir hören, wie ich den Fall beurteile ...«

»Ja, ich bitte darum!« sagte Claudia Orlini und konnte nicht verhindern, daß ihre Stimme zitterte. »Es hängt so viel für mich davon ab – alles! Mein ganzes Schicksal!«

»Nun, verehrte Contessa, ich muß Ihnen ganz offen sagen, daß den deutschen Richtern auf Grund der vorliegenden Unterlagen gar nichts anderes übrigblieb, als Ihre Klage zurückzuweisen. Sie weist zu viele und zu große Lücken auf.«

Alles Blut wich aus Claudias Gesicht. »Das klingt entmutigend«, sagte sie leise.

»Sie verstehen mich falsch«, sagte Dr. Lombardi lebhafter, »ich muß Sie nur darauf aufmerksam machen, wie schwer es ist, nach zwei negativen Urteilen die Klage wieder aufzunehmen, wenn wir nicht neuartige und schwerwiegendere Beweismittel erbringen können. Verstehen Sie mich richtig: Es ist schwer, aber nicht unmöglich!«

»Gott sei Dank«, sagte Konrad Hartwig unendlich erleichtert.

»Freuen Sie sich nicht zu früh«, mahnte Dr. Lombardi, »noch haben wir nicht gewonnen. Erst einmal möchte ich aus Ihrem eigenen Munde hören, wie es zu der Eheschließung zwischen Ihnen und dem Conte Orlini gekommen ist. Nicht die Geschichte Ihrer Ehe interessiert mich, denn sie ist für die Annullierungsklage völlig unwichtig, sondern nur die Vorgeschichte!«

Unwillkürlich wandte Claudia erschrocken ihre Augen zu Konrad.

»Wenn Sie lieber allein mit mir sprechen wollen, Contessa ...«

»Nein, ich möchte, daß Herr Hartwig hierbleibt. Auch er muß es endlich wissen!« Dennoch zögerte sie sichtlich, zu sprechen, knetete nervös ihre schlanken Hände.

»Sie lernten den Conte vor sechs Jahren hier in Rom kennen, wie ich aus den Akten entnommen habe«, half ihr der Rechtsanwalt.

»Ja«, sagte Claudia Orlini, »damals war ich siebzehn, gerade aus dem Klosterinternat entlassen. Meine Mutter reiste mit mir nach Rom, um einen Mann für mich zu finden. Aber das wußte ich damals nicht, ich war noch sehr naiv und unerfahren. Die Zusammenhänge begriff ich erst später. Meine Mutter führte mich in alle römischen Familien ein, zu denen wir irgendwelche Beziehungen hatten.

Auf der Hochzeit meiner Cousine lernte ich Ottavio Orlini kennen.«

»Das steht aber nicht in den Akten.«

»Nein, es schien uns unwichtig.«

»Waren Sie mit jener Cousine näher befreundet? Ich meine, vertrauten Sie sich ihr vielleicht später an, als es zu Schwierigkeiten kam?«

»Ja.«

»Dann nennen Sie mir bitte den Namen dieser Dame!«

»Sie heißt Lydia di Cusi.« Claudia hob den Kopf. »Aber ich möchte nicht, daß sie in die Sache hineingezogen wird!«

»Ich verstehe Sie sehr gut, Contessa«, sagte der Anwalt und notierte den Namen, »aber wenn wir die Annullierung durchdrücken wollen, müssen wir auf alle sentimentalischen Rücksichten verzichten!«

»Es geht in erster Linie um dich, Claudia, um dein Glück«, sagte Konrad Hartwig.

»Also, erzählen Sie weiter«, bat der Anwalt.

»Ottavio machte großen Eindruck auf mich, ich glaube, ich war damals ehrlich verliebt in ihn. Er sah glänzend aus, war geistreich, bemühte sich heftig um mich. Dazu kam natürlich, daß ich wußte, wie reich er war und wie angesehen seine Familie. Das alles blieb nicht ohne Eindruck auf mich. Meine Mutter war glücklich, als sie merkte, daß gerade Ottavio sich für mich interessierte, und seine Mutter, die alte Contessa, schien auch sehr zufrieden mit der Wahl ihres Sohnes. Wir kannten uns kaum drei Monate, da war unsere Heirat zwischen den beiden Familien beschlossene Sache. Aber mir war schon damals nicht mehr recht wohl in seiner Gegenwart, ich wagte es aber niemandem anzuvertrauen, weil ich meine Mutter nicht so enttäuschen wollte.«

»Aber später, da haben Sie es ihr doch gesagt?«

»Ja, als ich erkannt hatte, wie er wirklich war. Zuerst störten mich nur seine Launen. Manchmal war er fast übertrieben ausgelassen, dann wieder geradezu abstoßend mürrisch. Er gab sich oft zynisch, was mich mehr als einmal erschreckte, aber immer glaubte ich noch, ich würde das alles ertragen können, bis ...« Claudia schluckte schwer. »Wir wurden durch Zufall Zeugen eines schweren Straßenunfalls. Polizei und Unfallwagen waren schon benachrichtigt, es gab nichts zu helfen. Ich wollte rasch weiter, aber er – er zwang mich zu bleiben, zwang mich, alles mitanzusehen: das Blut, die verrenkten Glieder,

die zerstörten Gesichter ...« Es war Claudia anzumerken, daß sie sich nur mit äußerster Anstrengung zwang, weiter zu sprechen. »Aber das schlimmste war, ich spürte, wie er das alles genoß! Die grauenvollen Anblicke – und auch mein Entsetzen. Es war einfach schrecklich!« Sie barg ihr Gesicht in den Händen.

Dr. Lombardi wartete, bis sie sich einigermaßen erholt hatte. »Daraufhin sprachen Sie also mit Ihrer Mutter?«

»Ja. Aber sie hatte kein Verständnis für mich. Ich vertraute mich damals auch Lydia an. Aber sie sagte, ich wäre kindisch, ich hätte mir das alles nur eingebildet. Es gab niemanden, der mir half.«

»Sie fügten sich?«

»Nein. Ich sagte es Ottavio direkt ins Gesicht, daß ich ihn nicht heiraten könne. Ich mußte all meinen Mut für dieses Gespräch zusammennehmen. Aber es wurde noch viel schlimmer, als ich erwartet hatte. Er geriet ganz außer sich. Zum erstenmal sah ich ihn so, wie ich ihn später noch oft erleben sollte. Wie ein wildes Tier stürzte er sich auf mich, um mich zu zwingen! Er wollte mich vergewaltigen, um ...« Die Stimme versagte ihr. »Ich weiß, wie schrecklich das alles für Sie ist«, sagte Dr. Lombardi, »aber Sie müssen mir die Wahrheit sagen, sonst ...«

Claudia Orlini richtete sich auf. »Ja, Sie sollen alleswissen – und auch du, Konrad. Das Gespräch fand im Palazzo Orlini statt. Ich war ihm dorthin gefolgt, weil ich glaubte, dort in Ruhe mit ihm sprechen zu können. Das war mein Fehler. Zu spät erkannte ich, daß ich in seine Gewalt geraten war. Ich wehrte mich aus Leibeskräften, er verrenkte mir den Arm. Ich trat nach ihm – anscheinend muß ich ihn schmerzhaft getroffen haben, denn er ließ mich plötzlich los. Ich konnte entkommen.«

»Die Bediensteten mußten doch eigentlich Zeugen dieser Auseinandersetzung gewesen sein?« fragte Dr. Lombardi.

»Nein, Orlini hatte sie für diesen Abend alle entlassen.«

»Aber Ihre Mutter ...«

»Sie wissen ja, wie ihre Aussage in den früheren Prozessen lautete«, sagte Claudia bitter.

»Ja, es wimmelt nur so von Ausdrücken wie ›Ich besinne mich nicht‹ – ›soweit ich mich erinnere‹ – ›das muß mir ganz entfallen sein!‹«

»Meiner Mutter liegt noch heute alles daran, daß ich diese Ehe, die keine ist und nie eine war, aufrechterhalte!«

»Aber du hast ihr doch sicher erzählt, was passiert ist? Wie reagierte sie denn darauf?« fragte Konrad Hartwig.

»Sie sagte, ich hätte mich schlecht benommen. Ich hätte nicht mit ihm gehen dürfen. Wahrscheinlich hätte ich ihn durch mein Benehmen aufgereizt.«

»Aber wenn du doch entschlossen warst, ihn nicht zu heiraten ...«

»Ich konnte mich nicht durchsetzen«, sagte Claudia, »ich weiß, das ist schwer für dich zu verstehen, aber es ist die Wahrheit. Ottavio erzählte überall, mich besessen zu haben. Damit war mein guter Ruf ruiniert, und meine Mutter machte mir klar, daß ich nie mehr einen anderen Mann finden würde. Ich gab dennoch nicht auf. Ich floh nach Berlin zu einer Schwester meiner Mutter, meiner Tante Brigitte. Sie nahm mich sehr freundlich bei sich auf, schien mich zu verstehen, und ich glaubte schon, ich wäre gerettet. Aber Ottavio bombardierte mich mit Anrufen, Telegrammen, Briefen, drohte mir, sich das Leben zu nehmen, wenn ich nicht einwillige, seine Frau zu werden. Meine Mutter und seine Mutter unterstützten ihn dabei, schließlich wurde auch Tante Brigitte schwach und riet mir, mich zu fügen, und schließlich sah ich einfach keinen Ausweg mehr. Damals glaubte ich, daß der Tag meiner Hochzeit der schrecklichste in meinem Leben wäre, aber bald sollte ich begreifen, daß damit die eigentliche Hölle erst begann ...«

Claudia Orlini schwieg erschöpft, und die beiden Männer achteten ihr Schweigen.

Endlich hob sie ihre Augen zu Dr. Lombardi und sagte mit tonloser Stimme: »Das ist die Wahrheit! Werden Sie mir helfen können?«

»Ich glaube Ihnen«, sagte Dr. Lombardi zurückhaltend, »daß Ihre Darstellung der Geschehnisse auf Wahrheit beruht ...«

»Aber ...?« fragte Konrad Hartwig sofort.

»Es nützt nichts, wenn ich es glaube!« Dr. Lombardi redete weiter,

zu Claudia Orlini gewandt, »nicht einmal, wenn die Richter der Rota Ihnen Glauben schenken, Contessa! Wir müssen Ihre Geschichte mit Beweisen untermauern. Wir müssen die Richter überzeugen, daß Sie tatsächlich unter schwerem moralischem Zwang standen, als Sie diese Ehe eingingen.«

»Wie sollte das möglich sein?« fragte Claudia verzweifelt. »Niemand hilft mir, alle lügen! Meine Mutter, Ottavio ...«

»Ich meine, Sie sollten noch einmal mit Ihrer Mutter sprechen und versuchen, sie dazu zu bewegen, endlich die Wahrheit zu sagen.«

»Das wird sie nie!« erklärte Claudia. Mit Bitterkeit fügte sie hinzu: »Sie ist nach wie vor der Meinung, daß ich glücklich sein müßte, eine so gute Partie gemacht zu haben.«

»Würde sie sich nicht«, warf Konrad Hartwig ein, »selber schaden, wenn sie ihre Aussage in den beiden früheren Prozessen zurücknähme?«

»Keineswegs«, erklärte der Rechtsanwalt, »ihre falsche Aussage würde keine Folgen haben, wenn sie sich jetzt doch zur Wahrheit entschließt.«

»Sie wird es dennoch nicht tun«, sagte Claudia verzweifelt. »Sie kennen meine Mutter nicht!«

»Und wie steht es mit Ihrem Gatten?« forschte Dr. Lombardi weiter. »Liebt er Sie noch?«

»Ich bin ihm völlig gleichgültig.«

»Dann, so meine ich, sollte doch auch er ein Interesse an der Annullierung seiner Ehe haben!«

»Nein. Er würde es als eine persönliche Niederlage betrachten, eine Schande für seinen Namen und seine Familie. Er wünscht sich Söhne, seine Mutter erwartet, daß er ihr endlich Enkelsöhne bringt.«

»Aber wenn er erst wieder frei wäre«, sagte Konrad, »könnte er doch eine andere Frau finden, die ...«

»Er betrachtet mich als seinen Besitz, Konrad, begreif das doch! Er wird niemals etwas hergeben, auf das er ein Recht zu haben glaubt. Eher wird er mich und auch sich selber unglücklich machen. Aber tatsächlich ist er gar nicht unglücklich. Er findet seine Freuden und sei-

ne Freunde außerhalb der Familie, und zudem bereitet es ihm immer noch ein gewisses Vergnügen, mich zu quälen.«

»So ähnlich habe ich mir das vorgestellt«, sagte Dr. Lombardi, »wir müssen also andere Zeugen finden, glaubwürdige Zeugen, die auf Ihrer Seite, auf der Seite der Wahrheit stehen. Da ist erst einmal Ihre Freundin Lydia di Cosi ...«

»Sie wird nicht aussagen wollen!«

»Immerhin müssen wir versuchen, sie dazu zu bringen. Wie steht es übrigens mit Ihrer Tante Brigitte? Auch sie hat in den früheren Prozessen nicht ausgesagt. Sie müßte doch am allerbesten über die Vorgänge, die schließlich zu der Eheschließung geführt haben, orientiert sein.«

»Ja«, sagte Claudia. »Tante Brigitte weiß alles. Aber sie wird sich nicht meinerwegen mit meiner Mutter zerstreiten wollen.«

»Trotzdem«, sagte Dr. Lombardi, »fahren Sie nach Berlin, Contessa, versuchen Sie Ihrer Tante Ihre Situation klarzumachen. Vielleicht existiert sogar noch der Brief, in dem Ihre Mutter seinerzeit ihre Schwester bearbeitet hat, Sie nicht länger in Ihrem Widerstand zu unterstützen. Dieser Brief könnte ein wichtiges Beweismittel sein.«

»Es wäre überhaupt gut, wenn du nach Berlin führest«, sagte Konrad. »Bis es zur Verhandlung kommt, solltest du nicht im Palazzo Orlini bleiben. Oder meinen Sie, daß sie sich damit ins Unrecht setzt, Dr. Lombardi?«

»Nein. Dies ist ja kein Ehescheidungsprozeß, sondern ein Annullierungsverfahren. Auch ich würde zu einer Ortsveränderung raten. Erstens wäre es gut, wenn Sie beide bis zum Prozeßbeginn nicht mehr zusammenkämen ...«

Claudia und Konrad warfen sich einen erschrockenen Blick zu.

»Doch, doch«, sagte der Rechtsanwalt, »das muß sein. Wir müssen alles vermeiden, was den Eindruck erwecken könnte, als ob zwischen Ihnen beiden ...« Er zögerte, weiterzusprechen.

»Ich verstehe schon«, sagte Konrad Hartwig rasch, »Sie haben vollkommen recht!« Er sah Claudia an.

»Wenn alles gutgeht, Claudia, werden wir später ein ganzes Leben lang zusammensein!«

»Ich habe Angst«, flüsterte sie.

Er drückte beruhigend ihre Hand.

»Nehmen Sie Ihre Tochter mit nach Berlin«, riet Dr. Lombardi, »geben Sie keine Adresse an, verschwinden Sie einfach von der Bildfläche. Das ist der beste Schutz, den es für Sie geben kann. Und halten Sie das Kind immer bei sich, lassen Sie es keine Sekunde aus den Augen! Ich will diese Familie Orlini nicht verdächtigen. Aber es gab Fälle, in denen der eine Elternteil nicht vor einer Entführung des gemeinsamen Kindes zurückgeschreckt ist, um auf den Partner einen Druck auszuüben.«

»Dazu«, sagte Claudia verstört, »wäre Ottavio durchaus fähig!«

»Also, geben Sie acht auf sich und Ihre Tochter!«

»Wann soll ich fahren?«

»Ich würde sagen, sofort! Wenn es da nicht noch etwas gäbe, was nur Sie allein erledigen können.«

»Ja?« fragte Claudia gespannt.

»Sie erzählten vorhin, daß Ihr späterer Gatte Ihnen bei jenem Vergewaltigungsversuch den Arm verrenkt hat! Jemand muß diese Verletzung doch bemerkt haben, außer Ihrer Mutter!«

»Es war der linke Arm. Ich konnte ihn wochenlang kaum gebrauchen. Er tat schrecklich weh und war außerdem voll blauer Flecke. Aber meine Mutter riet mir, Kleider mit langen Ärmeln zu tragen, und so hat es eigentlich niemand gesehen ...« Plötzlich fiel ihr etwas ein. »Aber doch!« rief sie. »Ich war am Morgen nach dieser Auseinandersetzung ...«

»Das muß der 17. Dezember gewesen sein ...«

»Ja, an diesem Tag war ich beim Arzt! Wegen des Armes!«

»Haben Sie Namen und Adresse dieses Arztes?«

»Ja.«

»Dann suchen Sie ihn auf und lassen sich die Verletzung attestieren!«

»Aber ich habe ihm damals etwas vorgelogen. Ich sagte, ich hätte mich mit meiner Schwester herumgebalgt ...«

»Das macht nichts! Es genügt, daß der Arzt sich an diesen Vorfall er-

innert – vielleicht hat er sogar noch eine Krankenkarte von Ihnen – und Ihnen diese Verletzung attestiert! Da zur gleichen Zeit keine Ihrer Schwestern in Rom war – das stimmt doch, oder?»

»Ja«, sagte Claudia, »ich war nur mit meiner Mutter hier.«

Dr. Lombardi erhob sich. »Dann, glaube ich, haben wir alles besprochen. Sie, Contessa, übernehmen den Arzt und Ihre Tante Brigitte, und ich werde Ihre Cousine Lydia di Cosi zu mir bestellen. Suchen Sie aber bitte auch alle Briefe aus jener Zeit zusammen, in denen die Vorgänge in irgendeiner Weise erwähnt werden. Vielleicht hilft uns auch das weiter.«

»Und was kann ich tun?« fragte Konrad Hartwig.

»Sie bleiben auf alle Fälle mit mir in Verbindung«, sagte Dr. Lombardi. »Schreiben Sie keinem Menschen von Berlin aus, Contessa, außer natürlich mir! Sobald Sie dort angekommen sind, senden Sie mir eine Nachricht und Ihre Adresse. Sollten irgendwelche Schwierigkeiten auftauchen, Sie wissen schon, wie ich es meine, verlassen Sie sofort Berlin und begeben sich an einen anderen Aufenthaltsort.«

»Aber wo soll ich denn hin?« fragte Claudia.

»Du kannst jederzeit zu meinen Eltern«, sagte Konrad, »ich werde ihnen sofort schreiben und sie auf deinen Besuch vorbereiten!«



Anfangs schien das Glück ganz auf Claudias Seite zu stehen. Der Arzt, Dr. Roveretto, erinnerte sich zwar nicht mehr ihres damaligen Besuches, aber er besaß tatsächlich noch ihre Krankenkarte und konnte ihr so das gewünschte Attest ausstellen.

Claudia fand auch zu Hause noch einige Briefe aus jener Zeit, die sie von Freundinnen aus dem Internat erhalten hatte. Aus ihnen ging hervor, daß sie ihren Freundinnen von ihrer Angst vor der Ehe und vor allem von ihrer Angst vor Ottavio geschrieben hatte. Noch am gleichen Tag ließ sie das Attest und die Briefe in Dr. Lombardis Kanzlei schicken.

Sie hatte mit Konrad verabredet, zwei Tage später nach Berlin zu fliegen. Aber es kam anders.

Ottavio ließ sie zu sich auf sein Zimmer kommen. »Schön, dich wieder einmal zu sehen, Claudia«, sagte er mit seinem üblichen Spott, »mir scheint, du entwickelst in letzter Zeit eine erstaunliche Aktivität! Das paßt so gar nicht zu dir, meine Liebe. Möchtest du mich nicht in deine Pläne einweihen?«

Claudia war nahe daran, ihn noch einmal anzuflehen, mit ihr zusammen um die Annullierung ihrer Ehe zu kämpfen. Aber als sie das böse Glitzern in seinen Augen sah, begriff sie, daß es sinnlos sein würde.

»Ich habe einige Einkäufe gemacht«, sagte sie ruhig. »Aha! Dazu ist dir mein Geld also doch noch gut genug!« – »Da wir verheiratet sind, Ottavio«, erwiderte sie kalt, »handelt es sich um unser Geld.«

»Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß man dir ein bißchen mehr auf die Finger sehen muß. Deshalb habe ich mich auch mit Helena in Verbindung gesetzt. Sie kommt morgen zurück.«

Nur mit Mühe konnte Claudia ihren Schrecken verbergen. »Das freut mich!« sagte sie beherrscht. »Es wird nett sein, endlich wieder eine menschliche Aussprache zu haben.«

Er lächelte amüsiert. »Ich bin in deinen Augen also kein Mensch?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Tier so gemein sein könnte wie du!«

»Donnerwetter«, sagte er, »du bist aber mutig! Weil ich im Bett liege? Weil du weißt, daß ich nicht aufstehen und dich züchtigen kann? Aber warte nur, lange dauert es nicht mehr – und verlaß dich drauf, ich werde alles nachholen, was ich während meiner Krankheit versäumt habe! Ich werde dir jedes deiner frechen Worte heimzahlen!«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte sie eisig.

Sie drehte sich um und verließ mit gelassenen Schritten das Zimmer. Aber dann kam Bewegung in sie. Sie rannte die Galerie entlang und die Treppe hinunter, verschwand im Arbeitszimmer ihres Mannes, schloß die Tür ab.

Hinter einem schweren Ölgemälde aus dem 18. Jahrhundert war der Safe verborgen. Sie nahm das Bild ab, wählte die Kombination, öffnete ihn. Sie hatte das noch nie getan, in all den Jahren, in denen sie ver-

heiratet war, und sie kam sich dabei wie eine Verbrecherin vor. Aber es mußte sein. Sie nahm ihren und Lucrezias Paß heraus, alles Geld, das sie finden konnte, wickelte alles in die Jacke ihres Twinsets, schloß den Safe und hängte das Bild wieder davor. Dann ging sie, jetzt schon wieder ruhiger, nach oben. Sie stopfte Geld und Ausweise in eine große Handtasche, zog sich die Jacke wieder an, einen Mantel darüber, nahm ein Kopftuch und Handschuhe.

Im Kinderzimmer war ein Mädchen dabei, Lucrezia ins Bett zu bringen. »Bitte, ziehen Sie das Kind wieder an«, sagte Claudia, »sie fährt mit mir noch zum Bahnhof, um Tante Helena abzuholen!«

»Aber kommt das gnädige Fräulein denn nicht erst morgen?« fragte die Dienerin.

»Nein, schon heute abend. Ich habe eben mit meinem Mann gesprochen. Machen Sie die Kleine rasch fertig, ich bestelle ein Taxi.«

Zehn Minuten später verließ Claudia mit ihrer Tochter den Palazzo Orlini, und sie hoffte von ganzem Herzen, daß es für immer sein würde. Sie ging ohne Schmuck, ohne Gepäck, ärmer, als sie vor fünf Jahren gekommen war, denn sie hatte es nicht gewagt, Verdacht zu erregen. Noch in derselben Nacht verließ sie Rom und fuhr nach Berlin. Konrad erfuhr von dieser überstürzten Flucht erst zwei Tage später durch ein Telegramm.

Dieses Telegramm bedeutete für ihn einen Schock und gleichzeitig eine große Erleichterung.



Doch dann schien alles schiefzugehen.

Eine Woche später – Konrad hatte seinen Dienst in der Deutschen Botschaft wieder aufgenommen – fand er, als er am Abend nach Hause kam, einen Brief von Claudia vor, gleichzeitig eine Nachricht Dr. Lombardis, sich sofort mit ihm in Verbindung zu setzen.

Claudias Brief klang verzweifelt. Sie war mit Tante Brigitte noch keinen Schritt weitergekommen. Die alte Dame weigerte sich hartnäckig, sich in Angelegenheiten zu mischen, die, wie sie behauptete, sie einfach

nichts angingen. »Ich werde von Tag zu Tag unsicherer«, schrieb Claudia, »mir ist, als wenn der Boden unter meinen Füßen fortglitte. Ich versuche tapfer zu sein, Konrad, aber ich habe das Gefühl, daß wir es einfach nicht schaffen werden, nicht gegen all diese Widerstände, und keinen Freund auf unserer Seite! Hoffentlich bekomme ich bald gute Nachricht aus Rom!«

Konrad setzte sich sofort telefonisch mit dem Rechtsanwalt in Verbindung, und Dr. Lombardi erklärte sich bereit, ihn noch am gleichen Abend zu empfangen.

Der Advokat öffnete seinem späten Besucher persönlich die Tür, seine Sekretärin war längst nach Hause gegangen. Er wirkte erschöpft, als er sich hinter seinem Schreibtisch niederließ und eine seiner geliebten Brasil-Zigarren anzündete.

»Ich habe schlechte Nachricht für Sie«, sagte er, »leider!« Konrad zuckte nicht mit der Wimper.

»Das scheint Sie nicht zu erschüttern?« fragte der Rechtsanwalt.

»Nein, ich habe es nicht anders erwartet. Auch die Contessa kommt in Berlin nicht weiter. Ihre Tante sträubt sich, auszusagen.«

»Was sind das für Menschen!« Dr. Lombardi seufzte. »Lydia di Cosi war übrigens gestern hier eine sehr reizvolle, wenn auch einigermaßen verbitterte Frau. Sie scheint selber unglücklich verheiratet zu sein, und gerade deshalb denkt sie nicht daran, ihrer Cousine zu helfen.«

»Nach dem Motto: Warum soll es anderen besser gehen als mir!« sagte Konrad Hartwig.

»Genau. Außerdem scheint sich Signor di Cosi in einer gewissen Abhängigkeit von der Familie Orlini zu befinden.« Dr. Lombardi zuckte die Schultern. »Ich fürchte, da wird nichts zu machen sein.«

»Das heißt, wir müssen aufgeben?«

»Wenn wir keine weiteren Beweise vorzulegen haben, können wir nicht einmal anfangen!«

Sehr deprimiert verließ Konrad die Kanzlei. Wie sollte er Claudia diese neue Hiobsbotschaft beibringen? Wie sollte es überhaupt weitergehen?

Die Verantwortung lastete schwer auf ihm. Er wußte, daß Claudia

sich niemals auf die ganze Sache eingelassen hätte, wenn er sie nicht dazu gedrängt hätte.

Nun war es, als ob sie sich in ihre eigenen Pläne und Hoffnungen so verstrickt hätten, als gäbe es keinen Ausweg mehr. Er zuckte zusammen, als ihn jemand bei seinem Namen rief. Es war Tino Reggi, und auch er schien seit ihrer letzten Begegnung um Jahre gealtert.

»Ich habe dich vorhin da hineingehen sehen«, sagte er, »deshalb habe ich auf dich gewartet ...«

»Wir haben uns lange nicht mehr gesehen«, sagte Konrad, der durchaus keine Lust zu einem Gespräch mit dem Journalisten hatte. »Ja, inzwischen hat sich viel ereignet«, sagte Tino und bemühte sich, Schritt mit dem anderen zu halten.

»Wie meinst du das?« fragte Konrad mißtrauisch.

»Meine Schwester ist gestorben.«

Unwillkürlich blieb Konrad stehen. »Das tut mir leid.«

»Es ist entsetzlich, besonders für meine Mutter. Pia war noch keine zwanzig Jahre alt.«

»Wie konnte das denn passieren?«

»Dir kann ich es sagen, ich weiß, du wirst zu niemandem darüber sprechen. Sie hatte eine Fehlgeburt. In einem kleinen Dorf im Süden auf dem Lande. Keine ärztliche Hilfe weit und breit. Mutterseelenallein ist sie gestorben. Wenn sie auch leichtsinnig war, diese Strafe war gewiß zu hart.«

Erst jetzt begriff Konrad, daß Tino Reggis Schwester nicht verheiratet gewesen war, und er wußte, was das für eine italienische Familie bedeutete. »Eine schlimme Geschichte«, sagte er und spürte selber, daß seine Worte nicht das ausdrücken konnten, was er wirklich empfand.

»Aber ich werde es diesem Kerl, diesem gemeinen Verführer, noch heimzahlen!«

»Kennst du ihn denn?«

»Du auch! Es ist der sehr ehrenwerte Conte Ottavio Orlini, dieser verfluchte Hund.«

Plötzlich wurden Konrad die Zusammenhänge klar. »Hast du das

damals schon gewußt? Daß der Conte der Verführer deiner Schwester war? Als du mich mit Pietro di Leoni bekannt machtest?»

»Ja«, antwortete Tino unumwunden.

Eine Weile schritten die beiden Männer schweigend nebeneinander her. Konrad ließ sich die Ereignisse der letzten Wochen noch einmal durch den Kopf gehen. »Trotz allem«, sagte er endlich, »danke ich dir dafür.«

»Keine Ursache. Ich hatte es nicht gut gemeint.«

»Du wolltest dem Conte durch mich Hörner aufsetzen?»

»Ja. Aber ich weiß, daß es mir nicht geglückt ist. Du meinst es ernst mit Claudia Orlini?»

Da Konrad Hartwig es für richtiger hielt, diese Frage nicht zu beantworten, fügte er hinzu: »Claudia Orlini ist aus Rom verschwunden. Du hast Rechtsanwalt Dr. Lombardi aufgesucht, einen an der Sacra Rota zugelassenen Advokaten. Glaubst du etwa, ich könnte nicht zwei und zwei zusammenrechnen? Es ist mir vollkommen klar, daß die Contessa jetzt die Annullierung ihrer Ehe betreibt. Aber du brauchst keine Angst zu haben, daß ich dieses Gerücht verbreite. Es gibt nichts, was ich dem Conte Orlini so gönnen würde wie diese Bloßstellung.«

»Es ist fraglich, ob du das je erleben wirst«, sagte Konrad.

»Schwierigkeiten?« fragte der Journalist sofort.

»Noch und noch. Die einen lügen – der Conte und Claudias Mutter –, andere wichtige Zeugen weigern sich, auszusagen.«

»Um was geht es denn?« fragte Tino. »Was will Lombardi als Grund für die Annullierung vorbringen?« – »Schweren moralischen Zwang.«

»Das ist ausgezeichnet«, sagte Tino, »und es hat dazu noch den Vorteil, mit der Wahrheit übereinzustimmen. Ich weiß schon seit langem, daß Claudia Orlini in diese Ehe gezwungen worden ist.«

»Das weißt du?« fragte Konrad erstaunt.

Tino Reggi fand fast sein früheres selbstsicheres Lächeln wieder. »Ein guter Journalist muß alles wissen«, sagte er, »aber ganz im Ernst, ich bin durch einen Zufall darauf gestoßen. Ich wurde zufällig einmal Zeuge eines Gespräches unter Taxifahrern. Ein gewisser Galliani führte das große Wort. Er hatte – das muß allerdings schon fünf Jahre her sein ...«

»Weiter, weiter!« drängte Konrad.

»Er hatte zwei Damen gefahren. Er beschrieb sie genau. Ich brachte heraus, daß es sich bei der einen um Claudia Orlini, damals hieß sie noch Claudia di Leoni, handeln mußte – bei der anderen um ihre Cousine, eine jung verheiratete Frau di Cosi. Claudia di Leoni machte ihr verzweifelt klar, daß sie den Conte Orlini nicht heiraten könne, bat die Cousine um ihre Unterstützung. Sie erzählte – na, sagen wir – die markantesten Einzelheiten über das Verhalten des Conte, ohne daran zu denken, daß der Taxichauffeur Zeuge des ganzen Gesprächs wurde. Die Fahrt ging von der Spanischen Treppe bis zur Wohnung Signora di Cosis, aber jedesmal, wenn die Damen das Ziel erreicht hatten, bat Claudia di Leoni den Fahrer, noch einmal umzukehren. Sie wollte Zeit gewinnen, um die Cousine zu überzeugen. Aber es gelang ihr nicht.«

Konrad blieb stehen, packte den Journalisten bei den Aufschlägen seines leichten Mantels. »Tino«, sagte er, »glaubst du, daß du diesen Mann aufreiben könntest?« – »Sicher.« – »Und hältst du es für möglich, daß er sich an diese Begebenheit erinnert?«

»Ganz bestimmt. Das Gespräch hatte seinerzeit großen Eindruck auf ihn gemacht.«

»Dann tu mir den Gefallen, finde ihn, bring ihn zu Rechtsanwalt Lombardi. Es hängt viel, vielleicht alles von dieser Aussage ab.«

»Warum wendet ihr euch nicht einfach an Signora di Cosi?«

»Das haben wir getan. Aber sie will nicht in die Sache hineingezogen werden.«

»Was für eine Bande«, sagte Tino Reggi voll Verachtung, »da ist auf die einfachen Leute doch mehr Verlaß. Konrad, ich verspreche dir, ich suche diesen Galliani, und ich schleppe ihn zum Advokaten. Es wäre doch noch schöner, wenn es diesen Herrschaften gelingen sollte, die Wahrheit für alle Zeiten zu unterdrücken!«



Frau Brigitte Müller, eine ältere Frau, früh verwitwet und kinderlos, war durch die Probleme, die durch den überraschenden Besuch ihrer Nichte Claudia und ihrer Großnichte Lucrezia entstanden waren, völlig verwirrt. Ihr kleines, ruhiges Leben war in Unordnung geraten, und sie fühlte sich mit einer Verantwortung belastet, der sie nicht gewachsen war.

»Heute habe ich einen Brief von deiner Mutter bekommen, Claudia«, sagte sie eines Morgens beim Frühstück, »und auch von deinem Mann!« Sie betrachtete ihre Nichte halb mitleidig, halb anklagend. »Ja, ich weiß«, erwiderte Claudia ruhig und band ihrem Töchterchen die Serviette um. »Ich habe die Absender auf den Umschlägen gelesen.«

»Beide fragen mich, ob du bei mir bist.«

»Und – was wirst du antworten?«

»Ich kann doch nicht lügen, Claudia.«

»Wirklich nicht?« fragte die junge Frau. »Bisher hast du das aber ohne Skrupel gekonnt.«

Tante Brigittes Gesicht wurde von einer jähen Glut übergossen. »Wie meinst du das?«

»Ich denke, du verstehst mich sehr gut«, sagte Claudia. »Man kann auch lügen, indem man die Wahrheit verschweigt. Wenn du dich überwunden hättest, in den früheren Annullierungsprozessen auszusagen, wäre ich längst wieder frei. Niemand weiß so gut wie du, mit welchen Mitteln ich in diese Ehe gezwungen worden bin.«

»Ich kann meiner einzigen Schwester nicht in den Rücken fallen!«

»Auch wenn ich darüber zugrunde gehe?«

»Nun hör mal gut zu, Claudia, mein Kind, ich zweifle nicht daran, daß du sehr unglücklich bist. Wahrscheinlich hast du dir die Ehe als junges Mädchen anders vorgestellt. Aber man muß sein Schicksal tragen, man kann nicht einfach davonlaufen, wenn einem etwas nicht paßt.«

»Tante Brigitte«, sagte Claudia, »meinst du denn, ich wüßte nicht, was es bedeutet, verheiratet zu sein? Wenn ich freiwillig in diese Ehe gegangen wäre, würde ich durch Himmel und Hölle gehen! Aber ich

wollte Ottavio doch nicht heiraten, niemals – und das weißt du ganz genau! Bringst du es wirklich übers Herz, mich ihm auszuliefern?»

Tante Brigitte rührte nervös in ihrer Kaffeetasse. »Ich tue es sehr ungern, Claudia, aber deine Mutter würde mir die Hölle heiß machen, wenn sie erführe, daß ich dich bei mir verborgen halte – und eines Tages wird sie es gewiß erfahren.«

»Ich kann dich aus diesem Konflikt erlösen, Tante Brigitte, nichts einfacher als das. Du brauchst nur mit mir zum Notar zu gehen und wahrheitsgemäß zu erzählen, wie man mich in diese Ehe gedrängt hat! Dann bist du mich schon los und brauchst keine Lügen zu schreiben.«

»Das kann ich nicht, Kind, du verlangst wirklich zuviel von mir! Gerda, deine Mutter, würde es mir nie verzeihen! Erwinnere dich doch nur, mit was für Briefen sie mich damals bombardiert hat, vor deiner Verheiratung, als ich versuchte, dir zu helfen!«

»Hast du diese Briefe noch?« Tante Brigitte schwieg. »Wo sind sie?«

»Claudia«, sagte Tante Brigitte, »hast du dir das alles auch gut überlegt? Was wird aus Lucrezia, wenn du die Annullierung deiner Ehe erreichst? Sie wird ihren Vater verlieren, und – auch darauf mußt du aufmerksam gemacht werden – auch das große Erbe ihres Vaters, auf das sie später ein Recht hätte.«

»Das stimmt ja gar nicht, Tante Brigitte! Die Annullierung einer Ehe wirkt sich auf die Kinder in keiner Weise aus. Lucrezia wird weiter ehelich bleiben, weiter den Namen ihres Vaters tragen und auch erbberechtigt bleiben.«

»Bist du ganz sicher?«

»Ja. Über all diese Fragen habe ich mich natürlich längst erkundigt.«

»Und was würde aus dir, Claudia? Du würdest von einem Tag auf den anderen völlig allein auf der Welt stehen. Von deiner Mutter darfst du dir keinen Beistand erhoffen.«

»Ich werde den Mann heiraten, der für mich bestimmt ist.«

»Kennst du ihn schon?«

Jetzt zögerte Claudia mit der Antwort. »Ja«, sagte sie dann, »da du Geheimnisse so gut bewahren kannst, wirst du auch dieses hoffentlich nicht verraten.«

Tante Brigitte rieb sich mit der Hand über die Stirn. »Ach, Claudia, du machst es mir wirklich sehr schwer! Du willst mich da in Dinge hineinziehen ...«

»Wenn du nicht aussagen willst, dann gib mir wenigstens die Briefe, die meine Mutter dir damals geschrieben hat! Das verpflichtet dich doch zu nichts. Du kannst behaupten, ich hätte sie dir entwendet!«

»Wird deine Mutter mir das glauben?«

»O doch! Sie traut mir alles zu!«

Tante Brigitte erhob sich. »Schau einmal im Schreibtisch nach – in der obersten Schublade rechts! Ich muß jetzt einkaufen gehen, und –, es bleibt dabei, ich habe von nichts gewußt!«

Claudia sprang auf, umarmte ihre Tante, küßte sie herzlich auf beide Wangen. »Ich danke dir!«

»Hoffentlich hast du Glück!«

Claudia wartete, bis Tante Brigitte die Wohnung verlassen hatte, dann stürzte sie zu dem schönen alten Biedermeierschreibtisch, zog die rechte obere Schublade auf, fand einen ganzen Stoß Briefe, die alle die Handschrift ihrer Mutter trugen.

Sie machte sich schon auf eine langwierige Lektüre gefaßt, bis sie feststellte, daß die Umschläge sehr ordentlich dem Datum nach geordnet waren.

Die meisten enthielten Sätze wie: »Bitte, rede Claudia gut zu!« Oder: »Versuch um Gottes willen das Kind zur Vernunft zu bringen!« – aber Claudia wußte jetzt, daß das allein nicht genügte, um ihre eigene Darstellung glaubhaft zu machen.

Dann endlich fand sie einen Brief, datiert vom 15. März, der alle ihre Erwartungen übertraf. »Liebe Brigitte«, schrieb ihre Mutter, »Claudia ist jetzt einen ganzen Monat bei Dir, ohne daß Du einen Schritt mit ihr weitergekommen bist. Ich gewinne immer mehr den Eindruck, daß Du sie im Widerstand gegen meine Pläne unterstützest, anstatt sie zum Gehorsam zu zwingen.

Anscheinend hat sie Dir die Situation ganz falsch dargestellt.

Tatsächlich ist ihre Heirat mit dem Conte Ottavio von ungeheurer Wichtigkeit für unsere ganze Familie. Du weißt, wie sehr ich mich auf

unserem Gut abgerackert habe, ohne finanziell je auf einen grünen Zweig zu kommen. Jetzt endlich winkt durch diese reiche Heirat auch mir einmal das Glück, und da will dieses dumme Ding mir aus lauter Trotz und sentimentalen Backfischträumen einen Strich durch die Rechnung machen!

Aber es geht nicht nur um mich, um uns, Claudias Familie, sondern auch um sie selber! Der Conte verbreitet überall in Rom, daß er sie schon besessen hätte – ob das wirklich stimmt, kann ich nicht beurteilen, ich bin eher geneigt, Claudias Darstellung zu glauben, nämlich, daß sie sich mit Erfolg gegen ihn zur Wehr gesetzt hat. Aber das hilft nichts. Der Schein ist gegen sie. Sie hat durch ihre eigene Unvorsichtigkeit ihren guten Ruf verspielt, und wenn sie sich jetzt nicht entschließt, den Conte zu heiraten, kann sie gerade so gut ins Kloster gehen. Sie wird nie mehr einen anderen Mann bekommen, jedenfalls nicht hier in Italien.

Damit nicht genug. Conte Ottavio ist wahnsinnig in sie verliebt, er droht, sich das Leben zu nehmen, und ich bin überzeugt, daß er es ganz ernst damit meint. Wenn Claudia sich jetzt nicht besinnt, wird es zu einer Katastrophe kommen. Vor ihrem Gewissen und vor aller Welt wird sie die Schuld an seinem Tode tragen. Willst Du wirklich die Verantwortung dafür übernehmen?»

Claudia steckte den Brief sorgfältig in ihre Handtasche, die anderen räumte sie in die Schublade des Sekretärs zurück. Sie gab Lucrezia einen Kuß und bat sie, brav weiter zu essen. Dann lief sie zum Telefon, ließ sich ein Gespräch nach Rom in die Deutsche Botschaft vermitteln. Sie konnte es kaum erwarten, bis sie Konrads Stimme am anderen Ende der Leitung hörte. »Konrad«, rief sie, »ich habe es geschafft! Ich habe einen Brief meiner Mutter an Tante Brigitte gefunden, einen Brief, der alles beweist!«

»Wunderbar!« sagte Konrad. »Ich habe auch gute Nachricht für dich, Claudia! Deine Cousine Lydia di Cosi hat sich nun doch aufgerafft, die Wahrheit zu sagen! Eines eurer Gespräche damals ist von einem Taxifahrer mitangehört worden ...«

»Damals, als wir immerzu zwischen der Spanischen Treppe und Lydias Wohnung hin- und herfuhren?«

»Genau. Der Mann konnte sich noch an alles erinnern. Claudia, ich glaube, wir werden es schaffen!«

»Soll ich Mutters Brief gleich an Dr. Lombardi schicken?«

»Nein, laß ihn auf alle Fälle erst fotokopieren ...«

»Gut!«

»Wie geht es dir sonst, Liebes, ist alles in Ordnung?«

»Ja, Lucrezia und ich sind gesund. Aber wir können nicht länger in Berlin bleiben! Tante Brigitte ...«

»Das macht nichts! Fahr sofort zu meinen Eltern! Sie erwarten dich!«

»Werde ich ihnen auch nicht zur Last fallen?«

»Das wäre ja noch schöner! Du wirst meine Mutter bestimmt rasch lieb gewinnen – und sie dich auch!«



Rechtsanwalt Dr. Lombardi richtete ein Gesuch an die Sacra Romana Rota, das oberste katholische Kirchengericht, und beantragte die Wiederaufnahme des Prozesses um die Annullierung der Ehe zwischen Claudia und Ottavio Orlini, und zwar, weil inzwischen neue Beweismittel vorgelegt werden konnten. Seinem Gesuch legte er diese Beweismittel bei – den Brief der Mutter der Klägerin an ihre Schwester Brigitte nach Berlin vom 15. März 1960, in dem sie, entgegen ihrer Aussage bei den früheren Vernehmungen, die Selbstmorddrohungen Ottavio Orlinis als sehr ernst dargestellt hatte, und die schriftlichen Aussagen Lydia di Cosis und des Taxichauffeurs Galliani, aus denen deutlich hervorging, daß Claudia Orlini sich mit allen Kräften gegen diese Ehe gesträubt hatte.

Außerdem beantragte der Anwalt, daß die neuen Vernehmungen ausnahmsweise vor dem Rota-Gericht selbst vorgenommen werden sollten, da es bei diesen heiklen Ermittlungen wichtig war, daß die Richter sich persönlich von der Glaubwürdigkeit der einen und der Unglaubwürdigkeit der anderen Zeugen überzeugen konnten.

Trotz der Opposition des Ehebandsverteidigers wurde dieser Antrag

des Advokaten vom Rota-Gericht angenommen, und so trat der Annullierungsprozeß in eine neue Phase.

Lydia di Cosi und der Taxifahrer Galliani wiederholten vor Gericht ihre Aussage, die sie früher schon schriftlich niedergelegt hatten – Claudias Cousine mit spürbarem Widerstreben, der Taxifahrer mit großer Beredsamkeit. Signora di Leoni, Claudias Mutter, versuchte zuerst, standhaft bei ihrer bisherigen Aussage zu bleiben, die darin bestand, daß sie zwar die Heirat ihrer Tochter mit dem Conte Orlini gewünscht, sie aber nicht dazu gezwungen hätte.

Als ihr der Untersuchungsrichter den von ihr selber an ihre Schwester gerichteten Brief vom 15. März 1960 vorhielt, mußte sie wohl oder übel zugeben, daß sie ihre Formulierungen vielleicht doch überspitzt hatte. Schließlich, auf das Drängen Dr. Lombardis hin, gestand sie, tatsächlich einen moralischen Zwang auf ihre Tochter ausgeübt zu haben, um Claudias Widerstand gegen diese Ehe zu brechen.

»Ich habe nur ihr Bestes gewollt«, erklärte sie, »und schließlich war es mein Recht als Mutter, meine Tochter zu ihrem Glück zu zwingen. Was weiß ein siebzehnjähriges Mädchen schon von der Liebe und von der Ehe? Sie wußte ja nicht, was es heißt, ständig mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die tägliche Butter auf dem Brot zu haben ist in meinen Augen wichtiger als die größte Liebe!«

Unbelehrbar, mit erhobenem Kopf und in starrer Haltung verließ sie den Gerichtssaal.

Conte Ottavio Orlini stritt jedoch weiter beharrlich ab, je einen irgendwie gearteten Zwang auf seine Braut ausgeübt zu haben.

»Sie war bis über beide Ohren verliebt in mich«, sagte er, »und dazu hatte sie auch allen Grund! Ich habe ihr buchstäblich jeden Wunsch von den Augen abgelesen! Nie zuvor hat sie es so gut gehabt wie während unserer Verlobungszeit, wo ich sie wirklich maßlos verwöhnt habe.«

»Hat sie Sie wirklich niemals gebeten, sie freizugeben? Ihnen niemals gesagt, daß sie Angst vor dieser Ehe hatte?«

»O doch«, erklärte der Conte selbstsicher, »das hat sie. Aber natürlich war das nicht ernst zu nehmen. Die meisten jungen Mädchen be-

kommen, wenn sie merken, daß es jetzt ernst wird, Angst vor dem entscheidenden Schritt.«

»Hat es Sie auch nicht stutzig gemacht, daß Ihre Verlobte buchstäblich vor Ihnen geflohen ist? Damals, als sie bei ihrer Tante in Berlin Zuflucht suchte?«

Der Conte tat dieses Argument mit einer Handbewegung ab. »Ach das! Sie wollte sich wohl nur ein wenig interessant machen – oder auch noch ein paar Wochen ihre Freiheit genießen.«

»Trotzdem hielten Sie es für nötig, durch Selbstmorddrohungen einen Druck auf sie auszuüben!«

»Damit wollte ich ihr nur schmeicheln, ihr zeigen, wieviel sie mir bedeutete. Das war natürlich niemals ernst gemeint. Ich bin bestimmt nicht der Mann, der sich wegen irgendeines jungen Mädchens etwas antut.«

»Die Mutter Ihrer Frau hat diese Drohung aber anscheinend doch für bare Münze gehalten!«

»Aber nein! Ihr erschien es vielleicht aus erklärlichen Gründen als ein gutes Druckmittel, die Eheschließung zu beschleunigen ...«

»Sie geben also zu«, rief Dr. Lombardi, »daß ein Druck auf Ihre Frau ausgeübt worden ist?«

»Nicht von mir«, behauptete der Conte. »Außerdem bin ich überzeugt, daß Claudia mich auch ohne jedes Drängen früher oder später geheiratet hätte. Sie wußte ja sehr gut, daß sie nirgends ein so warmes Nest finden würde wie bei mir.«

Jetzt mischte sich der Ehebandsverteidiger ein. »Sie sind also, wenn ich Sie recht verstehe, nach wie vor gewillt, ihre Ehe aufrechtzuerhalten?«

»Aber selbstverständlich! Ich habe meine Pflichten als Ehemann immer sehr ernst genommen. Meine Frau war es, die vor und nach der Eheschließung die Kapriziöse spielte!«

»Ich glaube«, sagte der Ehebandsverteidiger, sich setzend, »damit ist der Fall ganz klar!«

»Keineswegs!« widersprach Dr. Lombardi, »wir sind von der Wahrheit noch so weit wie eh und je entfernt! Ich beantrage eine Gegenüber-

stellung der Klägerin und des Beklagten! Nur auf diese Weise werden wir den Dingen auf den Grund kommen!«

Die Richter berieten einige Minuten, bevor sie diesem Antrag stattgaben. Claudia Orlini wurde hereingerufen. Sie trug ein schlichtes, schwarzes Kostüm ohne jeden Schmuck. Ihr Gesicht war sehr blaß, ihre tiefblauen Augen dunkel vor innerer Anspannung.

Conte Ottavio Orlini verbeugte sich mit lächelnder Ironie vor ihr, sie erwiderte diese Begrüßung mit einem kühlen Nicken.

Der Oberste Richter stellte ihr den Ehebandsverteidiger vor, forderte beide Gatten auf, die reine Wahrheit zu sagen, damit Recht gesprochen werden könne.

»Es ist einigermaßen beschämend, daß wir uns hier wiedersehen müssen, wie?« sagte Conte Orlini. »Hast du wirklich ganz vergessen, wie verliebt du einmal in mich warst?«

»Damals kannte ich dich noch nicht wirklich«, erwiderte Claudia.

»Du und deine verehrte Mutter waren so glücklich, als ich dir den Hof machte! Willst du das etwa leugnen?«

»Ich war dumm, jung und unerfahren«, sagte Claudia, »aber doch nicht so dumm, daß ich nicht schon nach wenigen Wochen unserer Bekanntschaft erkannt hätte, was für ein Mensch du bist! Deine Lauen, deine Unausgeglichenheit, dein Sadismus ...«

»Nun gehst du aber entschieden zu weit!« protestierte der Conte.

»Tut mir leid, Ottavio, aber ich kann keine Rücksicht mehr nehmen! Du kannst nicht vergessen haben, wie du mich zwangst, bei den blutüberströmten Verletzten jenes Autounfalls zuzusehen ...«

»Wann war das?« fragte der Richter.

»Das genaue Datum weiß ich nicht mehr, aber es muß im Oktober 1959 gewesen sein! Damals erhielt ich den ersten furchtbaren Schrecken!«

»Erzähl doch keine Märchen«, sagte der Conte rauh. »Nein, ich halte mich an die Wahrheit! Übrigens habe ich diesen Vorfall auch Lydia di Cusi anvertraut ...«

»Du verstandest dich eben damals schon aufs Lügen!«

»Willst du etwa auch behaupten, daß ich jenen Vorfall im Palazzo Orlini am 15. Dezember erfunden habe? Daß ich niemals bei dir war?

Daß ich dir damals nicht klipp und klar erklärt habe, dich nicht heiraten zu können?»

»Du warst bei mir im Palazzo«, sagte der Conte, »das stimmt. Aber von einer Lösung unserer Verlobung war damals nicht die Rede ...« Mit einem zweideutigen Lächeln fügte er hinzu: »Im Gegenteil, du warst sehr, sehr nett zu mir!«

»Ich – nett?«

»Ja. Du bist sogar einen Schritt weiter gegangen, als es sich für ein anständiges junges Mädchen gehört!«

»Wenn es wirklich so gewesen wäre, warum hättest du mich dann angegriffen? Warum hättest du mir den Arm verrenken müssen? Bitte, Dr. Lombardi, zeigen Sie ihm das Attest von Dr. Roveretto!«

Der Rechtsanwalt gab dem Conte eine Fotokopie in die Hand, legte das Originalattest auf den Richtertisch. »Ich denke, das beweist«, sagte er, »daß jene Szene sich nicht so abgespielt haben kann, wie es der Beklagte jetzt darstellen will!«

Zum ersten Mal zeigte Conte Orlini jetzt Unsicherheit. »Eine kleine Balgerei unter Verliebten!«

»Das ist nicht wahr!« rief Claudia. »Du wolltest mich vergewaltigen, und da es dir nicht gelang, hast du überall in Rom erzählt, ich hätte mich dir hingegeben.«

»So war es ja auch wirklich«, behauptete er kalt.

Dr. Lombardi erhob sich. »Conte Orlini«, sagte er, »Sie stammen aus einer der besten Familien Roms, nicht wahr?«

»Ja ...«

»Sie sind ein angesehener Mann?«

»Ich hoffe es.«

»Sie üben zahlreiche Ehrenämter aus?«

»Ja, aber was soll das eigentlich?«

»Wollen Sie trotzdem behaupten, daß Sie ein Mädchen geheiratet hätten, das vor der Ehe einen Schritt zu weit gegangen wäre?«

»Ich war eben blind verliebt.«

»So verliebt, daß Sie Claudia di Leoni unter allen Umständen heiraten wollten?«

»Ja.«

»Daß Sie auch nicht vor einer Selbstmorddrohung zurückschrecken, um sie zu einer Ehe zu bewegen?«

»Ja, ja, ja! Was wollen Sie eigentlich von mir?«

»Sie geben also zu, daß Sie Ihre spätere Frau mit allen Mitteln unter Druck gesetzt haben?«

»Verdammt noch mal«, rief der Conte außer sich, »hören Sie doch endlich auf, mir die Hölle heiß zu machen! Ich wünschte wahrhaftig, ich hätte es nicht getan. Ich konnte doch damals noch nicht ahnen, daß Claudia mich in jeder Beziehung enttäuschen würde.«

»Damit geben Sie zu, daß Sie sie vor der Ehe nicht besessen haben.«

»Na schön, aber was soll das? Ich wollte sie heiraten. Und ein Mann hat doch wohl das Recht, mit allen Mitteln um die Frau zu kämpfen, die er liebt.«

»Aber heute lieben Sie sie schon längst nicht mehr. Warum wollen Sie dann eine Ehe aufrechterhalten, von der Sie jetzt selber wissen, daß sie ein Irrtum war? Daß sie nie zu Recht bestanden hat? Warum wollen Sie nicht endlich die Wahrheit sagen?«

»Damit ganz Rom über mich lacht?«

»Ottavio«, sagte Claudia, »du wünschst dir Söhne, und das ist dein gutes Recht. Ich werde dir diese Söhne niemals schenken. Wenn unsere Ehe jetzt nicht annulliert wird, werde ich um unsere Trennung kämpfen. Nicht nur mir, sondern auch dir wäre nur damit geholfen, wenn du zugibst, daß ich dich nicht heiraten wollte und daß ihr, du und meine Mutter, mich gegen meinen Willen dazu gezwungen habt. Dann würdest du endlich wieder frei sein.«

»Na schön«, sagte Conte Orlini, »ich gebe es zu. Ich hatte anfangs gar nicht vor, Claudia zu heiraten. Nur ihr Widerstand hat mich gereizt. Ich habe alles darangesetzt, ihn zu brechen, ihr zu beweisen, daß man mit mir nicht spielen kann. Was ist weiter dabei? Ich habe sie ja nicht verführt. Ich habe sie geheiratet.«

Der Vorsitzende der Rota ergriff das Wort. »Es ist also wahr«, sagte er, »daß Claudia di Leoni Sie nicht heiraten wollte? Daß Sie und ihre

Mutter alles daransetzten, den unerschütterlichen Widerstand des jungen Mädchens mit allen Mitteln zu überwinden?»

»Ja«, sagte Conte Orlini, ohne jemanden anzusehen.

»Wenn es schon eine schwere Sünde ist«, fuhr der Oberste Richter fort, »und auch ein großes Verbrechen, eine Ehe durch falsche Aussagen als nichtig erklären zu wollen, so ist es eine nicht weniger schwere Sünde, durch Lügen eine Bindung aufrechterhalten zu wollen, die nicht existiert und niemals existiert hat. Wenn dieser Wille fehlt, so kann diese Ehe nicht bestehen!«

»Aber ich wollte doch nur mein Privatleben und den Ruf meiner Familie schützen!«

»Ein guter Vorsatz«, erklärte der Richter, »der aber keinesfalls auf Kosten der Wahrheit und der Gerechtigkeit durchgeführt werden darf!«

Das Gericht nahm den Antrag Claudia Orlinis auf Durchführung eines Nichtigkeitsverfahrens an und entschied: »Alles erwägend, in Würdigung des vorliegenden Aktenbestandes und unter Berücksichtigung aller rechtserheblichen Umstände, beantwortet das Richterkollegium nach Anrufung des Namens Gottes und gestützt auf die in der Decisiones Sacrae Romanae Rotae niedergelegten Weisheit die ihm vorliegende Frage durch das Urteil: Die Ungültigkeit der zwischen Claudia di Leoni und Ottavio Orlini geschlossenen Ehe steht fest.«

Damit aber war die Annullierung der Ehe noch nicht wirklich vollzogen, denn gegen dieses Urteil legte der Ehebandsverteidiger pflichtgemäß Berufung ein.

Claudia Orlini mußte warten, bis das Gericht ihre Beweisführung und die ihres Anwaltes nochmals überprüft hatte und einen Schlußstrich unter die ganze Angelegenheit setzte.

Ihre Hände zitterten, als sie endlich den ersehnten Bescheid erhielt, auf dem sie schwarz auf weiß lesen durfte:

»Dieses Urteil, das das vorhergehende bestätigt, wird hiermit exekutiv. Zehn Tage nach seiner Zustellung haben die Parteien – Claudia

di Leoni und Ottavio Orlini – das Recht, eine neue Ehe einzugehen, wenn nicht andere Hindernisse nach dem Kirchenrecht vorliegen.«

Claudia wagte es kaum zu glauben. Aber dann verlor sie keine Minute mehr. Sie vertraute die kleine Lucrezia ihren künftigen Schwiegereltern an, flog noch am gleichen Tag nach Rom, wo sie Konrad am Flughafen sehnsüchtig erwartete.

Mehr als ein Jahr nach ihrer ersten Begegnung durften sich die beiden Liebenden endlich ohne Scheu und ohne Gewissensbisse in die Arme schließen. Sie fanden keine Worte, die dem Maß ihres endlich erkämpften Glückes gerecht wurden. Sie konnten sich nur immer wieder ansehen und festhalten, ganz fest, als fürchteten sie, sich wieder zu verlieren.

Konrad Hartwig wußte, daß die Versuchung in Rom zur Bewährungsprobe seiner großen Liebe geworden war.

Schweigend, Hand in Hand, verließen sie den Flughafen, und beide schworen sich im tiefsten Herzen, daß keine Macht der Welt sie je wieder voneinander trennen sollte.